

Telegram@shabarsbibliothek

Onkel Toms Hütte

Harriet Beecher Stowe



Annotation

Arthur Shelby, ein Plantagenbesitzer in Kentucky, sieht sich in seiner finanziellen Not gezwungen, seinen besten und treuesten Sklaven, Onkel Tom, und den fünfjährigen Harry an einen skrupellosen Sklavenhändler zu verkaufen. Während Harry mit seiner Mutter auf abenteuerliche Weise Richtung Kanada flieht, beugt sich Uncle Tom demütig seinem Schicksal. Von einem Besitzer zum nächsten verkauft, ist es nur eine kurze Zeit, in der er wie ein Mensch behandelt wird. Schließlich landet Uncle Tom auf einer Baumwollplantage im Süden der USA …

- 1. Kapitel
- 2. Kapitel
- 3. Kapitel
- 4. Kapitel
- 5. Kapitel
- 6. Kapitel
- 7. Kapitel
- 8. Kapitel
- 9. Kapitel
- 10. Kapitel
- 11. Kapitel
- 12. Kapitel
- 13. Kapitel
- 14. Kapitel
- 15. Kapitel
- 16. Kapitel
- 17. Kapitel
- 18. Kapitel
- 19. Kapitel
- 20. Kapitel
- 21. Kapitel
- 22. Kapitel
- 23. Kapitel
- 24. Kapitel
- 25. Kapitel
- 26. Kapitel

- 27. Kapitel
- 28. Kapitel
- 29. Kapitel
- 30. Kapitel
- 31. Kapitel
- 32. Kapitel
- 33. Kapitel
- 34. Kapitel
- 35. Kapitel
- 36. Kapitel
- 37. Kapitel
- 38. Kapitel
- 39. Kapitel
- 40. Kapitel
- 41. Kapitel
- 42. Kapitel
- 43. Kapitel
- notes
  - 1
  - 2

1. Kapitel
Ein Mann von gütiger Gesinnung

Es war am späten Nachmittag eines frostigen Februartages, als in der Stadt P. in Kentucky zwei Herren in einem hübsch eingerichteten Wohnzimmer allein beim Weine saßen. Bediente waren nicht zugegen, und beide Herren hatten ihre Stühle eng zusammengerückt und schienen mit großem Ernst wichtige Dinge zu besprechen.

Der Einfachheit halber sagten wir zwei Herren. Doch schien diese Bezeichnung bei näherer Betrachtung auf einen der beiden nicht ganz zuzutreffen. Er war ein kurzer, untersetzter Mann mit groben, gewöhnlichen Gesichtszügen und jener schwänzelnden Beflissenheit, die den ungebildeten Menschen kennzeichnet, der sich mit seinen Ellbogen den Weg nach oben bahnt. Er war auffallend gekleidet: Zu einer Weste in schreienden Farben trug er ein blaues Halstuch mit gelben Tupfen, das zur modischen Krawatte gebunden dem herausfordernden Wesen des Mannes entsprach. Seine groben Hände waren mit Ringen bedeckt, an einer schweren, goldenen Uhrkette trug er ein Bündel von Petschaften in allen Farben und von riesiger Größe, mit denen er im Eifer des Gesprächs mit sichtlichem Behagen zu spielen pflegte. Seine Rede spottete jeder Grammatik und enthielt zahllose ordinäre Ausdrücke (die wir trotz aller Bemühungen um ein korrektes Konterfei nicht zu wiederholen beabsichtigen).

Sein Partner, Mr. Shelby, hatte das Aussehen eines Herrn, auch die Einrichtung des Hauses und das Äußere des Haushalts verrieten einen wohlhabenden, wenn nicht üppigen Lebensstil. Wie wir bereits erwähnten, waren diese beiden in einer ernsten Unterhaltung begriffen.

»Auf diese Weise würde ich die Sache erledigen«, sagte Mr. Shel–by.

»Das kann ich mit meinem Geschäft nicht vereinbaren — das ist ausgeschlossen, Mr. Shelby«, erwähnte der andere und hielt sein Glas Wein gegen das Licht.

»Aber, Haley, Tom ist wirklich ein ungewöhnlicher Bursche. Auf jeden Fall ist er diese Summe wert; ehrlich, tüchtig und zuverlässig verwaltet er meine Farm; es geht alles wie am Schnürchen.«

»Sie meinen, was man bei Schwarzen so ehrlich nennt«, sagte Ha–ley und schenkte sich ein Glas Brandy ein.

»Nein, ich meine es wörtlich. Tom ist ein guter, zuverlässiger, verständiger und frommer Bursche. Er hat die christliche Religion auf einem Lagertreffen

kennengelernt; und ich glaube, er hat sie wirklich tief in sich aufgenommen. Seit jener Zeit habe ich ihm alles, was ich habe, anvertraut — mein Geld, mein Haus, meine Pferde -, ich lasse ihn landauf, landab frei umhergehen, und er war immer ehrlich und treu.«

»Manche Leute bezweifeln, daß es überhaupt fromme Nigger gibt, Shelby«, sagte Haley mit einer großartigen Handbewegung. »Aber ich bin überzeugt, es gibt welche. Ich hatte jetzt im letzten Schub, den ich nach Orleans brachte, einen Kerl; es war wie in der Kirche, wenn man den beten hörte, und zahm und ruhig war er auch. Er brachte mir ein gut Stück Geld ein, denn ich hatte ihn billig kaufen können von jemand, der verkaufen mußte; er brachte mir 600 Dollar Reingewinn. Ja, ja, Religion ist etwas Schönes bei einem Neger, sie muß nur echt sein und kein Humbug.«

»Bei Tom ist sie kein Humbug«, entgegnete der andere. »Sehen Sie, letzten Herbst schickte ich ihn geschäftlich nach Cincinnati. 500 Dollar sollte er zurückbringen. >Tom<, sagte ich, >ich vertraue dir, denn du bist ein Christ; du wirst mich nicht betrügen.< Und richtig, Tom kam zurück. Ich hatte es gewußt. Ein paar gemeine Kerle hatten ihm zugeredet: >Tom, warum brennst du nicht durch nach Kanada?< >Der gnädige Herr hat mir doch vertraut, da kann ich nicht.< Hinterher hat man es mir erzählt. Ich muß sagen, es wird mir sauer, ihn herzugeben. Er müßte die ganze Schuld tilgen, Ha–ley, wenn Sie eine Spur von Gewissen hätten, müßten Sie das einsehen.«

»Nun, was mein Gewissen betrifft, so reicht es gerade so weit, wie man sich das im Geschäft leisten kann, daß man dabei noch fluchen darf, verstehen Sie«, sagte der Händler, seinen Witz belachend. »Außerdem tue ich allerhand für meine Freunde. Aber das ist zuviel verlangt.« Der Händler seufzte voll Selbstmitleid und goß sich einen weiteren Brandy ein.

»Na, Haley, wie denken Sie sich denn den Handel?« fragte Shelby nach einer ungemütlichen Pause.

»Ja, haben Sie nicht einen Jungen oder ein Mädchen als Zugabe zu Tom?«

»Hm, ich kann kaum einen entbehren. Um ganz offen zu sein, nur die Not zwingt mich, überhaupt einen von ihnen zu verkaufen. Tatsache ist, ich trenne mich nicht gern von meinen Leuten.«

Da ging die Tür auf, und ein kleiner Quadrone, vier–oder fünfjährig, trat ins Zimmer. Er war ein auffallend schönes und anziehendes Kind. Sein schwarzes Haar, fein wie gesponnene Seide, umrahmte in glänzenden Locken sein rundes Grübchengesicht, während seine großen, dunklen Augen voll Feuer und Sanftmut unter dichten langen Wimpern neugierig in die Stube blickten. Ein lustiger Kittel, rot und gelb kariert, gut geschnitten und hübsch gearbeitet, betonte vorteilhaft den dunklen Stil seiner aparten Schönheit. Und eine gewisse

komische Mischung von Keckheit und Schüchternheit bekundete, daß er gewohnt war, von seinem Herrn verhätschelt und beachtet zu werden.

»Hallo, Dreikäsehoch«, sagte Mr. Shelby und warf ihm pfeifend eine Weintraube zu, »da, fang auf.«

Das Kind lief mit eiligen Beinchen nach der verlockenden Gabe. Sein Herr lachte.

»Komm her, du Racker«, rief er. Das Kind kam herbei, und Mr. Shelby streichelte ihm den Lockenkopf und klopfte ihm die Wange. »Na, nun zeig einmal, wie du singen und tanzen kannst.« Und schon stimmte das Kind mit voller klarer Stimme einen jener wilden, grotesken Negergesänge an, wobei es sich selbst in genauem Takt mit der Musik und vielen komischen Gesten der Hände und Füße begleitete.

»Bravo«, sagte Haley und warf ihm das Viertel einer Orange zu. »Und jetzt geh einmal wie der alte Onkel Cudjoe, wenn er Rheumatismus hat«, rief sein Herr. Sogleich verzerrten sich die biegsamen Glieder des Kindes, und es humpelte mit gekrümmtem Rücken, auf den Stock seines Herrn gestützt, durchs Zimmer, das kindliche Gesicht schmerzlich verzogen, rechts und links ausspuckend, ganz wie der alte Mann.

Beide Herren mußten schallend lachen.

»Na, du Schlingel, nun zeig noch, wie der alte Vater Robbin den Psalm anstimmt.« Der Junge zog sein pausbäckiges Gesicht entsetzlich in die Länge und begann, mit unerschütterlichem Ernst eine Psalmmelodie durch die Nase zu intonieren.

»Hurra, bravo! Welch ein Rübchen!« sagte Haley. »Aus dem wird was, das prophezeie ich. Ich schlage Ihnen etwas vor«, erklärte er plötzlich und schlug Mr. Shelby auf die Schulter. »Geben Sie das Kerlchen drauf, und das Geschäft ist gemacht. Los, willigen Sie ein, dann ist alles erledigt.«

In diesem Augenblick ging die Tür geräuschlos auf und eine junge, ungefähr 25 Jahre alte Quadronenfrau trat herein.

Man brauchte nur einen Blick von dem Kind auf sie zu werfen, um zu erkennen, daß sie die Mutter war. Sie hatte dieselben schönen, großen, dunklen Augen mit den langen Wimpern, dasselbe seidig gewellte, schwarze Haar. Der braune Ton ihrer Haut vertiefte sich auf den Wangen zu einem sichtbaren Rot, als sie den Blick des fremden Mannes in unverhohlener Bewunderung auf sich gerichtet fühlte. Ihr Kleid war von feinstem Schnitt und brachte ihre Gestalt vorteilhaft zur Geltung, eine zartgegliederte Hand, ein schmaler Fuß und schlanke Fesseln waren Einzelheiten, die dem scharfen Auge des Händlers nicht entgingen, da er gewöhnt war, mit schnellem Blick die Vorzüge einer guten, weiblichen Ware zu taxieren.

»Nun, Eliza?« fragte ihr Herr, als sie stehenblieb und ihn zögernd anblickte.

»Verzeihen Sie, gnädiger Herr, ich suchte Harry«, und schon lief das Kind auf sie zu und zeigte ihr die Früchte, die es in seinem Kittelchen gesammelt hatte.

»Da, nimm ihn nur mit«, sagte Mr. Shelby, und eilig entfernte sie sich mit dem Kind auf dem Arm.

»Donnerwetter«, rief der Händler voller Bewunderung, »das ist die richtige Ware! Mit diesem Mädchen könnten Sie sich jeden Tag ein Vermögen in Orleans verdienen. Ich habe es seinerzeit erlebt, wie man über tausend Dollar zahlte für Mädchen, die nicht die Spur hübscher waren.«

»Ich habe gar kein Verlangen, mir ein Vermögen zu verdienen«, sagte Mr. Shelby trocken; und um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, entkorkte er eine neue Flasche Wein und fragte seinen Besucher, was er von diesem halte.

»Großartig, erstklassig«, lobte der Händler. Dann klopfte er Mr. Shelby vertraulich auf die Schulter und fügte hinzu: »Hören Sie, für wieviel träten Sie das Mädchen ab? Was soll ich bieten? Was verlangen Sie?«

»Mr. Haley, sie ist nicht zu verkaufen. Meine Frau würde sie nicht hergeben, auch nicht, wenn Sie sie in Gold aufwiegen.«

»Ach, hören Sie auf! Das behaupten Frauen immer, weil sie keinen Geschäftssinn haben. Man zeige ihnen mal, was so ein lebendes Gewicht an Schmucksachen und Putz bedeutet, das wird sie umstimmen, da gehe ich jede Wette ein!«

»Ich sage Ihnen doch, Mr. Haley, davon kann keine Rede sein. Wenn ich nein sage, meine ich nein«, sagte Shelby energisch.

»Dann lassen Sie mir wenigstens den Buben«, drängte der Händler. »Sie müssen zugeben, daß ich Ihnen dann sehr weit entgegenkomme.«

»Was in aller Welt können Sie denn mit dem Kind anfangen?« fragte Shelby.

»Nun, ich habe da einen Freund, der sich besonders mit diesem Geschäft befaßt, der kauft hübsche Kinder, um sie auf den Markt zu bringen. Nur eine Sache für Kenner, um sie als Diener an die Reichen zu verkaufen, die sich so hübsche Burschen leisten können; damit prunken sie dann in ihren großen Häusern, wenn solch ein hübscher Kerl die Tür öffnet, aufwartet und bedient. Die bringen ein gutes Stück Geld, und dieser kleine Schlingel ist obendrein noch komisch und musikalisch, ganz die richtige Ware.«

»Ich möchte ihn lieber nicht verkaufen«, sagte Mr. Shelby nachdenklich. »Tatsache ist, ich bin ein humaner Mensch und mag der Mutter das Kind nicht wegnehmen.«

»Wahrhaftig? Aha, von dieser Art! Verstehe vollkommen. Es ist auch manchmal schrecklich unangenehm mit den Weibern. Wenn sie einem die Ohren vollheulen, schrecklich unangenehm. Ich ziehe mein Geschäft meist so auf, daß ich sie ganz aus dem Spiele lasse. Können Sie nicht das Mädchen für einen Tag oder eine Woche fortschicken? Dann macht man die Sache im stillen ab, und alles ist vorbei, wenn sie zurückkommt. Ihre Frau kann ihr dann ein paar Ohrringe oder ein neues Kleid oder irgendeinen Plunder schenken, das wird sie trösten.«

»Ich fürchte, kaum.«

»Doch, doch. Diese Leute, wissen Sie, sind nicht wie wir Weiße. Die überwinden schnell, man muß sie nur richtig anfassen. Da behauptet man«, Haley sprach mit treuherziger, vertraulicher Miene, »daß diese Art von Geschäften das Gefühl abstumpft. Das habe ich nie gemerkt. Tatsächlich habe ich diese Dinge nie so gehandhabt, wie das gewisse Brüder tun. Die reißen der Mutter das Kind aus den Armen und verkaufen es kaltlächelnd, während die Mutter ihnen die Ohren vollgellt, ich hab' es mit eigenen Augen gesehen. Das ist die falsche Linie, das ruiniert die Ware und macht sie untauglich für den Dienst. Ich kannte mal ein sehr hübsches Mädchen in Orleans, die hatte man mit dieser Behandlung völlig verdorben. Der Kerl, der sie kaufen wollte, hatte keine Lust, auch ihr Baby zu nehmen; ich sage Ihnen, sie geriet ganz außer sich, preßte ihr Kind in die Arme und schrie und tobte. Es geht mir heute noch durch Mark und Bein, wenn ich nur daran denke. Als sie ihr dann das Kind forttrugen und sie einschlossen, schnappte sie völlig über und starb innerhalb einer Woche. Tausend Dollar glatt hinausgeschmissen, nur wegen falscher Behandlung. Das kommt davon. Die humane Art ist immer die beste, das ist meine Erfahrung.« Damit lehnte sich der Händler in seinen Stuhl zurück und verschränkte die Arme mit einem Ausdruck tugendhafter Entschlossenheit, als sei er wahrhaftig der reine Menschenfreund.

»Man hat mich schon ausgelacht wegen meiner humanen Grundsätze«, fuhr er fort, »man hat mich darauf angesprochen. Sie sind ja sonst nicht üblich und auch nicht beliebt. Aber ich halte mich daran. Ich bin immer gut dabei gefahren; und die Fahrt hat sich jedesmal bezahlt gemacht.« Der Händler lachte über seinen Witz.

Diese Bemerkungen über die Humanität wirkten so originell und grotesk, daß auch Mr. Shelby in das Gelächter einstimmte. Vielleicht, lieber Leser, mußt du auch lachen. Humanität nimmt heutzutage mancherlei Gestalt an, und es ist noch kein Ende abzusehen, was die Menschen unter dieser Parole noch sagen und tun werden.

»Und Ihre Art von Behandlung ist dem Geschäft einträglicher als die der

anderen Händler?« fragte Mr. Shelby.

»Aber klar, das kann ich wohl sagen. Wenn ich nur irgend kann, bin ich bei dem unangenehmen Teil sehr vorsichtig, bei dem Verkauf der Kleinen usw. — die Mädels müssen dann weg -, aus den Augen, aus dem Sinn, wissen Sie. Wenn es dann geschehen und nicht mehr zu ändern ist, dann gewöhnen sie sich daran. Wissen Sie, es ist ja nicht wie bei den Weißen, die erwarten können, daß sie ihre Frauen und Kinder behalten. Die Nigger, wissen Sie, wenn man sie richtig gezogen hat, erwarten gar nichts, denen fällt das leichter.«

»Dann, fürchte ich, sind meine nicht richtig gezogen«, sagte Mr. Shelby.

»Wahrscheinlich nicht. Ihr in Kentucky verzieht eure Nigger. Ihr meint es gut mit ihnen. Aber schließlich tut ihr ihnen keinen Gefallen. Sehen Sie, ein Nigger, der in der Welt herumgeschubst und schließlich an Hinz und Kunz verkauft wird, erwartet keine Freundlichkeit und keine Gefühle. Wird er aber gut gehalten, dann trifft ihn später der rauhe Wind um so härter. Ich behaupte, eure Nigger sind völlig aufgeschmissen auf einer Stelle, wo die Plantagennigger wie die Besessenen noch singen und springen würden. Wissen Sie, Mr. Shelby, jedermann hält seine Methode für die richtige, und ich, behaupte ich, behandle die Nigger, wie man sie behandeln muß.«

»Es ist ein schönes Ding um die eigene Zufriedenheit«, sagte Mr. Shelby mit einem leichten Achselzucken und einem deutlichen Ausdruck inneren Unbehagens.

»Also«, fing Haley wieder an, nachdem sie eine Weile schweigend ihre Nüsse geknackt hatten, »was sagen Sie?«

»Ich werde mir die Sache überlegen und mit meiner Frau reden«, erwiderte Mr. Shelby. »So lange aber, Haley, wenn Sie die Dinge im stillen erledigen wollen, wie Sie sagen, schweigen Sie am besten von Ihrem Geschäft in der Nachbarschaft. Sonst erfahren es meine Jun–gens, und dann wird es nicht gerade ein stilles Geschäft, einen meiner Leute mitzunehmen, das garantiere ich Ihnen.«

»O gewiß! Natürlich! Auf alle Fälle! Aber ich muß Ihnen sagen, es eilt mir; sobald es geht, lassen Sie mich wissen, womit ich zu rechnen habe.« Er stand auf und zog sich seinen Mantel an.

»Schön. Dann kommen Sie heute abend zwischen 6 und 7 Uhr vorbei, dann sollen Sie meine Antwort haben«, sagte Mr. Shelby, und der Händler verließ den Raum unter tiefen Bücklingen.

»Ich wollte, ich hätte den Kerl die Treppe hinunterwerfen können«, sprach Mr. Shelby zu sich selbst, als er sah, daß die Tür sich schloß. »Er hatte eine unverschämte Sicherheit, er weiß, daß er mich in der Zange hat. Wenn mir einer gesagt hätte, daß ich Tom eines Tages an einen dieser gemeinen Händler in den Süden verkaufen würde, hätte ich geantwortet: Ist dein Diener ein Hund, daß du

ihn so behandelst? Und nun habe ich keinen anderen Ausweg; und Elizas Kind noch obendrein! Ich weiß, da werde ich mit meiner Frau noch manchen Strauß auszufechten haben. Auch wegen Tom noch. Das kommt von den Schulden — zum Teufel. Der Bursche kennt seinen Vorteil und will ihn wahrnehmen.«

In Kentucky gab es gewiß die mildeste Form der Sklaverei. Während in südlichen Landstrichen die Bestellung der Felder unter dem jähen Wechsel der Jahreszeiten immer im Zeichen drängender Eile vor sich ging, gestatteten es hier die landwirtschaftlichen Verhältnisse dem Neger, bei einem gemäßigten Klima seiner Arbeit ruhig und stetig nachzugehen. Auch lebte er gesünder und vernünftiger. Sein Herr aber war zufrieden mit dem regelmäßigen Ertrag seiner Felder und kam nicht in Versuchung, zugunsten eines plötzlichen und schwindelnden Gewinns in Hartherzigkeit die Interessen der Hilflosen und Bedürftigen zu opfern.

Besuchte man in Kentucky die Farmen und beobachtete die Nachsicht und Freundlichkeit der Herrschaft und die Anhänglichkeit und Treue der Sklaven, so war man versucht, an die oft zitierte, poetische Legende einer patriarchalischen Einrichtung zu glauben. Aber auf diesem freundlichen Bild lag ein tiefer Schatten — der Schatten des Gesetzes. Solange das Gesetz alle diese Menschen mit klopfendem Herzen und lebendigem Gefühl nur als tote Sachen betrachtete, die einem Herrn gehören — solange ein Bankrott, ein Mißgeschick, die Unklugheit oder der Tod des besten Herrn die Ursache sein konnte, daß seine Sklaven mit einem Schlag ein Leben des friedlichen Schutzes, der freundlichen Nachsicht gegen hoffnungsloses Elend und dauernde Plage aufgeben mußten — solange war es unmöglich, die beste Sklaverei erfreulich und angenehm zu machen.

Mr. Shelby hatte einen gutartigen und freundlichen Charakter und war durchaus geneigt, gegen seine Umwelt Nachsicht zu üben. Er hatte es auf seinem Besitz niemals an dem Geringsten fehlen lassen, seinen Negern das Leben behaglich zu machen. Jedoch hatte er großzügig und leichtsinnig spekuliert und sich in Schulden gestürzt. Seine Schuldscheine waren Haley in die Hände gefallen, diese kurze Erklärung ist der Schlüssel zu der vorgehenden Unterhaltung.

Nun hatte es sich gefügt, daß Eliza, als sie sich der Tür näherte, genug von der Unterhaltung aufgefangen hatte, um zu verstehen, daß der Händler ihrem Herrn ein Angebot auf ihren Buben gemacht, oder irrte sie sich? Ihr Herz schlug schwer, und unwillkürlich preßte sie den Knaben so fest an sich, daß er erstaunt zu ihr aufsah.

»Eliza, Mädchen, hast du Kummer?« fragte ihre Herrin, als sie den Waschständer umgeworfen und den Stickrahmen zerbrochen hatte und

schließlich ihrer Herrin geistesabwesend ein langes Nachthemd statt des geforderten seidenen Kleides aus dem Schrank holte.

Eliza fuhr auf. »Oh, gnädige Frau!« sagte sie und schlug flehend die Augen auf, dann in Tränen ausbrechend, setzte sie sich auf einen Stuhl.

»Aber Eliza, was ist denn los?«

»Oh, gnädige Frau! Im Wohnzimmer hat ein Händler mit dem gnädigen Herrn gesprochen. Ich habe ihn gehört.«

»Nun, du dummes Kind, was ist dabei?«

»Oh, gnädige Frau, glaubt ihr, der gnädige Herr wird meinen Harry verkaufen?« Und das arme Geschöpf brach in Schluchzen aus.

»Ihn verkaufen? Nein, du Dummerchen! Du weißt doch, der gnädige Herr wird sich niemals mit den südlichen Händlern einlassen; solange seine Leute sich gut aufführen, wird er sie nicht verkaufen. Und wer sollte denn deinen Harry kaufen wollen, du törichtes Kind? Denkst du wirklich, alle Welt ist so vernarrt in ihn wie du? Komm, sei wieder vergnügt und hake mir mein Kleid zu. So ist es recht, und nun lege mir das Haar am Hinterkopf in die hübschen Flechten, wie du es neulich gelernt hast. Das ist gescheiter als das Horchen an der Tür.«

»Ja, aber gnädige Frau, Ihr würdet niemals Eure Einwilligung geben, wenn sie wirklich …?«

»Unsinn, Kind. Ich würde nicht daran denken. Dann könnte ich ebensogut meine eigenen Kinder verkaufen. Wirklich, Eliza, du bist zu stolz auf den kleinen Kerl. Ein Mann braucht nur seine Nase in die Tür zu stecken und schon bildest du dir ein, er will das Kind kaufen.«

Dieser zuversichtliche Ton beruhigte Eliza, so daß sie sich flink und geschickt an die Toilette ihrer Herrin machte und schließlich selbst über ihre Ängste lachte.

Mrs. Shelby war eine Frau von hoher, geistiger und moralischer Bildung. Außer jener natürlichen Großmut und Freiheit des Geistes, die man bei den Frauen in Kentucky häufig fand, besaß sie religiöses Empfinden und hohe moralische Grundsätze, die sie in die Tat umzusetzen pflegte. Ihr Mann, der sich nicht weiter um Religion bemühte, bewunderte und achtete ihre Beständigkeit, auch hatte er vor ihren Ansichten vielleicht ein wenig Angst. Jedenfalls ließ er ihr völlig freie Hand in ihrem liebevollen Bemühen um das Wohlergehen, die Erziehung und Besserung ihrer Leute. Er selber freilich beteiligte sich nicht daran. In der Tat schien er irgendwie der Ansicht zu sein, daß die Frömmigkeit und Güte seiner Frau für zwei ausreiche, wobei er die leise Erwartung hegte, durch den Reichtum ihrer Tugenden, an denen er keinen Anteil hatte, gleichfalls in den Himmel zu kommen.

Jetzt lag es ihm wie eine Zentnerlast auf der Seele, daß er ihr nach seiner Abmachung mit dem Händler dieses Ergebnis mitteilen mußte. Er wußte genau, mit welcher Opposition er dabei zu rechnen hatte.

Mrs. Shelby hatte nicht den leisesten Argwohn bezüglich der Geldverlegenheit ihres Mannes; sie kannte nur seinen gutmütigen Charakter und war deshalb durchaus gutgläubig, als sie Elizas Verdacht zerstreute. Tatsächlich schenkte sie der ganzen Sache keine weitere Beachtung mehr, sondern rüstete sich zu einem Abendbesuch, so daß sie bald alles andere vergessen hatte.

2. Kapitel
Die Mutter

Eliza war von Jugend auf als ein besonderes Hätschelkind ihrer Herrin erzogen worden. Man hatte sie mit einem aufgeweckten, begabten jungen Mulatten verheiratet, mit Namen Georg Harris, der auf einem Nachbargut als Sklave diente.

Diesen jungen Menschen hatte sein Herr an eine Sackleinwandfabrik vermietet, wo er auf Grund seiner Geschicklichkeit und Klugheit sehr bald als erste Kraft galt. Er hatte eine Maschine zur Reinigung des Hanfes erfunden, die große technische Begabung verriet.

Er sah sehr gut aus und besaß angenehme Manieren, so daß er in der Fabrik bei allen wohlgelitten war. Doch in den Augen des Gesetzes war dieser junge Mann kein Mensch, sondern eine Sache, allen guten Eigenschaften zum Trotz, Eigentum eines ordinären, engherzigen und tyrannischen Herrn. Derselbe Herr hatte von Georgs ruhmreicher Erfindung gehört. Nun ritt er zur Fabrik hinüber, um sich anzusehen, was sein gescheites Stück Eigentum ausgeheckt hatte. Der Fabrikherr empfing ihn begeistert und gratulierte ihm zu einem solch wertvollen Sklaven.

Georg selbst führte ihn durch die Fabrikanlage und zeigte ihm die neue Maschine. Er tat dies in strahlender Laune und glücklichem Stolz und nahm sich dabei so hübsch und stattlich aus, daß sein Herr sich eines unbehaglichen Gefühls der eigenen Minderwertigkeit nicht erwehren konnte. Was nahm sich sein Sklave heraus, im Lande umherzuwandern, Maschinen zu erfinden und sich unter freien Bürgern wie ihresgleichen zu benehmen? Das wollte er ihm schon austreiben. Er würde ihn sofort mitnehmen und ihn daheim hacken und graben lassen. Dann konnte man ja sehen, ob er noch so geleckt dahergehen würde.

So geschah es, zur allgemeinen Überraschung des Fabrikanten und seiner Arbeiter, daß er plötzlich Georgs Lohn verlangte und damit seine Absicht kundtat, ihn mit nach Hause zu nehmen.

»Aber, Mr. Harris«, protestierte der Fabrikherr. »Das ist doch sehr plötzlich!«

»Wenn schon — dafür ist er mein Sklave.«

»Wir wären bereit, die Entschädigungssumme zu erhöhen.«

»Kommt gar nicht in Betracht. Ich habe es nicht nötig, meine Leute zu verdingen.«

»Aber lassen Sie doch mit sich reden. Er hat doch eine besondere Begabung für diese Arbeit.«

»Das mag schon sein. Als er bei mir war, zeigte er sich niemals besonders begabt für irgendeine Arbeit, zum Teufel.«

»Aber Sie müssen bedenken: Er hat doch die Maschine erfunden!« warf einer der Arbeiter wenig glücklich dazwischen.

»Das ist es ja gerade. Natürlich eine arbeitsparende Maschine. Kunststück, daß er die erfindet. Dazu taugen die Nigger. Sind selber weiter nichts als arbeitsparende Maschinen. Nein, er geht noch heute.«

Georg stand wie vom Blitz getroffen, als eine äußere Macht sein Schicksal — wie er nur allzugut wußte — so plötzlich und unabänderlich entschied. Er verschränkte die Arme und biß sich auf die Lippen, aber in seinem Innern tobte ein Vulkan der Empörung und Bitterkeit, und wie Feuer rann es ihm durch die Adern. Sein Atem ging rasch, und seine großen dunklen Augen sprühten Funken, im nächsten Augenblick hätte er sich zu einer unbedachten Äußerung hinreißen lassen, hätte nicht der Fabrikbesitzer freundlich seinen Arm berührt und leise zu ihm gesagt:

»Gib nach, Georg. Geh vorläufig mit. Später werden wir dir helfen.«

Dem Tyrannen entging das Flüstern nicht, dessen Sinn er leicht erriet, wenn er auch die Worte nicht verstand. Das bestärkte ihn nur in seinem Entschluß, sein Opfer nicht aus der Gewalt zu lassen.

So kam Georg nach Hause, wo man ihm die niedrigsten Hofarbeiten auftrug. Es war ihm bisher gelungen, jeden Widerspruch zu unterdrücken, aber sein flammendes Auge, seine düstere und umwölkte Stirn redeten eine sehr beredte Sprache, die sich nicht unterdrücken ließ, und waren die untrüglichsten Zeichen, daß ein Mensch niemals zu einer Sache werden kann.

Während seiner glücklichen Fabrikzeit hatte Georg seine zukünftige Frau kennengelernt und geheiratet. In dieser Zeit hatte er nach Belieben kommen und gehen dürfen, denn sein Arbeitgeber vertraute ihm und gewährte ihm jede Freiheit.

Mrs. Shelby hatte die Heirat mit Vergnügen gebilligt. Mit der echt weiblichen Freude am Ehestiften hatte sie allzugern ihren hübschen Liebling einem Mann vom selben Stande anvertraut, der zu dem Mädchen so gut zu passen schien. Das junge Paar wurde in Mrs. Shelbys großem Wohnzimmer getraut, und die Herrin selber schmückte das reiche Haar der Braut mit Orangenblüten und befestigte darin den bräutlichen Schleier, der schwerlich ein schöneres Haupt hätte zieren können. Auch fehlte es nicht an weißen Handschuhen, an Wein und Kuchen, auch nicht an bewundernden Gästen, die laut die Schönheit der Braut und die großzügige Freigebigkeit der Herrin zu

preisen wußten. Ein, zwei Jahre lang sah Eliza ihren Mann recht häufig, und nichts vermochte ihr Glück zu trüben als der Verlust zweier kleiner Kinder, die sie leidenschaftlich geliebt hatte und nun so hemmungslos betrauerte, daß ihre Herrin ihr sanfte Vorwürfe machte und ihrerseits in mütterlicher Sorge darauf bedacht war, diesen leidenschaftlichen Schmerz in die Bahnen der Vernunft und Religion zu lenken.

Jedoch nach der Geburt des kleinen Harry hatte sie sich allmählich beruhigt und ihren Frieden wiedergefunden. Die zerrissenen Bande, die zuckenden Nerven waren aufs neue mit einem jungen Leben verknüpft. Sie gesundete wieder, und ihr Glück war vollkommen bis zu dem Zeitpunkt, als man ihren Mann auf rohe Weise seinem verständnisvollen Brotgeber entriß und wieder unter die eiserne Fuchtel seines legalen Eigentümers brachte.

Der Fabrikant hatte Wort gehalten und Mr. Harris ungefähr zwei Wochen nach Georgs Weggang aufgesucht. Er hatte gehofft, der Sturm habe sich gelegt und er könne nun unter Aufbietung aller günstigen Angebote Georg seinem alten Arbeitsfeld wieder zuführen.

»Sparen Sie sich die Mühe«, sagte der Farmer mit verdrossener Miene, »dies ist meine eigene Angelegenheit.«

»Ich hatte nicht die Absicht, mich einzumischen, ich dachte, es läge in Ihrem eigenen Interesse, uns den Mann zu den vorgeschlagenen Bedingungen zurückzugeben.«

»Oh, ich weiß, wo das hinausläuft. Ich habe wohl gesehen, wie Sie miteinander tuschelten, damals, als ich ihn mitnahm. Aber ich lasse mich nicht übers Ohr hauen. Wir leben in einem freien Lande — der Mann gehört mir, und ich kann mit ihm tun und lassen, was ich will — und damit basta.«

Damit war Georgs letzte Hoffnung dahin. Ein Leben voller Plage und Mühsal war alles, was er vor sich sah, erschwert durch die kleinlichen Schikanen, die nur eine niedrige Tyrannei ersinnen kann.

Ein sehr humaner Jurist hat einmal behauptet, das Schlimmste, was man einem Menschen antun könne, sei, ihn aufzuhängen. Weit gefehlt. Es gibt noch Schlimmeres, was man ihm antun kann.

Telegram@shabarsbibliothek

3. Kapitel
Der Ehemann und Vater

Mrs. Shelby war ausgefahren, und Eliza stand ein wenig niedergeschlagen in der Veranda und sah dem fortrollenden Wagen nach, als sich eine Hand auf ihre Schulter legte. Sie fuhr herum, und alsbald leuchteten ihre schönen Augen auf.

»Ach, Georg, du bist es? Wie hast du mich erschreckt! Aber ich bin froh, daß du gekommen bist. Die gnädige Frau ist für den Nachmittag weggefahren. Komm mit auf mein Zimmer, da sind wir ungestört.«

Mit diesen Worten zog sie ihn in ein hübsches kleines Zimmer, das auf die Veranda mündete, wo sie gewöhnlich in Hörweite ihrer Herrin mit einer Näharbeit beschäftigt saß.

»Wie froh ich bin! Lach doch ein bißchen! Sieh den Harry! Ist er nicht ein schöner Kerl?« fragte Eliza, eine Locke hochhebend und ihn küssend.

»Ich wollte, er wäre nie geboren«, erwiderte Georg voll Bitterkeit. »Ich wollte, ich wäre auch nie geboren.«

Erschrocken und ganz überrascht setzte sich Eliza nieder, und den Kopf an die Schulter ihres Mannes gelehnt, brach sie in Tränen aus.

»Aber, aber, Eliza, armes Mädchen, ich bin ein schlechter Kerl, dir das anzutun«, sagte er liebevoll. »Ach, ich wollte, wir hätten uns nie gesehen, dann wärst du glücklicher geworden.«

»O Georg, wie kannst du nur so reden. Was ist denn nur Schreckliches geschehen, oder was wird geschehen? Ich weiß, bis vor kurzem sind wir sehr glücklich gewesen.«

»Das stimmt, Mädchen«, antwortete Georg. Nachdem er das Kind auf seine Knie gezogen, blickte er aufmerksam in seine dunklen Glutaugen und glitt mit der Hand über seine langen Locken.

»Er ist genau wie du, Eliza. Du bist das schönste Weib, das ich je gesehen habe, und die Beste, die mir je begegnete. Ach, und doch wünsche ich, wir hätten uns nie gesehen!«

»O Georg, wie kannst du nur!«

»Ja, Eliza, es ist ein Elend, ein einziges Elend. Mein Leben ist bitter wie Wermut. Aller Mut hat mich verlassen. Ich bin nur noch ein armer, elender, verlassener Arbeitsgaul. Ich werde dich nur mit mir hinunterziehen, nichts weiter. Wozu mühen wir uns, wozu lernen wir und wollen vorankommen? Wozu

leben wir überhaupt? Ich wollte, ich wäre tot!«

»Halt ein, Georg, versündige dich nicht. Ich weiß, wie sehr du dich grämst, daß du die Stelle in der Fabrik verloren hast, und wie grausam dein Herr ist. Aber ich bitte dich, habe Geduld, vielleicht wird bald etwas …«

»Geduld?« sagte er, sie unterbrechend, »habe ich nicht Geduld gehabt? Habe ich nicht geschwiegen, als er kam und mich dort wegholte, aus keinem ersichtlichen Grunde, wo ich mich so wohl fühlte? Ich habe ihm ehrlich jeden Pfennig abgeliefert, den ich verdiente, und alle sagten, daß ich fleißig war.«

»Ach, es ist furchtbar. Aber schließlich, mußt du bedenken, ist er dein Herr.«

»Mein Herr! Wer hat ihn zu meinem Herrn gemacht? Darüber denke ich die ganze Zeit nach. Welches Recht hat er auf mich? Ich bin ein Mensch, so gut wie er. Ich bin ein besserer Mensch als er. Ich verstehe viel mehr vom Geschäft. Ich bin ein besserer Verwalter. Ich kann besser lesen als er, ich habe eine bessere Handschrift. Und ich habe alles allein gelernt, nicht durch sein Verdienst. Ich habe es ihm zum Trotz gelernt. Wer gibt ihm jetzt das Recht, aus mir einen Packesel zu machen? Warum darf er mir die Aufgabe nehmen, die ich verstehe, besser verstehe als er, um mir statt dessen Arbeit aufzuhalsen, die jedes Tier besorgen kann? Das versucht er. Er sagte, er will mich kleinkriegen und mich erniedrigen. Darum verlangt er von mir die schmutzigsten, niedrigsten und schwersten Dienste, alles mit Absicht.«

»O Georg, du machst mir Angst! Ich habe dich nie so reden hören. Das geht nicht gut ab. Du hast ja recht mit allem, aber um Gottes willen sei vorsichtig! Denke an mich und Harry!«

»Ich war vorsichtig, und ich war geduldig. Aber es wird nur immer schlimmer. Ich kann es nicht länger ertragen. Er läßt sich keine Gelegenheit entgehen, mich zu quälen und zu schinden. Ich dachte, ich könnte in Ruhe meine Arbeit verrichten und nebenbei noch etwas lesen und lernen; aber je mehr ich tue, desto mehr bürdet er mir auf. Er sagte, wenn ich auch nicht redete, so sehe er doch, daß ich den Teufel im Leibe hätte, den wolle er mir austreiben. Und eines Tages treibt er ihn heraus, dann wird er sein blaues Wunder erleben.«

»O Gott, was wird aus uns?« rief Eliza in echtem Schmerz.

»Erst gestern«, fuhr Georg fort, »lud ich Steine in einen Karren, als der junge Herr Tom daneben stand und so nahe neben dem Pferd anfing, mit der Peitsche zu knallen, daß das Tier scheute. Ich bat, er möge es lassen, so freundlich wie ich konnte — da tat er es erst recht. Als ich ihn abermals bat, wandte er sich um und schlug nach mir. Da hielt ich seine Hand fest, aber er brüllte und trat nach mir und lief zu seinem Vater und sagte, ich hätte ihm weh getan. Der kam wutentbrannt herbei und schrie, er wolle mich lehren, wer mein

Herr sei. Und er band mich an einem Baum fest und schnitt dem kleinen Herrn frische Ruten ab, damit er mich schlagen könne, bis er müde sei. Und er hat es getan. Eines Tages werde ich es ihm heimzahlen.« Die Stirn des jungen Mannes umwölkte sich, und in seinen Augen brannte ein wildes Feuer, so daß sein junges Weib erzitterte. »Wer hat diesen Mann zu meinem Herrn gemacht? Das wüßte ich gern!«

»Ach«, sagte Eliza traurig, »ich habe immer gedacht, ich müsse dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau gehorchen, sonst sei ich keine gute Christin.«

»Du hast auch manchen Grund dazu. Sie haben dich wie ihr eigenes Kind erzogen, dich ernährt und gekleidet, dich gepflegt und unterrichtet, so daß du eine gute Erziehung bekamst. Sie können dich mit Recht beanspruchen. Aber ich wurde nur getreten und geknufft und mit Flüchen bedacht. Höchstens, daß sie mich einmal nicht beachteten. Was schulde ich ihnen? Ich habe meinen Unterhalt mehr als hundertmal bezahlt. Ich ertrage es nicht länger, nicht einen Tag!« Und er ballte zornig die Fäuste.

Eliza zitterte und schwieg. Sie hatte ihren Mann noch nie in einer solchen Verzweiflung gesehen. Ihre eigenen sanften Begriffe von Pflicht und Moral schienen vor diesem Sturm der Leidenschaft wie Spreu zu verwehen.

»Du kennst doch den armen kleinen Carlo, den Hund, den du mir geschenkt hast?« hub Georg aufs neue an. »Das gute Tier war dort mein einziger Trost. Er schlief des Nachts bei mir und wich mir am Tage nicht von der Seite. Und immer blickte er mich an, als verstünde er meine Not. Neulich fütterte ich ihn gerade mit ein paar Abfällen, die ich an der Küchentür aufgelesen hatte, als der Herr vorbeikam. Er sagte sogleich, ich fütterte den Hund auf seine Kosten, er könne es sich nicht leisten, jedem Nigger einen Hund zu halten. Darum befahl er mir, dem Tier einen Stein um den Hals zu binden und es im Teich zu ertränken.«

»O Georg, das hast du nicht getan?«

»Ich? Gewiß nicht, wohl aber er. Der Herr und Tom warfen mit Steinen nach dem armen Tier, als es im Wasser ertrank. Ach, es tat mir weh! Es blickte mich so traurig an, weil ich ihm nicht zu Hilfe kam. Mich hat man statt dessen ausgepeitscht, weil ich mich geweigert hatte. Das soll mir gleich sein. Mit Prügel bekommt man mich nicht klein, meine Stunde wird noch schlagen, der Herr soll sich noch wundern.«

»Was hast du vor? O Georg, versündige dich nicht! Vertraue doch auf Gott und bleib auf dem rechten Wege, dann wird er dich erlösen.«

»Ich bin kein Christ wie du, Eliza. Mein Herz ist voller Bitterkeit. Ich kann nicht auf Gott vertraun, warum läßt er solche Dinge geschehen?«

»O Georg, wir müssen fest im Glauben stehen. Die gnädige Frau sagt, wenn

alles sich gegen uns verbündet, so müssen wir doch wissen, daß Gott alles zum besten wendet.«

»Die Leute haben gut reden; die sitzen auf Sofas und fahren fein im Wagen; laß sie an meiner Stelle sein, dann würden sie anders reden. Ich weiß, ich bin hart. Ich wollte, ich wäre es nicht. Aber alles in mir lehnt sich auf. Dir würde es an meiner Stelle nicht anders gehen. Aber ich bin noch nicht fertig. Du weißt noch nicht alles.«

»Noch etwas Schlimmes?«

»Ja. Der Herr bereut es plötzlich, daß er mir erlaubte, hierher zu heiraten. Denn er kann Mr. Shelby und dessen ganze Sippe nicht mehr ausstehen. Er sagt, sie seien stolz und rümpften die Nase über ihn. Und daß ich meinen Dünkel von dir hätte, darum will er mich nicht mehr hierher lassen. Ich soll dort ein Weib nehmen und eine Familie gründen. Anfangs schalt und brummte er nur, aber gestern befahl er mir, Minna zu heiraten und mit ihr in eine Hütte zu ziehen, sonst würde er mich flußabwärts verkaufen.«

»Wieso? Du bist doch mit mir verheiratet. Ein Priester hat uns getraut, genau wie die Weißen«, sagte Eliza unschuldsvoll.

»Weißt du nicht, daß ein Sklave nicht heiraten kann? Kein Gesetz dieses Landes garantiert ihm die Ehe. Wenn er gewillt ist, uns zu trennen, kann ich dich nicht mitnehmen als mein Weib. Darum wünschte ich, ich wäre nie geboren. Es wäre besser für uns beide. Es wäre auch besser für dieses arme Kind, es wäre nie geboren. Ihm mag das alles noch bevorstehen.«

»Aber mein Herr ist gut.«

»Das wohl. Aber wer weiß, er kann sterben, und dann wird das Kind an einen Wildfremden verkauft. Was haben wir davon, daß es hübsch und aufgeweckt und strahlend ist? Ich sage dir, Eliza, ein Schwert wird durch deine Seele gehen für jede gute Eigenschaft, die dein Kind besitzt. Es wird zu wertvoll, als daß du es behalten könntest!«

Diese Worte zerrissen Elizas Herz. Das Bild des Händlers trat ihr wieder drohend vor Augen. Sie wurde weiß wie die Wand und rang nach Atem, als ob ihr jemand einen tödlichen Streich versetzt hätte. Unruhig blickte sie sich nach dem Kinde um, das sich, gelangweilt und der ernsten Unterhaltung der Eltern, auf die Veranda verzogen hatte, wo es triumphierend auf Mr. Shelbys Spazierstock ritt. Sie hätte ihrem Mann gern ihre Ängste anvertraut, aber sie besann sich rechtzeitig.

»Nein — nein. Er hat schon genug zu tragen, der Ärmste. Ich sage es lieber nicht. Es stimmt auch gar nicht, die gnädige Frau hat uns noch nie betrogen!«

»Also Eliza, liebes Weib«, sagte Georg mit traurigem Blick, »sei tapfer und lebe wohl, denn ich muß scheiden.«

»Scheiden, Georg? Wo willst du hin?«

»Nach Kanada«, antwortete er, sich aufrichtend. »Wenn ich erst dort bin, werde ich dich freikaufen, das ist die einzige Hoffnung, die uns bleibt. Du hast einen guten Herrn, er wird sich nicht weigern, wenn ich dich freikaufe, dich und das Kind. Gott helfe uns!«

»Wie entsetzlich! Und wenn sie dich ergreifen?«

»Mich wird keiner ergreifen, Eliza. Lieber sterbe ich. Ich will die Freiheit oder den Tod!«

»Ach, du darfst dich nicht umbringen!«

»Keine Angst. Da sind sie mit dem Totschlagen schneller bei der Hand, aber auf dem Fluß werden sie mich nicht lebendig fangen.«

»O Georg, um meinetwillen, sei vorsichtig! Versündige dich nicht, lege keine Hand an dich oder einen andern. Man hat dich furchtbar gereizt, aber du sei — ja, fliehe, sei klug und vorsichtig! Bete zu Gott, er möge dir helfen.«

»Ja, Eliza, aber höre dir noch meine Pläne an. Mein Herr schickte mich heute mit einem Brief zu Mr. Symnes, der von hier noch eine Meile weiter wohnt. Er vermutet natürlich, daß ich dir im Vorbeigehen mein Herz ausschütten werde und freute sich schon, damit die Shelby–Leute zu ärgern. Nun werde ich ganz resigniert nach Hause kommen, verstehst du, als ob ich alle Hoffnung aufgäbe. Ich habe aber alles vorbereitet und habe Leute, die mir helfen. Im Laufe der Woche werde ich dann zu den Vermißten gehören. Bete du für mich, Eliza. Dich wird der Herrgott vielleicht erhören.«

»Ach, Georg, du mußt selber beten und auf ihn vertrauen. Dann wirst du kein Unrecht tun.«

»Dann lebe wohl«, sagte Georg, Elizas Hände ergreifend und ihr bewegt in die Augen blickend. Beide verharrten in tiefem Schweigen. Ihre Hoffnung auf ein Wiedersehen hing an einem Seidenfaden, letzte Worte des Abschieds, Schluchzen und bittere Tränen–das war alles, dann riß er sich los, und sie blieb weinend zurück.

4. Kapitel
Ein Abend in Onkel Toms Hütte

Onkel Toms Hütte war ein kleines Blockhäuschen neben dem >Hause<, wie die Neger die herrschaftliche Wohnung allgemein bezeichnen. An seine Vorderfront grenzte ein sauberes Stück Garten, wo jeden Sommer Erdbeeren, Himbeeren und manche andere Früchte und Gemüsearten unter sorgfältiger Pflege gediehen. An der Vorderseite der Hütte wucherten eine rote Begonie und eine einheimische Heckenrose, die so ineinander verwachsen waren, daß sie kaum eine Spur von den rohen Balken freiließen. Ferner wuchsen hier im Sommer in bunter Eintracht viele einjährige Pflanzen, Ringelblumen, Petunien und Löwenmäulchen, die unbekümmert und so recht zur Freude und Genugtuung von Tante Chloe ihren Glanz entfalten konnten.

Betreten wir also das Häuschen. Die Abendmahlzeit im Herrenhause war vorbei, und Tante Chloe, die als erste Köchin alle Vorbereitungen überwachte, hatte untergeordneten Kräften das Geschäft des Spülens und Aufräumens überlassen, um nun im eigenen blitzblanken Heim ihrem Alten das Abendbrot zu richten. In höchsteigener Person steht sie dort am Feuer und beobachtet voll Spannung und Interesse, wie es dort in der Pfanne brutzelt, oder sie lüftet mit heiligem Ernst den Deckel einer Kuchenform, deren Dämpfe zweifellos etwas Gutes verheißen. Sie hat ein rundes, schwarzes, glänzendes Gesicht, so glänzend, daß man denken könnte, sie habe es mit Eiweiß glasiert wie ihre leckeren Obsttörtchen. Unter dem gutgestärkten karierten Turban strahlt ihr fettes Gesicht vor Zufriedenheit und Genugtuung, ja wir müssen gestehen, ein Zug von Selbstbewußtsein findet sich auch darin, wie es sich für die erste Köchin der Umgegend gehört, als welche sie allgemein gilt und auch zu gelten beansprucht.

Da gab es im ganzen Hühnerhof kein Huhn, keinen Truthahn und keine Ente, die bei ihrem Anblick nicht nachdenklich wurden und angstvoll ihr letztes Stündlein nahen fühlten. Denn ihr ganzes Trachten war so sehr auf Schlachten, Füllen und Braten gerichtet, daß es jedes empfindsame Gefühl in Angst und Schrecken versetzen mußte. Ihr Maiskuchen in allen Formen seiner Abwandlung, wie Waffeln, Hörnchen und Plinsen, war allen Uneingeweihten ein heiliges Geheimnis. Ihr fetter Leib bog sich vor stolzer Heiterkeit, wenn sie von den vergeblichen Anstrengungen berichtete, die man in der Konkurrenz nicht gescheut hatte, um den Stand ihrer Vollkommenheit zu erreichen. Erwartete man

>im Hause< Gäste, waren Mittagsoder Abendtafeln besonders festlich zu richten, dann erwachten ihre Lebensgeister, dann war sie in ihrem Element. Kein Anblick war ihr mehr willkommen, als ein Stapel Reisekoffer, der sich in der Veranda türmte, dann witterte sie heiße Küchenschlachten und neue Triumphe.

Gegenwärtig jedoch ist sie vertieft in den Anblick ihrer dampfenden Kuchenform, bei welcher Beschäftigung wir sie getrost belassen können, um so lange die Hütte zu betrachten.

In einer Ecke stand ein Paradebett, sauber, mit einer schneeweißen Decke überzogen, davor lag ein Teppich von beachtlicher Größe. Auf diesen Teppich war Tante Chloe mächtig stolz, er gehörte zu einem vornehmen Leben, deshalb pflegte und hütete sie ihn, und auch das Bett, das er schmückte, ja die ganze Ecke, wie ihren Augapfel und wehrte dem Toben und Tollen des jungen Volkes, das hier nichts berühren durfte. Denn diese Ecke war der Salon der Hütte. In der anderen Ecke hingegen stand ein Bett von viel bescheidenerem Ausmaß, offensichtlich zum Gebrauch bestimmt. Über dem Kamin hingen herrliche Bilder aus der Heiligen Schrift, neben einem Porträt des Generals Washington, so erstaunlich gezeichnet und gemalt, daß es den Helden, hätte er es je zu Gesicht bekommen, bestimmt höchlichst belustigt hätte.

Auf einer einfachen Holzbank in der dritten Ecke unterhielten sich ein paar wollköpfige Jungen mit funkelnden schwarzen Augen und fettglänzenden Wangen damit, die ersten Gehversuche der Jüngsten zu überwachen, die, wie das zu sein pflegt, nur darin bestanden, daß das Baby sich aufrichtete, einen Augenblick balancierte, um dann wieder hinzufallen, wobei die Lausbuben jeden einzelnen Vorgang weidlich bewunderten.

Den Tisch, der sich etwas mühsam auf den Beinen hielt, hatte man vor dem Kaminfeuer aufgestellt. Auf dem Tischtuch prangten Tassen und Teller in schreiendem Muster, anscheinend sollte die Mahlzeit alsbald beginnen. An diesem Tisch nun saß Onkel Tom, Mr. Shelbys erste Kraft, und als den Helden unserer Geschichte müssen wir ihn dem Leser etwas näher beschreiben. Er war ein großer, breitschultriger, kräftig gebauter Mann, von glänzender tiefschwarzer Farbe, mit einem Gesicht, auf dessen typisch afrikanischen Zügen sich ein Ausdruck von ernster und verständiger Ruhe spiegelte, der von Wohlwollen und Freundlichkeit erhellt wurde.

Seine ganze Erscheinung drückte neben Würde und Selbstbewußtsein eine treuherzige und bescheidene Einfachheit aus.

In diesem Augenblick war er völlig in eine Schreibübung vertieft. Langsam und umständlich malte er auf eine Schiefertafel einige Buchstaben, wobei ihn der junge Herr Georg beaufsichtigte, ein aufgeweckter frischer Junge von dreizehn Jahren, der sich der Würde eines Lehrmeisters durchaus bewußt zu sein

schien.

»Nicht nach der falschen Seite, nicht doch«, rief er eifrig, als Onkel Tom die Schleife eines g nach rechts abbrechen wollte, »das wird ja ein q, sieh doch!«

»Ihr habt recht«, sagte Onkel Tom, und sah voll Bewunderung und Respekt, wie sein junger Lehrer wahllos beliebig viele g und q auf die Tafel zauberte, um den Stift aufs neue in seine Hand zu nehmen und von vorn zu beginnen.

»Wie leicht das alles den Weißen fällt«, sagte Tante Chloe, einen Augenblick innehaltend — sie wischte gerade eine Bratpfanne mit einer Speckschwarte aus — und den jungen Georg bewundernd anblickend, »wie fein er schreiben und lesen kann, und dann auch noch jeden Abend herüberzukommen, um seine Lektion vorzulesen, das ist allerhand.«

»Ich bin hungrig, Tante Chloe, das ist auch allerhand«, sagte Georg. »Ist dein Kuchen in der Form nicht endlich fertig?«

»Beinahe, junger Herr, beinahe«, sagte Tante Chloe, indem sie den Deckel prüfend in die Höhe hob, »wird schön braun, goldbraune Farbe. Da soll mir einer kommen! Neulich ließ die Gnädige Sally einmal backen, damit sie es lerne, wie sie sagte. >Ach, gnädige Frau<, sagte ich, >das kann ich nicht mit ansehen, da wird mir schlecht, wenn so die guten Zutaten verschleudert werden, ein Kuchen, der nur an einer Seite aufgeht und keine richtige Form annimmt wie ein alter Schuh, der kann mir gestohlen bleiben.<«

Mit diesem abschließenden Urteil ihrer Verachtung für Sallys Anfängerkünste entfernte Tante Chloe endgültig den Deckel von der Kuchenform und brachte einen herrlich gebackenen Kuchen zum Vorschein, dessen sich kein Konditor in der Stadt hätte zu schämen brauchen. Er war als Höhepunkt der Mahlzeit gedacht, so daß Tante Chloe sich nun dem anderen Teil des Abends widmen mußte.

»Weg mit euch, Mose und Peter, geht mir aus dem Weg, ihr Nigger, du auch, Polly, mein Honigkuchen, wart noch ein bißchen, Mammi gibt dir gleich etwas. Und jetzt, junger Herr, nehmt eben die Bücher fort und setzt Euch hin mit meinem Alten, ich nehme jetzt die Würstchen heraus, und dann bekommen Sie die ersten Puffer auf den Teller.«

»Ich sollte eigentlich nach Hause gehen zum Abendessen«, sagte Georg, »aber ich wußte schon, wo ich etwas Gutes bekommen würde, Tante Chloe.«

»Recht hast du, recht hast du, mein Goldjunge«, sagte Tante Chloe und häufte ihm die knusprigen Puffer auf den Teller. »Du hast gewußt, deine alte Tante hebt dir etwas Leckeres auf, du kennst dich aus«, und damit schubste sie ihn strahlend in die Seite, lachte herzlich und wandte sich wieder voll Eifer ihrer Bratpfanne zu.

»Jetzt her mit dem Kuchen«, rief Georg, nachdem der Aufruhr um die

Puffer sich etwas gelegt hatte, und dabei zückte er sein großes Messer.

»Da sei Gott vor, junger Herr«, sprach Tante Chloe im Brustton der Überzeugung, »daß Ihr mit dem schweren Messer auf meinen Kuchen losgeht, ihn plattdrückt, daß alles Lockere dahin ist — hier, das alte dünne Messer, das schärfe ich mir eigens nur dafür. Da, seht her, das schneidet leicht — nun laßt es Euch schmecken, Besseres gibt es anderswo nicht.«

»Tom Lincon behauptet« - sagte Georg mit vollen Backen kauend -, »daß ihre Jinny besser kocht als du.«

»Was kümmern uns die Lincons!« sagte Tante Chloe verächtlich, »ich meine, verglichen mit unserer Herrschaft. Sie sind gewiß ganz respektabel, wenn man keine großen Ansprüche stellt, aber von einem vornehmen Stil haben sie keinen Schimmer. Stellt doch nur Mr. Lincon einmal neben Mr. Shelby, Grundgütiger! Und erst Mrs. Lincon, kann sie so hoheitsvoll ins Zimmer rauschen wie unsere Gnädige? Keine Spur! Kommt mir nicht mit den Lincons!«

»Trotzdem hast du manchmal gesagt, Jinny sei eine ganz annehmbare Köchin«, entgegnete Georg.

»Das mag ja sein«, antwortete Tante Chloe. »Eine gute einfache Hausmannskost mag Jinny wohl zuwege bringen. Sie versteht sich aufs Brotbacken, sie kann Kartoffeln kochen, aber schon ihre Maiskuchen sind gar nicht berühmt, und was versteht sie von den feineren Künsten? Gar nichts. Freilich bäckt sie Pasteten, aber wie ist die Kruste? Schmilzt sie einem im Munde, geht der Teig locker auf wie ein Federbett? Ich bin drüben gewesen, als Fräulein Minny heiratete, und da hat Jinny mir ihre Hochzeitskuchen gezeigt. Wir sind nämlich gute Freunde, Jinny und ich. Ich habe ja nichts gesagt, aber hört Ihr bloß auf, junger Herr. Ich hätte ja die ganze Woche in der Nacht kein Auge zugetan, wenn ich solch ein Zeug gebacken hätte. Keinen Pfifferling war das wert.«

»Ich glaube, Jinny war mächtig stolz auf ihr Machwerk«, sagte Georg.

»Ja, nicht wahr? Darum zeigte sie es auch in aller Unschuld. Sie weiß es eben nicht besser. Woher sollte sie auch, bei so einer Familie? Ach, junger Herr, Ihr ahnt ja nicht, wie gut Ihr es habt in Eurer Familie und mit solch einer Erziehung.« Tante Chloe seufzte tief und verdrehte gefühlvoll die Augen.

»Aber ja, Tante Chloe, ich weiß schon, daß ich es gut habe bei all den Puddings und Pasteten«, antwortete Georg. »Frag nur Tom Lincon, ob ich nicht jedesmal radschlage vor Stolz, wenn ich ihn treffe.«

Tante Chloe lehnte sich in ihren Stuhl zurück und brach über diesen Scherz ihres jungen Herrn in ein solch schallendes Gelächter aus, daß ihr die Tränen über die schwarzen, glänzenden Backen kugelten; dabei puffte sie Georg in die Seite, schlug ihm auf die Schulter und versicherte ihm, er sei ein ausgekochter

Schlingel, sie müsse sich ja totlachen, eines Tages sei sie sicher tot, wobei sie erneut zu lachen anfing, immer länger, immer herzlicher, so daß Georg es schließlich glaubte, daß er unwiderstehlich sei und mit seinen Witzen wirklich etwas anrichten könne.

»Da hast du es aber dem Tom gegeben? O Gott, was stellt die Jugend alles an! Radgeschlagen hast du? Da lachen ja die Hühner.«

»Ja«, bestätigte Georg. »Ich sagte zu ihm: >Du solltest einmal Tante Chloes Pasteten sehen, die sind die Krone.<«

»Welch ein Jammer, daß Tom sie noch nicht kennt«, sagte Tante Chloe, deren gutmütiges Herz bei dem Gedanken an Toms glanzloses Leben sofort zu schmelzen drohte. »Ihr müßt ihn einfach mal zum Essen mitbringen, junger Herr, da könnt Ihr Euch gefällig zeigen, man darf nicht hochmütig sein, nur weil man mancherlei Vorteile genießt, die uns Gott gegeben hat ohne unser Verdienst«, und Tante Chloe wurde ganz ernst.

»Ich will Tom gern für nächste Woche hierher zum Essen einladen«, erwiderte Georg bereitwillig. »Und du wirst vom Besten auftischen, Tante Chloe, die Augen sollen ihm übergehen. Und dann soll er essen, bis er platzt, nicht wahr?«

»Ja gewiß«, rief Tante Chloe begeistert, »Ihr werdet staunen! O Gott, wenn ich an unsere Festmähler denke, wißt Ihr noch die Hühnerpastete, die ich General Knox zu Ehren buk? Die gnädige Frau und ich haben uns fast gezankt über die Kruste. Ach, ich weiß nicht, was manchmal so in die Damen fährt, immer, wenn man die Hände voll zu tun hat und die ganze Verantwortung auf einem lastet, dann ausgerechnet müssen sie hereinkommen und einem im Wege stehen. Ja also, die gnädige Frau, sie wünschte dies und wünschte das, bis ich schließlich giftig wurde und losfuhr: >Ach, gnädige Frau, betrachten Sie doch einmal Ihre Hände mit den langen Fingern, an denen die Ringe blitzen, wie meine weißen Lilien, wenn der Tau auf ihnen glänzt, und sehen Sie mal meine großen schwarzen und plumpen Hände. Glauben Sie nicht, daß Gott der Herr mich für die Pastetenkruste auserwählte und Sie für den Sa–lon?< Weiß Gott, ich war ganz giftig, junger Herr!«

»Und was hat Mutter geantwortet?« fragte Georg.

»Geantwortet? Ach, sie lachte mit den Augen, mit ihren großen, schönen Augen und sagte dann: >Oh, Tante Chloe, ich glaube, du hast recht.< Und dann ging sie stracks in den Salon. Eigentlich hätte sie mir den Kopf waschen müssen, aber es ist nun mal so, Damen kann ich in der Küche nicht brauchen.«

»Aber mit dem Essen hast du große Ehre eingelegt, ich erinnere mich noch genau, wie alle Leute voll des Lobes waren.«

»Nicht wahr? Ich habe doch hinter der Eßzimmertür gestanden und

gesehen, wie der General sich dreimal seinen Teller mit Pastete füllen ließ, und habe gehört, wie er sagte: >Sie müssen eine ausgezeichnete Köchin haben, Mrs. Shelby!< Guter Gott, ich wäre fast vor Stolz geplatzt.«

»Und der General versteht etwas vom Kochen«, fuhr Tante Chloe fort und reckte sich selbstgefällig, »sehr vornehmer Mann, der General. Stammt aus einer der ersten Familien von Altvirginia. Er versteht sich auf die Feinheiten, genau wie ich, der General. Seht Ihr, junger Herr, Pasteten haben auch ihre Feinheiten, aber die wenigsten verstehen sich darauf; der General nun, der kennt sie. Das merkte ich gleich an seinen Reden, ja, ja, der kennt die Feinheiten.«

Inzwischen war der junge Herr an dem Punkt angelangt, an dem selbst Jungen (freilich selten genug) beim besten Willen keinen Krümel mehr essen können. Als er sich aufatmend zurücklehnte, fiel sein Blick auf die wolligen Köpfe und glänzenden Augen, die aus der entgegengesetzten Ecke seiner Mahlzeit mit hungrigem Interesse gefolgt waren.

»Kommt her, ihr zwei, Mose und Peter, ihr wollt auch etwas haben, nicht wahr?« Und damit brach er freigebig große Stücke ab, die er ihnen zuwarf.

»Los, Tante Chloe, backe ihnen frische Puffer.«

Während Georg und Tom sich in die behagliche Kaminecke verzogen, buk Tante Chloe einen ansehnlichen Berg Puffer, nahm dann ihr Baby auf den Schoß und schob abwechselnd ihm und sich die Bissen in den Mund. An Mose und Peter teilte sie auch aus, die schienen aber am liebsten unter dem Tisch zu essen, wobei sie sich auf dem Boden kugelten, einander in den Haaren zausten und zuweilen das Baby an den Füßchen kitzelten.

»Macht, daß ihr weiterkommt«, schalt die Mutter, aufs Geratewohl unter den Tisch tretend, wenn der Trubel gar zu sehr überhand nahm. »Könnt ihr euch nicht benehmen, wenn weiße Herrschaften zu Besuch da sind? Nun hört auf, verstanden! Nehmt euch in acht, sonst faß ich euch ein Knopfloch tiefer, wenn der junge Herr weg ist.«

Es war nicht recht klar, was diese fürchterliche Drohung besagen sollte, aber offensichtlich verfehlte sie ihre Wirkung auf die jugendlichen Sünder vollkommen.

»Laß nur«, brummte Onkel Tom, »sie stecken voller Flausen, sie können nichts dafür.«

Nach diesen Worten krochen die Jungens unter dem Tisch hervor und machten sich mit herrlich verschmierten Sirupgesichtern und–händen daran, das Baby abzuküssen.

»Schert euch!« rief die Mutter und drängte die wolligen Köpfe zur Seite. »Ihr klebt ja alle zusammen, und ich kriege euch nicht mehr auseinander. Marsch, geht an den Brunnen und wascht euch!« Bei diesem Gebot verabfolgte

sie jedem einen Klaps, der gefährlich klang, den Kindern aber nur ein neues Gelächter entlockte. Einer über dem anderen purzelten sie aus der Tür, wo sie vor Übermut hell aufkreischten.

»Hat man je so eine Bande gesehen«, seufzte Tante Chloe wohlgefällig und kramte ein altes Handtuch hervor, das zu diesen Zwecken diente, goß ein wenig Wasser aus dem alten wackeligen Teekessel und säuberte Babys Hände und Füße von den Sirupspuren. Blank geputzt und schwarz poliert setzte sie die Kleine auf Toms Knie und räumte den Tisch ab. Das Baby benutzte die Zeit, um Tom an der Nase zu ziehen, sein Gesicht zu kratzen und die Händchen in seinem wolligen Haar zu vergraben, was ihm offensichtlich großes Vergnügen bereitete.

»Ist sie nicht eine gelungene Person?« sagte Tom, hielt Polly in Armeslänge von sich und betrachtete sie. Dann stand er auf, setzte sie auf seine breite Schulter und sprang und tanzte mit ihr, während Georg ihr mit seinem Taschentuch zuwinkte und Mose und Peter, die zurückgekommen waren, ein wahres Löwengebrüll anstimmten, bis Tante Chloe erklärte, dieser Krach brächte sie noch um den Verstand. Da er aber nach ihrer eigenen Erklärung zum täglichen Programm gehörte, machte ihre Drohung der Heiterkeit kein Ende, sie verebbte erst, als jeder nach Herzenslust geschrien, getanzt und getobt hatte.

»Na, nun habt ihr euch hoffentlich beruhigt«, sagte Tante Chloe, geschäftig ein ungefügtes Rollbett hervorziehend. »Hier, Mose und Peter, ihr verschwindet, denn wir haben jetzt die Abendandacht.«

»Ach, Mutter, wir haben keine Lust, wir wollen dabei sein, bei der Andacht. Da ist es immer so komisch, wir haben das so gern.«

»Ach, Tante Chloe, laß sie aufbleiben, schieb das Bett weg«, sagte Georg, dem Ding einen Tritt versetzend.

Tante Chloe hatte nur das Ansehen wahren wollen, nun war sie allzu bereit, das Bett wieder zusammenzuschieben, wobei sie bemerkte: »Die Andacht wird ihnen heilsam sein.«

Die ganze Familie beriet sich nun, welche Vorkehrungen zur Andacht zu treffen seien.

»Wie es ohne Stühle gehen soll, ist mir schleierhaft«, erklärte Tante Chloe. Da die Andacht aber schon seit undenklichen Zeiten bei Onkel Tom stattfand, konnte man hoffen, auch diesmal dieser Schwierigkeit Herr zu werden.

»Der alte Onkel Peter hat das letztemal den besten Stuhl beim Singen um seine zwei Beine gebracht«, erinnerte Mose.

»Du halt den Mund, ich wette, du hast sie rausgezogen, das sähe dir ähnlich«, entrüstete sich Tante Chloe.

»Ach, er steht ja, wenn man ihn fest gegen die Wand lehnt«, sagte Mose.

»Dann darf Onkel Peter nicht darauf sitzen, er rutscht immer beim Singen,

neulich ist er durch die ganze Küche gerutscht, als er sang«, sagte Peter.

»Au fein, dann muß er gerade darauf sitzen«, rief Mose, »wenn er dann anfängt - >Kommt Heilige und Sünder, kommt herbei< -, pardautz, liegt er unten.« Bei diesen Worten ahmte Mose die nasalen Laute des alten Mannes getreulich nach und ließ sich zu Boden fallen, um die geschilderte Katastrophe deutlich zu machen.

»Jetzt hör aber auf«, rief Tante Chloe, »schämst du dich denn gar nicht?«

Georg aber stimmte herzlich in das Lachen des Sünders ein und erklärte, er sei ein Tausendsassa. Damit verfehlte die mütterliche Entrüstung ihre Wirkung.

»Na, Alter«, sagte Tante Chloe, »dann roll nur deine Fässer herein.«

»Mutters Fässer sind wie die Fässer der Witwe, von denen der junge Herr neulich vorlas, sie sind immer sicher«, flüsterte Mose seinem Bruder zu.

»Ich weiß noch, eins brach das letztemal zusammen, und alle sind beim Singen hingestürzt, nennst du das sicher?« Während dieser Seitenbemerkung hatte man zwei leere Fässer hereingerollt, mit Steinen auf jeder Seite am Weiterrollen gehindert und Bretter darüber gelegt, dann stürzte man etliche Wannen und Eimer um, richtete die wackeligen Stühle her und hatte damit alle Vorbereitungen beendet.

»Der junge Herr kann so schön vorlesen, vielleicht bleibt er noch und liest uns das Evangelium. Es klingt dann gleich so viel interessanter«, sagte Tante Chloe. Georg stimmte bereitwillig zu; Jungens sind immer zu allem bereit, was ihnen eine gewisse Wichtigkeit verleiht.

Bald füllte sich die Hütte mit einer bunten Gesellschaft. Von den alten grauköpfigen Patriarchen von achtzig Jahren bis zu den jungen Mädchen und Burschen von fünfzehn. Es entspann sich sogleich eine harmlose kleine Klatscherei, wo zum Beispiel die alte Tante Sally ihr rotes Taschentuch herhabe und daß die gnädige Frau Lissy das gepunktete Musselinkleid schenken würde, wenn die Schneiderin ihr die neuen Toiletten gerichtet hätte, und daß Mr. Shelby sich einen neuen Rotfuchs kaufen wolle, was dem Hause neue Ehre bringen würde. Einige Mitglieder der Gemeinde gehörten zu benachbarten Familien, die ihnen die Teilnahme an der Andacht gestatteten; sie brachten immer einige besonders interessante Neuigkeiten über Geschehnisse und Gespräche ihres Hauses und ihres Gutes mit, die wie Münzen fröhlich von Hand zu Hand gingen, nicht anders als in den Kreisen der Gesellschaft.

Kurz danach begann sichtlich zur allgemeinen Freude das gemeinsame Singen.

Danach wurde Georg gebeten, die letzten Kapitel der Offenbarung vorzulesen, wobei er oftmals unterbrochen wurde von den verschiedensten Ausrufen »Wie wunderbar«, »Hört nur, hört«, »Stellt euch das vor«, »Wird das

alles gewiß geschehen?«

Georg, als ein aufgeweckter Junge, in religiösen Dingen von seiner Mutter auf das Sorgfältigste unterwiesen, sah sich damit im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, was ihn anfeuerte, mit lobenswertem Ernst eigene Erläuterungen einzuflechten, weshalb ihn die jungen Zuhörer bewunderten und die alten segneten. Allgemein war man der Ansicht, daß kein Prediger es besser verstünde und daß es tatsächlich erstaunlich sei.

Onkel Tom aber galt für die ganze Umgebung in religiösen Dingen als eine Art Patriarch. Vorherrschend in seinem Charakter war ein starker, natürlicher Sinn für das Moralische. Dazu kam die größere Tiefe und Bildung seines Gemüts, so daß er unter seinesgleichen allgemein eine geistliche Autorität genoß; der schlichte, zu Herzen gehende und ehrfürchtige Ton seiner Erklärungen hätte selbst gebildete Zuhörer erbauen können. Im Gebet aber zeigte er seine größte Kraft. Die rührende Einfalt und der kindliche Ernst seines Gebets waren nicht zu überbieten; dazu kam, daß er sich die Sprache der Heiligen Schrift unbewußt so zu eigen gemacht hatte, daß sie ihm frei und natürlich von den Lippen floß. Nach Aussage frommer alter Neger war sein Gebet wahrhaft >erhebend< und wirkte so stark auf die Gemüter seiner Gemeinde, daß es zuweilen von den stürmischen Antwortgesängen ganz übertönt wurde.

Während dieser Szene in der Hütte seines Sklaven ging eine ganz andere im Hause des Herrn vor sich.

Dort saßen der Händler und Mr. Shelby in dem bereits erwähnten Eßzimmer zusammen an einem runden Tisch, der mit Papieren und Schreibgerät bedeckt war.

Mr. Shelby war dabei, ein Bündel Banknoten zu zählen, die er dem Händler zuschob, der sie gleichfalls zählte.

»In Ordnung«, sagte der Händler, »und nun noch die Unterschrift.«

Mr. Shelby griff hastig nach dem Kaufkontrakt und unterschrieb ihn wie ein Mann, der rasch ein lästiges Geschäft erledigt. Zusammen mit dem Gelde schob er ihn zurück. Haley brachte nun aus seiner abgeschabten Brieftasche ein Pergament zum Vorschein, das er einen Augenblick überprüfte und dann Mr. Shelby aushändigte, der mit heimlichem Eifer danach griff.

»Damit ist die Sache aus der Welt geschafft«, sagte der Händler und stand auf.

»Scheint mir, daß es Sie wenig freut«, bemerkte der Händler.

»Haley«, sagte Mr. Shelby, »ich hoffe sehr, Sie werden Ihr Versprechen nicht vergessen, daß Sie auf Ehre Tom nicht in unbekannte Verhältnisse verkaufen wollen.«

Telegram@shabarsbibliothek

»Das haben Sie aber soeben getan«, erwiderte der Händler.

»Sie wissen sehr wohl, daß die Umstände mich gezwungen haben«, antwortete Shelby hochmütig.

»Das könnte auch bei mir der Fall sein«, sagte der Händler. »Jedenfalls werde ich mein Bestes tun, um Tom eine gute Stelle zu verschaffen. Wegen meiner Behandlung machen Sie sich keine Sorgen. Ich danke dem Himmel, daß Grausamkeit nicht zu meinen Fehlern gehört.«

Die früheren Ausführungen des Händlers über seine humanen Prinzipien waren nicht dazu angetan gewesen, Mr. Shelby besonders zu beruhigen, freilich waren sie in diesem Fall der einzige Trost; so entließ er den Händler stillschweigend und widmete sich nachdenklich einer Zigarre.

5. Kapitel
Zeigt die Gefühle der Menschenware beim Wechsel ihres Herrn

Herr und Frau Shelby hatten sich zur Nacht auf ihr Zimmer zurückgezogen. Er ruhte noch lässig in einem breiten Lehnstuhl und durchflog einige Briefe, die die Nachmittagspost gebracht hatte, während sie vor dem Spiegel ihr Haar ausbürstete, das Eliza so kunstvoll in Locken und Flechten gelegt hatte. Sie hatte das Mädchen wegen seines elenden Aussehens gleich zu Bett geschickt, nun fiel ihr die Unterhaltung vom Morgen ein und gleichmütig fragte sie ihren Mann:

»Übrigens, Arthur, wer war dieser gewöhnliche Mensch, den du heute mit zu Tisch brachtest?«

»Haley ist sein Name«, sagte Shelby, unruhig werdend, die Augen unverwandt auf seinen Briefen.

»Haley? Was ist er? Und was wollte er von dir?«

»Ach, ich hatte Geschäfte mit ihm, neulich, als ich in Natchez war.«

»Und das berechtigt ihn, sich hier häuslich niederzulassen und zum Essen zu bleiben?«

»O nein, ich lud ihn ein, wir hatten noch finanzielle Dinge zu erledigen«, sagte Shelby.

»Ist er wirklich ein Sklavenhändler?« fragte Frau Shelby, der im Gebaren ihres Mannes eine gewisse Verlegenheit auffiel.

»Wie kommst du darauf?« erwiderte Shelby aufblickend.

»Ach, ich weiß nicht — Eliza war ganz verstört heute nachmittag, sie behauptete, sie hätte dich mit einem Händler reden hören, der auf ihren Kleinen ein Angebot gemacht hätte — sie ist eine überspannte kleine Person.«

»Das hat sie gehört?« Shelby nahm seine Papiere wieder auf und schien ganz darin vertieft, ohne gewahr zu werden, daß er sie verkehrt herum hielt.

»Es muß heraus«, sprach er zu sich selbst, »je eher, desto besser.«

»Ich sagte Eliza«, fuhr Frau Shelby fort und bürstete ihr Haar, »daß es töricht wäre, sich solche unnötige Sorgen zu machen. Du hättest mit solchen Leuten nichts zu tun. Denn ich weiß ja, du wirst niemals einen von unseren Leuten verkaufen, geschweige denn an solch einen Kerl.«

»Ach, Emily«, erwiderte er, »das war auch immer meine Ansicht. Aber jetzt steht es so, daß ich mich doch dazu entschließen muß. Ich werde einige von unseren Leuten verkaufen müssen.« »An dieses Scheusal? Shelby, das kann dein

Ernst nicht sein.«

»Doch, doch, so leid es mir tut. Ich habe eingewilligt, Tom zu verkaufen.«

»Was, unseren Tom? Den guten treuen Menschen? Der dir schon seit deiner Kindheit dient? O Shelby, du hattest ihm schon die Freiheit versprochen! Hundertmal schon haben wir mit ihm darüber gesprochen. Ach, jetzt könnte ich mir auch das andere vorstellen! Jetzt könnte ich beinahe glauben, daß du imstande wärst, auch den kleinen Harry, das einzige Kind der armen Eliza, zu verkaufen«, rief Mrs. Shelby halb schmerzbewegt, halb entrüstet.

»Damit du es nur weißt, du hast ganz recht. Ich habe eingewilligt, beide, Tom und Harry, zu verkaufen. Aber ich weiß nicht, warum du mich wie ein Ungeheuer betrachtest, ich tue nichts anderes, als was andere üblicherweise alle Tage zu tun pflegen.«

»Warum von allen Sklaven ausgerechnet diese beiden?« fragte Mrs. Shelby. »Wenn du durchaus verkaufen mußtest, warum dann diese?«

»Weil sie mir den höchsten Preis einbringen, nur darum. Freilich hätte ich auch andere nehmen können. Der Kerl machte ein hohes Angebot auf Eliza, wenn dir das angenehmer wäre«, sagte Mr. Shel–by.

»Das Biest«, rief Mrs. Shelby heftig.

»Das kam gar nicht in Betracht, das hätte ich dir nie angetan, was du vielleicht zu meinen Gunsten buchen könntest.«

»Mein Lieber«, sagte Mrs. Shelby, sich aufraffend, »verzeihe mir. Ich bin voreilig gewesen. Ich war überrascht und völlig unvorbereitet. Du wirst verstehen, daß ich mich für diese armen Menschen ins Mittel lege. Tom ist eine edelmütige und treue Seele, so schwarz wie er aussieht. Ich bin der festen Ansicht, er würde, wenn es sein müßte, unbedenklich sein Leben für dich opfern.«

»Ich weiß, ich weiß. Aber was nutzt das? Ich habe keine Wahl.«

»Warum könnten wir uns nicht — finanziell einschränken? Ich bin zu jedem Opfer bereit. O Shelby, ich habe mich immer bemüht, diesen armen, einfachen und abhängigen Geschöpfen eine gute Herrin zu sein. Ich habe sie geleitet und unterrichtet und versorgt; seit Jahren kenne ich jede ihrer kleinen Freuden und Kümmernisse. Wie kann ich je wieder den Kopf erheben, wenn wir um einen schnöden Gewinn einen so prachtvollen, treuen und zuverlässigen Burschen wie Tom verkaufen und ihn binnen eines Augenblicks von allem wegreißen, was wir ihn gelehrt haben, daß es ihm lieb und teuer sein muß? Ich habe ihm die Pflichten der Familie beigebracht, die Bande zwischen Eltern und Kindern, zwischen Mann und Weib niemals zu lösen. Wie kann ich dieses offene Zugeständnis ertragen, womit wir bekunden, daß wir, sobald Geld auf dem Spiele steht, keine Bindung, keine Pflichten, keine Verwandtschaft mehr achten,

und sei sie noch so innig? Ich habe mit Eliza über ihren Knaben gesprochen, daß sie ihm als christliche Mutter schuldig ist, ihn zu hüten, ihn zu pflegen, ihn christlich zu erziehen. Was soll ich nun sagen, wenn du ihn von ihr reißest, ihn mit Leib und Seele verkaufst, an diesen gemeinen niedrigen Menschen, nur um ein wenig Geld zu sparen? Ich habe sie gelehrt, daß eine lebendige Seele mehr wert ist als alles Geld auf Erden, wie soll sie mir glauben, wenn wir ihr das Kind verkaufen? Einfach verkaufen, vielleicht zu seinem sicheren Verderben!«

»Es tut mir schrecklich leid, Emily, wirklich«, sagte Mr. Shelby. »Glaube mir, ich achte deine Gefühle, wenn ich mir auch nicht anmaße, daß ich sie selber hege. Aber ich erkläre dir feierlich, es hat alles keinen Zweck, es bleibt hier keine Wahl. Ich wollte es dir verheimlichen, Emily, aber grob gesagt: Entweder verkaufe ich diese beiden, oder ich muß alles verkaufen. Wenn ich diese beiden schone, muß ich das Ganze auflösen. Haley ist im Besitz einer Hypothek, wenn ich ihn jetzt nicht abfinde, belegt er alles mit Beschlag. Ich habe alles zusammengescharrt, geborgt und geliehen, beinahe wäre ich betteln gegangen, aber es bedurfte noch dieser zwei, um die nötige Summe zusammenzubringen, und so entschloß ich mich schweren Herzens. Haley war vernarrt in das Kind, er wollte den Handel nur mit ihm machen. Ich war in seiner Gewalt und konnte nur zustimmen. Wenn dir der Verkauf dieser beiden so arg ist, wäre dir der Verkauf des Ganzen denn lieber gewesen?«

Mrs. Shelby stand wie vom Schlag gerührt. Als sie sich endlich ihrem Toilettentisch zuwandte, vergrub sie aufstöhnend ihr Gesicht in beide Hände.

»Der Fluch Gottes liegt auf der Sklaverei! Was ist es für eine böse, böse, verdammenswürdige Sache! Ein Fluch für den Herrn wie für den Sklaven. Ich war ein Narr zu glauben, ich könnte einem solch tödlichen Übel noch eine gute Seite abgewinnen. Es ist Sünde, einen Sklaven nach unseren Gesetzen zu halten — ich hielt es immer für eine Sünde, schon als ich noch ein Mädchen war und dann erst recht, als ich der Kirchgemeinde beitrat. Aber ich dachte, ich könnte ihm ein Mäntelchen umhängen. Mit Milde, Güte und Belehrung, dachte ich, das Los meiner Sklaven zu bessern, ihnen die Freiheit zu ersetzen — wie töricht bin ich gewesen!«

»Liebes Weib, du ergreifst ja ganz die Partei der Neger!«

»Ach, täte ich es nur! Du weißt es selber, wie ich Sklaverei immer für ein Unrecht hielt und niemals eigene haben wollte.«

»Freilich, und da unterscheidest du dich gewaltig von manchem frommen und klugen Mann«, sagte Mr. Shelby. »Erinnerst du dich an Mr. B.'s Predigt am letzten Sonntag?«

»Ich mag solche Predigten nicht. Ich will den Mr. B. nicht Wiederhören. Geistliche konnten vielleicht dem Übel nicht abhelfen, können ihm ebensowenig

steuern, wie wir es können, aber es zu verteidigen -! Das geht mir wider die Natur. Und ich meine, dir hat die Predigt auch nicht gefallen.«

»Na«, sagte Mr. Shelby, »ich muß gestehen, diese Geistlichen treiben die Dinge zuweilen auf die Spitze. Das würden selbst wir armen Sünder nicht wagen. Männer wie wir, die im Leben stehen, müssen oft ein Auge zudrücken. Aber es mißfällt uns, wenn Frauen und Geistliche uns darin noch überbieten und in Dingen der Moral oder der Sitte zu weit gehen. Aber jetzt, Liebste, hoffe ich, daß du meine Zwangslage verstehst und zugibst, daß ich das menschenmögliche getan habe.«

»Aber ja, aber ja«, versicherte Mrs. Shelby eilig, gedankenverloren spielte sie mit ihrer goldenen Uhr -, »ich habe keinen nennenswerten Schmuck«, fuhr sie nachdenklich fort. »Aber könnte diese Uhr nicht eine ganze Menge einbringen? Es war ein sehr teures Stück. Wenn ich nur Elizas Kind retten könnte, ich würde ja alles opfern, was ich nur hätte!«

»Es tut mir leid, Emily«, sagte Mr. Shelby, »daß dir diese Geschichte so nahegeht. Das Schlimme ist, die Sache ist bereits vollzogen. Der Kaufvertrag ist unterzeichnet und in Haleys Händen, und wir können Gott danken, daß es so glimpflich ablief. Der Mann hätte uns alle ins Unglück stürzen können. Wenn du ihn so kenntest wie ich, wäre dir klar, daß wir ihm noch knapp entronnen sind.«

»Ist er denn so hartherzig?«

»Ach, er ist nicht gerade grausam, aber ein Mann von lederner Zähigkeit. Er lebt nur für sein Geschäft und seinen Gewinn — kalt und rücksichtslos, unbarmherzig wie der Tod. Für einen hohen Prozentsatz würde er seine eigene Mutter verkaufen, ohne der alten Frau übel zu wollen — so ist er.«

»Und diese Kreatur soll den guten, treuen Tom und Elizas Kind fortan besitzen!«

»Liebes Herz, ich muß gestehen, daß ich diese Vorstellung auch nicht ertrage. Ich mag gar nicht daran denken. Haley war zu eilig und will morgen die Leute übernehmen. Ich werde mir in der Frühe mein Pferd satteln lassen und davonreiten. Ich kann Toms Anblick nicht ertragen, so viel steht fest. Und ich rate dir, auch eine Spazierfahrt zu machen und Eliza mitzunehmen. Dann kann die Sache vor sich gehen, ohne daß sie dabei ist.«

»Nein, nein«, sagte Mrs. Shelby. »Auf keinen Fall will ich meine Hand in diesem furchtbaren Spiel haben. Ich werde den armen Tom aufsuchen, Gott mag ihm beistehen in seiner furchtbaren Not. Dann sehen sie wenigstens, daß ihre Herrin ein Herz hat für sie. Was Eliza angeht, so sträubt sich alles in mir. Möge Gott uns verzeihen! Was haben wir getan, daß wir in diese grausame Zwangslage kamen?«

Bei dieser Unterhaltung war ein Lauscher zugegen gewesen, dessen

Anwesenheit das Ehepaar nicht vermutet hatte.

Neben ihrem Schlafzimmer lag ein kleiner Raum, der mit einer Außentür auf den Korridor führte. Als Mrs. Shelby Eliza für die Nacht entlassen hatte, war diese in ihrem fiebrigen und erregten Zustand auf den Gedanken gekommen, sich dort zu verbergen. Das Ohr dicht an die Tür gepreßt, hatte sie auch nicht ein Wort der Unterhaltung verloren.

Als die Stimmen verstummt waren, richtete sie sich auf und stahl sich leise davon. Blaß und zitternd, mit erstarrten Zügen und zusammengepreßten Lippen war sie nicht länger das sanfte, süße Geschöpf wie bisher. Vorsichtig schlich sie über den Vorplatz, hob vor der Tür ihrer Herrin stumm und flehend die gefalteten Hände gen Himmel, kehrte dann um und verschwand in ihrem Zimmer. Es war ein ruhiger, heller Raum. An dem freundlichen sonnigen Fenster hatte sie oft sinnend mit einer Handarbeit gesessen. Daneben stand das kleine Bücherbrett, und überall lagen die verschiedenen Geräte, die ihr als Weihnachtsgeschenke lieb und teuer waren. Im Wandschrank und in den Schubladen befand sich ihre einfache Garderobe. Kurzum, hier lebte sie, hier war ihre Heimat, hier war sie glücklich gewesen. Aber dort auf dem Bett lag schlafend ihr Knabe, lange Locken fielen achtlos um das schlummernde Gesicht, der rosige Mund stand halb offen, die dicken kleinen Händchen lagen auf der Bettdecke, und ein Lächeln glitt wie ein Sonnenstrahl

über sein Gesicht.

»Armer Junge, armes Kerlchen«, sagte Eliza, »verkauft haben sie dich, aber Mutter wird dich retten.«

Keine Träne fiel auf das Kopfkissen. Sie nahm Papier und Bleistift und schrieb in großer Hast:

»O Herrin, liebe Herrin! Haltet mich nicht für undankbar. Denkt nicht böse von mir. Ich habe alles mitangehört, was Ihr und der gnädige Herr zusammen sprachet heute abend. Ich will versuchen, meinen Knaben zu retten. Ihr werdet mich verstehen. Gott segne Euch und lohne Euch alle Güte.«

In fliegender Eile faltete und adressierte sie das Blatt, dann ging sie an ein Schubfach und schnürte ein kleines Bündel mit Kleidern für das Kind, das sie mit einem Taschentuch an ihren Gürtel knüpfte. Aber die Gedanken einer Mutter sind auch in der Stunde der Schrecken liebevoll und umsichtig; so vergaß sie nicht, ein oder zwei seiner liebsten Spielsachen in das Bündel zu stecken, und hob einen lustig angemalten Papagei auf, um ihn damit abzulenken, wenn sie ihn jetzt weckte. Sie hatte einige Mühe, den kleinen Schläfer wachzurütteln, aber nach einiger Anstrengung richtete er sich schließlich auf und begann mit dem Vogel zu spielen, während seine Mutter sich einen Schal umband und die Haube aufsetzte.

»Wo gehst du hin, Mutter?« fragte er, als sie mit seinem Mäntelchen und seiner kleinen Mütze an sein Bett trat.

Seine Mutter kam heran und blickte ihm so ernst in die Augen, daß er sofort erriet, daß etwas Ungewöhnliches geschehen sein mußte.

»Pst, Harry«, sagte sie. »Du mußt leise sprechen, sonst hören sie uns. Ein böser Mann kam her und will den kleinen Harry holen, weg von Mutter, hinaus in die Dunkelheit. Aber Mutter paßt auf. Siehst du, wir setzen die Mütze auf und ziehen das Mäntelchen an, dann laufen wir rasch zusammen fort, da kann der böse Mann uns nicht fangen.«

Bei diesen Worten hatte sie dem Kind den kleinen Anzug zugeknöpft, es auf den Arm genommen und ihm zugeflüstert, ganz still zu sein; dann öffnete sie die Tür zur Veranda und huschte geräuschlos hinaus.

Es war eine sternenklare, kalte Nacht; den Schal fest um das vor Schreck völlig erstarrte Kind geschlungen, schritt sie leise aus.

Da erhob sich knurrend der alte Bruno, ein großer Neufundländer, der am Ende der Veranda geschlafen und ihr Näherkommen gehört hatte. Sie rief leise seinen Namen, denn das Tier war ein alter Freund und Spielgefährte von ihr, er schlug sofort mit dem Schwanz und war bereit, ihr zu folgen, wenn er sich in seinem einfachen Hundeverstand auch wundern mochte, was dieser mitternächtliche Spaziergang bedeuten sollte.

Eine unklare Vorstellung, daß es nicht ganz passend und außerdem recht unklug sei, schien ihn zu beunruhigen, denn er hielt öfters inne, während Eliza vorauseilte, und blickte nachdenklich erst auf sie und dann zurück auf das schlafende Haus. Als hätten seine Überlegungen ihn beruhigt, trottete er dann hinter ihr her. Nach wenigen Minuten hielten sie an dem Fenster von Onkel Toms Hütte, und Eliza klopfte leise an die Fensterscheibe.

Die Andacht bei Onkel Tom hatte durch das Absingen der Choräle sich bis zur späten Stunde ausgedehnt. Da Onkel Tom sich hinterher noch in einigen langen Sologesängen ergangen hatte, waren sowohl er, obwohl die Zeiger schon zwischen 12 und 1 Uhr standen, wie seine würdige Eheliebste noch immer nicht im Bett.

»Allmächtiger, was ist los?« Tante Chloe fuhr auf und nestelte eilig an den Vorhängen. »So wahr ich lebe, ist das nicht Lizzy? Rasch, zieh dich an, Alter, da ist ja auch der alte Bruno. Der Himmel bewahre mich. Ich will nur schnell die Türe öffnen.«

Kaum gesagt flog die Türe schon auf und das Licht der Talgkerze, die Tom rasch entzündet hatte, fiel auf das hohläugige Gesicht und die dunklen wilden Augen des Flüchtlings.

»Gott behüte — wie siehst du aus, Lizzy, du machst mir Angst. Bist du

krank, ist was passiert?«

»Ich bin auf der Flucht — Onkel Tom, Tante Chloe -, ich trage mein Kind fort. Der gnädige Herr hat es verkauft.«

»Es verkauft?« echoten beide und hoben entsetzt die Hände.

»Ja, verkauft«, sagte Eliza fest. »Ich schlich heute abend in das Kabinett neben dem Schlafzimmer der gnädigen Frau und hörte, wie ihr der gnädige Herr erzählte, daß er meinen Harry und dich auch, Onkel Tom, an einen Händler verkauft hätte. Er will heute in der Frühe wegreiten, der Händler soll euch dann in Empfang nehmen.«

Während dieser Rede hatte Tom mit erhobenen Händen und weit geöffneten Augen wie im Traum dagestanden. Erst allmählich und langsam brach er, als ihm die Bedeutung klarwurde, auf seinem alten Stuhl zusammen und beugte den Kopf tief auf die Knie.

»Gott erbarme dich«, sagte Tante Chloe, »das kann unmöglich wahr sein. Was hat er getan, daß der gnädige Herr ihn verkaufen will?«

»Nichts hat er getan. Darum geht es nicht. Der gnädige Herr tut es nicht aus freien Stücken und die gnädige Frau — ach, sie ist die Güte selbst. Ich hörte, wie sie für uns bat und flehte. Aber er sagte, es nütze alles nichts. Er hat Schulden bei diesem Mann, und dieser Mann hat ihn in der Gewalt. Wenn er ihm nicht bar zahle, dann müsse er alles verkaufen, das Gut und alle Leute und auswandern. Ja, ich hörte, wie er sagte, er habe keine Wahl, entweder müsse er euch beide oder alle verkaufen, der Mann sei unerbittlich. Der gnädige Herr sagte, es sei ihm fürchtbar und erst die gnädige Frau — ihr hättet sie reden hören sollen! Wenn *sie* keine Christin und kein Engel ist, dann gibt es keine. Ich bin schlecht, daß ich sie so heimlich verlasse, aber ich kann ja nicht anders. Sie hat selbst gesagt, eine Seele ist mehr wert als die ganze Welt und dieses Kind hat eine lebendige Seele, wenn ich aber zulasse, daß sie ihn mir nehmen, was wird aus seiner Seele? Ich tue kein Unrecht, und wenn es doch eines wäre, dann soll Gott mir verzeihen, ich kann nicht anders.«

»Ach, Alter«, sagte Tante Chloe, »dann geh doch lieber mit. Willst du warten, bis sie dich flußabwärts verschachern, wo sie mit den Niggern kurzen Prozeß machen und sich alle zu Tode abschuften müssen? Tausendmal lieber sterben. Noch ist es Zeit, geh mit Lizzy! Nimm deinen Ausweis, damit kannst du doch kommen und gehen, wie du Lust hast, komm, beeile dich, ich packe deine Sachen.«

Tom hob langsam den Kopf, blickte sich traurig, aber ruhig um und sagte: »Nein, nein, ich gehe nicht. Eliza soll fliehen, das ist ihr gutes Recht. Ihr darf man nicht abreden, das wäre gegen die menschliche Natur. Aber du hast ja gehört, was sie sagte! Wenn ich nicht verkauft werde, fliegt das ganze hier auf.

Also sollen sie mich verkaufen. Ich denke, ich tauge ganz gut dazu«, fügte er hinzu, während ein krampfhaftes Schluchzen seine breite haarige Brust erschütterte.

»Der gnädige Herr hat sich immer auf mich verlassen, ich habe sein Vertrauen nie enttäuscht und niemals meinen Ausweis mißbraucht. Dabei bleibe ich. Es ist besser, daß ich gehe, als daß die Farm aufgelöst und alles verkauft wird. Den Herrn trifft keine Schuld, Chloe, er wird sich um dich kümmern und um die armen Kleinen.«

Hier wandte er sich nach dem plumpen Rollbett um, wo die kleinen wolligen Köpfe sich drängten, und dann war es mit seiner Beherrschung vorbei. Er lehnte sich über die Stuhllehne und bedeckte sein Gesicht mit den großen Händen. Schweres, lautes und heiseres Schluchzen erschütterte den Stuhl, und große Tränen tropften durch seine Finger auf den Boden.

»Noch eins«, sagte Eliza unter der Tür, »ich sah meinen Mann heute nachmittag. Da hatte ich noch keine Ahnung von allem, was mir bevorstand. Sie machen ihm dort das Leben zur Hölle, er sagte mir heute, er hielte es nicht länger aus. Versucht doch, ihm Nachricht zu geben. Sagt ihm, daß ich fort sei und warum alles so gekommen. Sagt ihm, ich wolle versuchen, Kanada zu erreichen. Ich laß ihn tausendmal grüßen, und wenn ich ihn nicht wiedersehe…«, sie kehrte sich ab und drehte ihnen minutenlang den Rücken zu, um dann mit heiserer Stimme fortzufahren: »Er soll sich tapfer halten, damit wir uns einst im Himmelreich wiederfinden.«

Letzte Worte, letzte Tränen. Ein letzter Segen und ein schlichtes Lebewohl. Dann nahm sie das erschrockene Kind fest in die Arme und verschwand lautlos in der Dunkelheit.

6. Kapitel
Die Entdeckung

Das Ehepaar Shelby hatte nach der erregten Unterhaltung des letzten Abends erst spät zur Ruhe gefunden; am andern Morgen hatten daher beide länger als gewöhnlich geschlafen.

»Wo nur Eliza bleibt«, sagte Mrs. Shelby, nachdem sie mehrmals die Klingel gezogen. Mr. Shelby stand währenddessen vor seinem Ankleidespiegel und schärfte seine Rasierklinge, als sich die Tür öffnete und ein Negerknabe mit dem Rasierwasser eintrat.

»Andy«, sagte die Herrin, »geh doch an Elizas Tür und sage, ich hätte schon dreimal geklingelt. Armes Ding«, sprach sie seufzend vor sich hin.

Andy kam gleich zurück, beide Augen vor Staunen weit aufgerissen.

»O Gott, gnädige Frau! Lizzys Schubladen stehen alle offen, und ihre Sachen liegen verstreut am Boden. Ich glaube beinah, sie ist durchgegangen.«

Wie ein Blitz erfaßten beide Ehegatten die Wahrheit. Mr. Shelby rief aus: »Sie hat es gewußt! Sie ist entwischt!«

»Dem Himmel sei Dank!« sagte Mrs. Shelby, »hoffentlich ist sie fort.«

»Frau, was redest du! Ich komme in Teufels Küche, wenn sie nicht da ist. Haley hat wohl gemerkt, daß ich zögerte, ihm das Kind zu verkaufen. Er wird denken, ich bin im Komplott mit ihr, um ihn reinzulegen. Das geht mir gegen die Ehre!« Eilig stürzte er aus dem Zimmer.

Nun gab es ein allgemeines Laufen, Rufen und Türenschlagen. In der nächsten Viertelstunde tauchten überall schwarze Gesichter in jeder Tönung auf. Nur eine Person, die den Schleier hätte lüften können, verhielt sich völlig still; das war die Hauptköchin, Tante Chloe. Schweigend, das fröhliche Gesicht schwer umwölkt, fuhr sie fort, ihre Frühstücksbrötchen zu backen, als ob die Aufregung rings umher sie gar nichts anginge.

Es dauerte nicht lange, da hockten fast ein Dutzend Schlingel wie die Krähen auf dem Verandageländer, jeder einzelne entschlossen, dem fremden Herrn sein Mißgeschick als erster in die Ohren zu posaunen.

»Er wird vor Wut platzen, wette ich«, sagte Andy.

»Fluchen wird er«, meinte der kleine schwarze Jack.

»Ja, das kann er«, sagte die wollköpfige Mandy. »Ich habe es gestern beim Abendessen gehört. Alles habe ich gehört, denn ich war nebenan in dem Wandschrank, wo die Herrin die großen Krüge verwahrt, jedes Wort hörte ich.«

Und Mandy, die ebensowenig wie eine schwarze Katze über ein aufgeschnapptes Wort nachzudenken pflegte, spreizte sich auf einmal wie ein Pfau und ging geschwollen umher, wobei es ihr ganz entfallen war, daß sie zwar zwischen den Krügen gehockt, dort aber die ganze Zeit wie ein Murmeltier geschlafen hatte.

Als Haley schließlich gestiefelt und gespornt zum Vorschein kam, schrie man ihm die Hiobsbotschaft von allen Seiten zu. Die schwarzen Racker hatten sich in ihren Erwartungen nicht getäuscht. Während sie nach allen Seiten auseinanderstoben, um seiner Reitpeitsche zu entgehen, hörten sie ihn laut fluchen, wobei er ein Feuer und eine Geläufigkeit entwickelte, die sie höchlichst entzückte. Durcheinanderpurzelnd stürzten sie mit unermeßlichem Gelächter auf den dürren Rasen unterhalb der Veranda, wo sie ihre Beine gen Himmel streckten und sich vor Vergnügen nicht zu lassen wußten.

»Wenn ich die jungen Teufel nur erwischte«, murmelte Haley zwischen den Zähnen.

»Können muß man!« rief Andy triumphierend, als er außer Hörweite war, hinter dem Rücken des betrogenen Händlers eine Reihe unheimlicher Grimassen schneidend.

»Hören Sie mal, Shelby, das ist ja eine unerhörte Geschichte«, sagte Haley, als er unangemeldet ins Wohnzimmer trat. »Da hat sich das Mädchen also mit ihrer Brut aus dem Staube gemacht.«

»Mr. Haley, meine Frau ist zugegen«, erwiderte Shelby.

»Entschuldigen Sie, Madame.« Haley verbeugte sich leicht, aber seine Stirn blieb umwölkt. »Ich kann meine Worte nur wiederholen: Es ist eine unerhörte Geschichte. Stimmt es denn?«

»Ich muß bitten«, entgegnete Mr. Shelby, »sich in der Unterhaltung mit mir eines anderen Tones zu befleißigen. Andy, nimm Mr. Haleys Hut und Stock. Und Sie, mein Herr, nehmen Sie bitte Platz. Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, daß die junge Person, wahrscheinlich über unser Geschäft irgendwie unterrichtet, in der Nacht mit ihrem Kind verschwunden ist.«

»Ich hatte mich auf ein sauberes Geschäft verlassen«, entgegnete Haley.

»Herr«, fuhr Shelby auf, »wie soll ich diese Bemerkung verstehen? Wenn jemand meine Ehre antastet, gibt es für mich nur eine Antwort.«

Darauf zuckte der Händler sofort zurück und erklärte in gemäßigtem Ton, daß es einen Mann hart ankomme, nach einem abgeschlossenen Geschäft solcher Art gekränkt zu werden.

»Mr. Haley«, antwortete Mr. Shelby, »wenn ich nicht wüßte, daß Sie allen Grund haben, enttäuscht und verärgert zu sein, hätte ich soeben Ihren dreisten und formlosen Eintritt in mein Zimmer nicht geduldet. Ich muß das betonen, damit nicht der Anschein erweckt wird, als ob ich mit dieser bedauerlichen

Geschichte das geringste zu tun hätte. Vielmehr fühle ich mich verpflichtet, Ihnen in der Wiedererlangung Ihres Eigentums mit allen Mitteln, also mit Pferden und Dienerschaft, zu Hilfe zu kommen. Kurzum, Haley — «, dabei ließ er den förmlichen Ton kühler Würde fallen und kehrte zu seiner gewöhnlichen herzlichen Offenheit zurück, »das beste ist, Sie machen gute Miene zum bösen Spiel und frühstücken erst einmal herzhaft. Dann wollen wir zusehen, was sich machen läßt.«

Jetzt erhob sich Mrs. Shelby und erklärte, die Geschäfte des Morgens erlaubten ihr nicht, am Frühstückstisch zu verweilen; sie befahl daher einer älteren Mulattin, die Herren mit allem Nötigen zu versehen und verließ das Zimmer.

»Ihre alte Dame scheint an meiner bescheidenen Person nicht viel Gefallen zu finden«, sagte Haley mit einem plumpen Versuch zur Vertraulichkeit.

»Ich bin nicht gewohnt, meine Frau derart genannt zu hören«, sagte Mr. Shelby trocken.

»Pardon, sollte natürlich nur ein Scherz sein.« Haley lachte gezwungen.

»Manche Scherze sind fehl am Platz«, bemerkte Shelby.

»Verteufelt offen, nachdem ich den Vertrag unterzeichnet habe«, brummte Haley vor sich hin, »wieder obenauf seit gestern.«

Kein Sturz eines Ministers konnte bei Hof größere Kreise der Erregung ziehen als Toms Schicksal unter seinen Kameraden auf der Farm. Er war in aller Munde. Man hatte in Haus und Hof nichts anderes zu tun, als zusammenzustehen und alle Möglichkeiten zu erörtern. Elizas Flucht — gleichfalls ein Ereignis, das noch nie dagewesen — war ebenso dazu angetan, die allgemeine Aufregung nur noch zu vermehren.

Auch der schwarze Sam, wie er allgemein genannt wurde, weil er noch um drei Schattierungen schwärzer war als sonst die Ebenholzsöhne auf dem Gut, wälzte die Sache gleichfalls in seinem Kopf und betrachtete sie von jeder Seite mit so viel Einsicht und einer solchen Berücksichtigung seiner eigenen Person, daß es jedem weißen Patrioten in Washington zur Ehre gereicht hätte.

»Es weht ein böser Wind, soviel steht fest«, sagte Sam bedeutsam, seinen Hosen einen energischen Ruck gebend und ganz geschickt an Stelle eines fehlenden Knopfes einen Nagel in die Öse des Hosenträgers steckend, ein Beweis seines technischen Genies, der ihn höchlich entzückte.

»Ja, ein böser Wind«, wiederholte er. »Tom ist runter, na, welcher Nigger kommt nun rauf? Wie wär's mit Sam? Das käme darauf an. Tom ritt im Land umher, Stiefel gewichst, passende Tasche, groß wie ein Baron. Könnte Sam das nicht auch? Das wäre ja gelacht!«

»Hallo, Sam, hallo! Der Herr sagt, du sollst Bill und Jerry einfangen«, rief

Andy, Sams Selbstgespräch unterbrechend.

»Hei, wo brennt's, du Säugling?«

»Ja, weißt du noch nicht, daß Lizzy mit ihrem Kleinen getürmt ist?«

»Das kannst du deiner Omama erzählen«, sagte Sam aus turmhoher Verachtung. »Ich wußte das schon seit Tagen.«

»Jedenfalls will der Herr, daß du Bill und Jerry gleich sattelst, und wir beide sollen Mr. Haley begleiten, um sie zu suchen!«

»Großartig — man wendet sich also schon an Sam, er wird der künftige Nigger sein. Wollen mal sehen, ob wir sie nicht fangen. Der Herr soll sich wundern, was Sam alles kann.«

»Aber Sam, denk lieber zweimal«, wandte Andy ein, »denn die Herrin will nicht, daß wir sie fangen. Sie kommt dir sonst in die Wolle.«

»Hei«, sagte Sam, und riß seine Augen auf, »woher weißt du das?«

»Habe ich selbst gehört, heute morgen, als ich dem Herrn das Rasierwasser brachte. Sie schickte mich, um nachzusehen, warum Liz–zy nicht kam, um sie anzukleiden. Und als ich meldete, sie sei geflohen, stand sie auf und sagte — dem Himmel sei Dank. — Aber der Herr, der platzte vor Wut und schrie: — Frau, was redest du? — Aber bei Gott dem Gerechten, sie wird ihn schon herumkriegen. Ich weiß das schon. Es ist immer das klügste, sich auf die Seite der Frau zu stellen, sage ich dir.«

Darauf kratzte der schwarze Sam seinen schwarzen Schädel, der zwar keine große Weisheit, wohl aber ein gut Teil von jener Erkenntnis enthielt, nach der es die Politiker aller Farben und Länder verlangt, nämlich genau zu wissen, auf welcher Seite ihr Butterbrot geschmiert ist. So stand er in tiefer Überlegung und gab seinen Hosen abermals einen kräftigen Ruck nach oben, dies war der regelmäßig geübte Kunstgriff, seinen Gedanken auf die Sprünge zu helfen.

»In dieser Welt läßt sich doch nichts im voraus sagen«, bemerkte er schließlich. Er sprach wie ein Philosoph, das Wort >dieser< betonend, als habe er eine reiche Erfahrung in den verschiedensten Welten und sei erst nach reiflicher Überlegung zu diesem tiefen Schluß gekommen.

»Hätte geschworen, die Herrin läßt die ganze Welt nach Lizzy durchsuchen«, fügte Sam noch immer nachdenklich hinzu.

»Klar, Mensch«, sagte Andy. »Kannst du nicht durch eine Leiter sehen? Die Herrin will nicht, daß Lizzys Bengel diesem Haley in die Hände fällt. Das ist der springende Punkt.«

»Hei«, rief Sam mit jener unnachahmlichen Betonung, die man von den Negern selbst gehört haben muß.

»Aber jetzt halte dich ran«, sagte Andy, »beeil dich mit den Pferden, bißchen plötzlich, verstehst du, die Herrin hat schon vor einer Viertelstunde nach

dir gerufen. Du hast hier lange genug gebummelt.«

Nun ging Sam gewaltig zu Werke; nach einer Weile ritt er stolz in vollem Galopp mit Bill und Jerry vors Haus und sprang mit einem Satz herunter, ehe die Pferde noch ans Halten dachten, so daß sie wie ein Sturmwind an dem Pferdepfosten ankamen. Haleys Pferd, eine junge Stute, stutzte, bäumte sich und zerrte am Halfter.

»Ho, ho«, sagte Sam, »bist du scheu?« Über sein schwarzes Gesicht flog ein spitzbübisches Grinsen, »dich will ich schon kriegen.«

Vor dem Haus stand eine große Buche, und der Boden war übersät mit den kleinen dreieckigen, scharfkantigen Bucheckern. Sam las eine auf und trat damit zu dem Pferd, das er streichelte und klopfte, offensichtlich in dem Bestreben, es zu beschwichtigen. Dann tat er so, als richte er den Sattel, ließ dabei die harte kleine Nuß daruntergleiten, so daß die geringste Belastung des Sattels das nervöse Tier rasend machen mußte, ohne daß eine Schramme oder Wunde sich gezeigt hätte.

»Dich habe ich«, sagte er und rollte befriedigt grinsend seine Augen.

In diesem Augenblick erschien Mrs. Shelby auf dem Balkon und winkte ihm.

Mit der vollendeten Höflichkeit eines Kavaliers, der sich in Washington oder St. James um einen freien Posten bewirbt, trat Sam näher.

»Wo bleibst du so lange, Sam? Andy sollte dir sagen, es eilte.«

»Gott segne euch, gnädige Frau«, sagte Sam. »Pferde kann man nicht in einer Minute holen. Sie waren ganz weit auf die untere Weide gelaufen, Gott weiß wohin.«

»Sam, wie oft soll ich dir noch sagen, daß du nicht immer sagen sollst >Gott segne dich< und >Gott weiß< und ähnlich? Es ist Sünde.«

»O Gott, bewahre meine Seele, das habe ich rein vergessen. Ich will gewiß dergleichen nicht wieder sagen. Sie können sich darauf verlassen.«

»Ach, Sam, gerade hast du es wieder gesagt.«

»Wirklich? O Gott! Das heißt — es soll nicht wieder vorkommen.«

»Paß gut auf, Sam!«

»Laßt mich nur zu Atem kommen, gnädige Frau. Ich will schon gut aufpassen.«

»Also Sam, du mußt Mr. Haley begleiten, zeig ihm den Weg und sei ihm behilflich; aber schone die Pferde, Sam, du weißt doch, Jerry hat vorige Woche etwas gelahmt, reite nicht zu schnell.«

Mrs. Shelby sprach die letzten Worte leise und bedeutungsvoll.

»Ich will das Kind schon schaukeln«, rief Sam, seine Augen rollend und platzend vor Verständnis. »Gott weiß es! Hei! — Das war ich nicht«, setzte er

hinzu und machte ein solch drollig erschrockenes Gesicht, daß seine Herrin wider Willen lachen mußte.

»Ja, gnädige Frau, ich werde die Pferde schon in acht nehmen.«

»Also Andy«, sagte Sam, zu seinem alten Platz unter der Buche zurückkehrend -, »es würde mich nicht wundern, wenn des Herrn Gaul dort ein bißchen ausschlägt, wenn er aufsteigt. Du weißt doch, Andy, manche Biester haben das so an sich«, und dabei stieß ihn Sam anzüglich in die Seite.

»Hei«, erwiderte Andy und verstand sofort.

»Weißt du, Andy, die Herrin will Zeit gewinnen, das ist sonnenklar. Ich werde ihr behilflich sein. Also hör zu, mach die Pferde alle los, wenn sie sich dann unten im Walde tummeln, kann der Herr nicht so eilig von dannen reiten.«

Andy zeigte lachend alle Zähne.

»Siehst du, Andy«, sagte Sam, »wenn es nun geschehen sollte, daß Mr. Haleys Pferd nicht so recht will, dann müssen wir ihm helfen, und wir werden ihm helfen.« Sam und Andy legten den Kopf in den Nacken, stimmten ein unterdrücktes Gelächter an, schnalzten mit den Fingern und trampelten in unbändigem Entzücken mit den Füßen.

In diesem Augenblick erschien Haley auf der Veranda. Etwas besänftigt durch mehrere Tassen ausgezeichneten Kaffees, trat er lächelnd in einigermaßen wieder hergestellter Laune vor die Tür. Sam und Andy ergriffen ihre Palmblatthüte und sausten zu den Pferden, um dem Händler behilflich zu sein.

Sams Palmblatthut hatte schon längst jeden Anspruch auf Flechtwerk aufgegeben, wenigstens was die Krempe betraf. Seine Halme standen alle einzeln nach oben, was dem Träger ein keckes und herausforderndes Aussehen verlieh, wie es einem Fichyhäuptling zur Ehre gereicht hätte. Andys Krempe war hingegen völlig verschwunden, so daß er sich den Rest geschickt aufstülpen mußte, wobei er wohlgefällig um sich blickte, was soviel heißen sollte wie: Wer behauptet, ich hätte keinen Hut?

»Na, Jungens, munter, munter! Wir haben keine Zeit mehr.«

»Keine Minute, Herr«, stimmte Sam eifrig zu, die Zügel des Pferdes ergreifend und den Steigbügel haltend, während Andy die anderen beiden Pferde losband. Kaum hatte Haley den Sattel berührt, als das empfindliche Tier mit einem jähen Satz in die Höhe sprang und seinen Herrn der Länge nach einige Fuß weit auf den trockenen Rasen abwarf. Mit wahnsinnigem Geschrei versuchte Sam, die Zügel zu ergreifen, aber es gelang ihm nur, dem aufgescheuchten Tier die schon erwähnten spießenden Halme seines Palmhutes in die Augen zu stoßen, was keineswegs zu seiner Beruhigung beitrug. Vielmehr rannte es Sam mit aller Macht über den Haufen, wieherte zweimal voller Verachtung, schlug kräftig nach hinten aus und galoppierte die Wiese hinunter,

gefolgt von Bill und Jerry, die Andy nicht versäumt hatte, verabredungsgemäß loszubinden und mit anfeuerndem Geschrei davonzujagen. Und nun folgte eine Szene der tollsten Verwirrung. Sam und Andy rannten und schrien, Hunde bellten überall, und Mike, Moses, Mandy, Fanny, das ganze kleine Gemüse, ob männlich oder weiblich, rannten hin und her, klatschten in die Hände, pfiffen und heulten, alles aus unermüdlichem Pflichteifer.

Haleys Pferd, ein feuriger, schnellfüßiger Schimmel, schien sich mit großem Gefallen in dieses Spiel zu finden. Da ihm plötzlich eine Wiese von einer halben Meile im Quadrat, die sich nach allen Seiten allmählich senkte und in unbegrenzte Wälder verlor, zu Gebote stand, mußte es ihm ein riesiges Vergnügen bereiten, seine Verfolger auf Haaresbreite herankommen zu lassen, um ihnen dann aufs neue zu entgehen. Nichts lag Sam ferner, als eines der Tiere einzufangen. Der Zeitpunkt schien ihm noch nicht gekommen, wenn er auch unmäßige Anstrengungen machte. Wie das Schwert des Königs Richard Löwenherz, das immer in der vordersten Kampflinie und im dichtesten Schlachtgetümmel aufglänzte, so war Sams Palmenhut überall zu sehen, nämlich da, wo sich todsicher kein Pferd einfangen ließ. Dort jagte er mit mächtigem Geschrei: »Jetzt los, fangt ihn, fangt ihn« und schlug damit alle Welt in wildeste Flucht.

Haley rannte indessen fluchend und schimpfend auf und ab, in ohnmächtiger Wut mit den Füßen stampfend. Vergeblich versuchte Mr. Shelby, vom Balkon herab seinen Leuten Befehle zuzuschreien, und Mrs. Shelby konnte von ihrem Zimmerfenster aus nur kopfschüttelnd und lachend dieser ganzen heillosen Verwirrung zusehen, nicht ohne einen gewissen Zusammenhang zu ahnen.

Schließlich, gegen 12 Uhr, kam Sam im Triumph auf Jerry herbeigeritten, Haleys Schimmel am Zügel führend, der wohl schweißgebadet, aber mit funkelnden Augen und geblähten Nüstern in seinem Freiheitsdrang noch keineswegs gebändigt war.

»Ich habe ihn«, rief er in stolzer Freude aus, »ohne mich wären sie alle vor Anstrengung geplatzt. Ich habe ihn gefangen.«

»Du, von wegen«, knurrte Haley bösartig und gereizt. »Das ganze ist ja nur durch dich gekommen.«

»Gott soll mich bewahren, Herr«, sagte Sam, in seiner Ehre tief gekränkt. »Das sagt Ihr mir, wo ich gerannt und gelaufen bin, daß mir der blanke Schweiß herabrinnt?«

»Ach was«, sagte Haley, »deinetwegen habe ich drei Stunden verloren bei diesem verfluchten Unsinn. Jetzt müssen wir aufbrechen. Schluß mit allem Unfug!«

»Aber, Herr«, sprach Sam in flehendem Ton, »ich glaube beinah, Ihr wollt uns alle umbringen, die Pferde und uns. Wir sind alle nahe am Umfallen, und die Tiere dampfen vor Schweiß. Vor dem Essen können wir nicht mehr aufbrechen. Euer Pferd muß abgerieben werden, es ist ja wie aus dem Wasser gezogen. Und Jerry lahmt bereits. Glaube nicht, daß die Herrin uns so ziehen läßt. Gott behüte, Herr, wir holen alles wieder ein, wenn wir jetzt auch bleiben. Lizzy war in ihrem Leben niemals gut zu Fuß.«

Jetzt hielt Mrs. Shelby, die höchlich amüsiert von der Veranda aus dieser Unterhaltung gefolgt war, es für angebracht, ihrerseits zu vermitteln. Sie trat näher und, höflich ihr Bedauern über Haleys Unfall ausdrückend, drängte sie ihn, doch zum Essen zu bleiben. Die Köchin sollte es unverzüglich auf den Tisch bringen.

In Anbetracht all dieser Umstände begab sich Haley mit zwiespältigen Gefühlen in die Wohnräume, während Sam ihm Augen rollend und bedeutungsvoll nachsah und würdevoll die Pferde in die Ställe führte.

»Hast du ihn gesehen, Andy? Hast du ihn gesehen?« platzte er heraus, als er unter dem Schutz des Daches angekommen und die Pferde am Halfter angebunden hatte. »O Gott, wenn das nicht schöner war als jede Andacht. Wie er schrie und fluchte und vor Wut den Boden stampfte! Hab ich ihn nicht selbst gehört? >Fluch nur tüchtig, alter Junge<, sprach ich zu mir selber, >du mußt doch warten, bis ich dein Pferd fange.< O Gott, Andy, mir ist, als sähe ich ihn noch.« Und Sam und Andy legten sich an die Scheunenwand und lachten aus vollem Halse.

»Du hättest ihn sehen sollen, wie rasend er war, als ich das Pferd zurückbrachte.«

7. Kapitel
Der Kampf der Mutter

Kaum konnte man sich ein verlasseneres und hilfloseres Menschenkind vorstellen als Eliza, nachdem sie Onkel Toms Hütte den Rücken gekehrt hatte.

Ihr Mann in Verzweiflung und Not, ihr Kind in Gefahr, sie selber auf der Flucht, fort von dem einzigen Heim, das sie je gekannt, von der einzigen Freundin, die sie doch liebte und verehrte — dies alles verwirrte sich in ihrem Geist und gab ihr das betäubende Gefühl eines drohenden Wagnisses. Hinzu kam der Abschied von der vertrauten Umgebung, von der Heimat, in der sie aufgewachsen, von den Bäumen, unter denen sie gespielt, von den Sträuchern, unter denen sie in glücklichen Tagen mit dem Geliebten geweilt, alles sprach in der klaren frostigen Sternennacht eine beredte Sprache und schien sie vorwurfsvoll zu fragen, warum sie es im Stich lasse.

Aber stärker als jedes Gefühl war in ihr die Mutterliebe lebendig, welche die drohende Gefahr zum Wahnsinn steigerte. Das Kind war alt genug, um an ihrer Seite zu gehen, bei einer anderen Gelegenheit hätte sie es an der Hand geführt. Aber jetzt erbebte sie bei dem bloßen Gedanken, den Knaben aus ihren Armen zu lassen. Krampfhaft drückte sie ihn gegen ihre Brust, als sie eilends dahinschritt.

Der gefrorene Boden knirschte unter ihrem Tritt, ein Geräusch, das sie erzittern ließ. Bei jedem raschelnden Blatt, jedem gleitenden Schatten erstarrte ihr das Blut in den Adern, sie beschleunigte ihre Schritte. Sie wunderte sich selbst über die Kräfte, über die sie plötzlich verfügte; denn das Gewicht des Kindes erschien ihr federleicht.

Bei jedem Schauder der Furcht aber spürte sie ihre Kräfte wachsen und von ihren bleichen Lippen ertönte unaufhörlich das Gebet an den Vater über den Sternen: O Herr, hilf mir!

Das Kind war eingeschlafen. Zuerst hatte ihn noch das Ungewohnte und die Angst wachgehalten. Aber seine Mutter hatte angestrengt jeden Hauch und jedes Geräusch unterdrückt und ihm so bestimmt erklärt, wenn er nur still wäre, dann würde sie ihn retten, daß er sich vertrauensvoll an ihren Hals schmiegte und nur vor dem Einschlafen noch fragte:

»Mutter, nicht wahr, ich brauche nicht wach zu bleiben?«

»Nein, mein Herzblatt. Schlafe, wenn du kannst.«

»Aber Mutter, wenn ich einschlafe, kann man mich dann holen?«

»Nein, da sei Gott vor«, sagte seine Mutter mit erblassenden Wangen und einem hellen Feuer in ihren großen dunklen Augen.

»Weißt du das ganz genau, Mutter?«

»Ja, mein Herz, ganz genau«, sagte Eliza mit einer Stimme, vor der sie selbst erschrak. Sie schien ihr von einem Geist her zu rühren, an dem sie keinen Teil hatte. Das Kind aber ließ sein müdes Köpfchen auf ihre Schulter fallen und war bald fest eingeschlafen. Das Gefühl seiner warmen Ärmchen, der sanfte Atem an ihrem Hals, jede Bewegung des so vertrauensvoll schlafenden Kindes schien ihre Schritte zu beflügeln. Wie ein elektrischer Strom durchdrang sie immer neue Kraft. So gewaltig ist die Herrschaft des Geistes über den Körper, daß eine Zeitlang Körper und Nerven unempfindlich, die Sehnen von Stahl und die Kräfte der Schwachen übermenschlich werden.

Die Grenzen der Farm, die Sträucher, der Wald flogen wie im Traum an ihr vorbei, als sie vorwärts schritt. Und immer weiter ging sie und ließ alle bekannten Dinge hinter sich, ohne Pause, ohne Rast, bis die Morgenröte sie manche Meile von der Heimat entfernt auf der offenen Landstraße traf.

Sie war mit ihrer Herrin häufig bei einigen Bekannten in dem kleinen Dorfe T., nicht weit vom Fluß Ohio zu Besuch gewesen, daher kannte sie die Straße. Dorthin zu fliehen und sich über den Strom zu retten waren die ersten Phasen ihres Fluchtplanes gewesen. Alles weitere konnte sie nur Gott befehlen.

Als Pferde und Wagen langsam die Straße belebten, wurde sie bald mit unerträglichem Instinkt, wie ihn die Erregung verleiht und der einer inneren Eingebung entspricht, gewahr, daß ihre überstürzte Eile und ihr verstörtes Wesen Aufsehen und Verdacht erregen könnte. Daher setzte sie den Knaben nieder, ordnete ihre Kleider und ging nun so rasch weiter, wie sie meinte, gehen zu können, ohne Aufsehen zu erregen. Ihr kleines Bündel enthielt auch einen geringen Vorrat an Kuchen und Äpfeln, damit wußte sie das Kind zur Eile anzuspornen. Sie kollerte nämlich einen Apfel auf der Straße entlang, so daß das Kind aus Leibeskräften hinterherrannte, diese oft wiederholte List brachte sie manche halbe Meile weiter.

Nach einer Weile erreichten sie ein Gehölz, durch welches murmelnd ein klarer Bach floß. Da das Kind über Hunger und Durst klagte, kletterte sie mit ihm über den Zaun und ließ sich hinter einem großen Felsen, der sie den Blicken der Vorübergehenden verbarg, in weichem Grase nieder und gab ihm ein kleines Frühstück. Das Kind war verwundert und betrübt, daß sie nicht essen wollte; als es seine Ärmchen um sie schlang und ihr ein Stückchen Kuchen in den Mund zu schieben suchte, war ihr, als müsse sie ersticken.

»Nein, nein, mein Herz. Mutter kann nicht essen, solange du nicht in Sicherheit bist. Wir müssen weiter, immer weiter, bis wir den Fluß erreichen.«

Und sie drängte zur Straße zurück und bemühte sich, ruhig und gleichmäßig weiterzueilen.

Die Umgegend, in der sie noch persönlich bekannt war, lag nun schon manche Meile hinter ihr. Wenn sie zufällig noch einem Bekannten begegnen sollte, überlegte sie, war die allgemein bekannte Freundlichkeit ihrer Herrschaft Schutz genug, den Verdacht von ihr fernzuhalten, daß sie sich auf der Flucht befände. Außerdem war sie von so heller Hautfarbe, daß nur ein scharfer, kritischer Blick ihre Negerabstammung entdeckt hätte, auch ihr Kind war weiß, das erleichterte es ihr ungemein, unbehelligt ihre Straße zu ziehen.

Daher getraute sie sich auch, bei einem sauberen Farmerhaus Rast zu machen und sich und dem Kinde etwas zu essen zu kaufen. Als die Gefahr sich mit der Entfernung verringerte, löste sich die Spannung ihrer Nerven, und sie begann Hunger und Müdigkeit zu spüren.

Die gute Farmersfrau, eine freundliche, redselige Person, schien sehr erfreut, daß ihr jemand ins Haus schneite, mit dem sie sich unterhalten konnte; ohne weiteres glaubte sie Eliza, daß sie unterwegs sei, um Freunde zu besuchen. Wie sehr hoffte sie im stillen, daß sich dies als richtig erweisen möchte.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang erreichte sie das Dorf T. am Ohio, sie hatte wunde Füße und war todmüde, aber ungebrochen im Geist. Ihr erster Blick galt dem Fluß, der wie der Jordan zwischen ihr und dem gelobten Lande der Freiheit dahinströmte.

Es war im Vorfrühling, und der Fluß führte schweres Hochwasser. Große Eisschollen schwammen träge in den trüben Gewässern. Dank der eigentümlich gebogenen Uferlinie auf der Kentuckyseite hatte sich das Eis in großen Mengen aufgetürmt, der schmale Kanal aber, der die Biegung umfloß, brachte neues Eis heran, das sich in hohen Schollen lagerte und zeitweilig ein großes, schwankendes Floß bildete, das die ganze Breite des Flusses ausfüllte und sich bis zum gegenüberliegenden Ufer erstreckte.

Eliza stand einen Augenblick und betrachtete mit Sorgen die ungünstige Lage, denn sie entdeckte sofort, daß hier das gewöhnliche Fährboot nicht übersetzen konnte. Sie wandte sich an ein kleines Wirtshaus, um dort Erkundigungen einzuziehen.

Die Wirtin stand am Feuer und schmorte und briet das Abendessen in vielerlei Töpfen. Mit der Gabel in der Hand blickte sie auf, als Elizas sanfte und fragende Stimme an ihr Ohr schlug.

»Was gibt's?« fragte sie.

»Ist hier keine Fähre oder ein Boot, das einen übersetzt nach T.?«

»Gott bewahre, jetzt fährt kein Boot.«

Elizas enttäuschtes und erschrockenes Gesicht machte die Frau stutzig, und

sie forschte teilnahmsvoll: »Wollen Sie durchaus hinüber? Ist jemand krank? Sie scheinen ganz mitgenommen.«

»Ich habe ein Kind drüben, das gefährlich erkrankt ist, ich bekam die Nachricht erst gestern abend und bin weit zu Fuß gelaufen, um die Fähre zu erreichen.«

»Das trifft sich wahrhaftig schlecht«, sagte die Frau, deren mütterlicher Instinkt sofort erwachte, »da tun Sie mir aufrichtig leid. Salo–mon!« rief sie zum Fenster hinaus zu einem Hintergebäude hinüber, unter dessen Tür jetzt ein Mann in einer Lederschürze mit rußigen Händen erschien.

»Höre, Sal, weißt du, ob der Mann heute noch die Fässer hinüberbringt?«

»Er sagte, er wolle es versuchen, wenn er es verantworten könnte.«

»Da will nämlich ein Mann von weiter unten mit Stückgut heute abend versuchen überzusetzen. Er kommt hier vorher zum Abendbrot vorbei. Sie setzen sich am besten hin und warten auf ihn. Was für ein goldiges Kind«, setzte die Frau hinzu und bot ihm einen Kuchen an.

Aber das Kind war völlig erschöpft und begann vor Müdigkeit zu weinen.

»Armer kleiner Kerl. Er kann noch nicht so weit laufen, ich habe ihn überanstrengt«, sagte Eliza.

»Kommen Sie, legen Sie ihn hier nieder«, sagte die Frau, die Tür zu einem kleinen Schlafzimmer öffnend, worin ein bequemes Bett stand. Eliza legte das müde Kind hin und hielt seine Händchen, bis es fest eingeschlummert war. Sie selber fand keine Ruhe. Wie Feuer brannte der Gedanke an die Verfolger in ihr, und mit verlangenden Augen blickte sie auf die trüben, treibenden Fluten, die zwischen ihr und der Freiheit dahinströmten.

Hier müssen wir sie vorläufig verlassen, um uns nach ihren Verfolgern umzusehen.

Obgleich Mrs. Shelby versprochen hatte, das Essen sogleich auftragen zu lassen, stellte sich doch bald heraus, wie das häufig geschieht, daß zu jedem Handel zwei gehören. So wurde zwar der Auftrag in Haleys Gegenwart gegeben und von mindestens einem Halbdutzend jugendlicher Boten Tante Chloe übermittelt, aber alles, was diese würdige Person zur Antwort gab, war ein undeutliches Knurren und energisches Kopfschütteln. Im übrigen hantierte sie weiter, so umständlich und langsam wie nie zuvor.

Aus einem unerklärlichen Grunde schien sich das gesamte Personal darin einig zu sein, daß Mrs. Shelby diesmal über eine Verspätung nicht ungehalten sein würde. Und so geschahen auf wunderbare Weise manche unvorhergesehene Ereignisse, um den gewöhnlichen Lauf der Dinge zu hemmen und zu stören. Ein Pechvogel kippte die Soße um, so daß eine neue Soße mit aller Sorgfalt und Umständlichkeit angerührt werden mußte. Tante Chloe überwachte die

Herstellung auf das genaueste, jeden Hinweis auf die Dringlichkeit der Stunde mit der schnöden Erklärung abtuend, sie beabsichtige nicht, nur um einem gewissen Herrn beim Einfangen ehrlicher Christenmenschen behilflich zu sein, eine schlechte Soße auf den Tisch zu bringen. Ein anderer stürzte mit dem Wasser hin und mußte frisches vom Brunnen holen. Ein dritter warf gar die Butter dem Rad der Zeit in die Speichen. Dazu drang dann von Zeit zu Zeit die prustende Kunde in die Küche, daß Mr. Haley furchtbar unruhig sei, daß er nicht mehr stillsitzen könne, sondern immer vom Fenster zur Tür laufe.

»Das geschieht ihm recht«, sagte Tante Chloe voller Entrüstung. »Die Unruhe wird eines Tages noch ganz anders über ihn kommen, wenn er sich nicht bessert. Dann wird sein Herrgott nach ihm schicken, und er wird noch ein ganz anderes Gesicht machen.«

»Er kommt ins Fegefeuer, das steht fest«, meinte der kleine Jack.

»Er hat es weiß Gott verdient«, sagte Tante Chloe ingrimmig. »Er hat viele — viele Herzen gebrochen. Das sage ich euch«, rief sie, die Gabel in der Luft schwenkend: »Es ist, wie der junge Herr aus der Offenbarung vorlas — die Seelen schreien vor dem Altar, sie schreien zum Herrn um Rache. Und einst wird der Herr sie erhören–das ist gewiß.«

Tante Chloe war in der Küche hoch angesehen. Ihre Zuhörer sperrten Mund und Nase auf. Da das Essen inzwischen aufgetragen war, konnte man sich jetzt in Ruhe einer allgemeinen Unterhaltung widmen.

»So einer wird ewig in der Finsternis schmachten, nicht wahr?« sagte Andy.

»Ach, das täte ich mir um mein Leben gern ansehen«, sagte der kleine Jack.

»Kinder«, rief da eine Stimme, so daß sie alle auffuhren. Es war Onkel Tom, der hereingekommen war und sich die Unterhaltung an der Tür mitangehört hatte.

»Kinder«, sprach er. »Ich fürchte, ihr wißt nicht, was ihr redet. Ewig ist ein schreckliches Wort. Daran kann man gar nicht denken. Das dürft ihr keinem menschlichen Geschöpf wünschen.«

»Wir wünschen es ja nur den Seelenverkäufern«, sagte Andy, »das wünschen alle. Die sind doch wirklich gottlos.«

»Empört sich nicht auch die Natur gegen sie?« sagte Tante Chloe. »Sie reißen doch der Mutter den Säugling von der Brust, um ihn zu verkaufen. Und die kleinen Kinder, die sich sträuben und sich weinend an ihre Röcke klammern, ziehen sie die nicht fort, um sie zu verkaufen? Reißen sie nicht Mann und Weib auseinander?« Tante Chloe begann zu weinen, »und brechen ihnen damit das Herz? Wenn sie doch ein wenig Gefühl dabei zeigten; aber trinken sie nicht und rauchen und sind guter Dinge? Gott, wenn der Teufel die nicht holt, wozu ist er dann nütze?« Damit barg Tante Chloe ihr Gesicht in ihrer karierten Schürze und

begann bitterlich zu schluchzen.

»Bete für die, so dich mißhandeln, sagt das heilige Buch«, entgeg–nete Tom.

»Für die beten? Lieber Gott, das ist zuviel verlangt. Ich kann für die nicht beten.«

»Das ist die Natur, Chloe, und Natur ist stark«, antwortete Tom. »Aber die Gnade Gottes ist stärker. Außerdem bedenke doch, was haben solche Menschen für eine Seele, die diese Dinge tun? Du solltest Gott danken, daß du nicht bist wie jene, Chloe. Tausendmal lieber lasse ich mich verkaufen, als alles das zu verantworten, was der arme Mensch auf dem Gewissen hat.«

»Das möchte ich auch nicht«, sagte Jack schaudernd. »Gott behüte, würden wir nicht unser Fett abkriegen, Andy?«

Andy zuckte die Achseln und ließ ein zustimmendes Pfeifen ertönen.

»Ich bin nur froh, daß der Herr nicht fortritt heute morgen, wie er es vorhatte, das hätte mich ärger getroffen als alles Verkaufen. Ihm wäre es gewiß lieber gewesen, aber mir wäre es sehr nahe gegangen, wo ich ihn schon kenne von der Wiege her. Jetzt habe ich ihn noch gesprochen, und nun habe ich mich mit Gottes Willen ausgesöhnt. Den Herrn trifft keine Schuld. Er hat recht getan. Aber ich fürchte, hier geht alles aus den Fugen, wenn ich weg bin. Vom Herrn kann man nicht verlangen, daß er sein Auge überall hat wie ich, wenn ich nach dem Rechten sehe. Die Jungen sind nicht schlecht, aber sie sind schrecklich leichtsinnig, und das macht mir den Abschied schwer.«

Jetzt ertönte die Klingel, und Tom wurde gerufen.

»Tom«, sagte freundlich sein Herr, »ich will dir nur Bescheid geben, daß ich mich diesem Herrn mit tausend Dollar verpfändet habe, falls du nicht da sein solltest, wenn er nach dir verlangt. Heute geht er noch andern Geschäften nach, da magst du den Tag für dich haben. Du kannst gehen, wohin du willst, mein Junge.«

»Danke, gnädiger Herr«, erwiderte Tom.

»Nimm dich in acht«, sagte der Händler, »und spiel deinem Herrn nicht einen von euren niederträchtigen Niggerstreichen. Er muß zahlen, bis auf den letzten Cent, wenn du nicht zur Stelle bist. Wenn er auf mich hörte, würde er keinem von euch über den Weg trauen. Ihr seid so glatt wie Aale.«

»Gnädiger Herr«, sprach Tom und richtete sich kerzengerade auf, »ich war gerade acht Jahre alt, als die alte Gnädige Euch in meine Arme legte, und Ihr wart noch nicht ein Jahr. >Da<, sagte sie, >Tom, das ist *dein* junger Herr, nimm ihn gut in acht<, sagte sie. Und nun frage ich Euch, gnädiger Herr, habe ich je mein Wort gebrochen oder gegen Euer Gebot gehandelt, besonders seitdem ich ein Christ bin?«

Mr. Shelby war sehr bewegt, seine Augen standen voller Tränen.

»Mein lieber Junge«, sprach er, »der Himmel weiß, du sprichst die lautere Wahrheit. Läge es in meiner Macht, sollte dich keine Menschenseele mehr kaufen.«

»Und so gewiß ich eine Christin bin«, sagte Mrs. Shelby, »wollen wir dich einlösen, sobald wir die Mittel zusammenhaben. Sie, mein Herr«, wandte sie sich an Haley, »müssen sich bitte merken, an wen Sie ihn verkaufen und mir dann Bescheid geben.«

»Gewiß, gewiß, was das angeht, soll alles geschehen«, sagte der Händler. »Übers Jahr ist er noch nicht weiter abgenutzt, da werde ich ihn für Euch zurückkaufen.«

»Dann will ich gern das Geschäft mit Ihnen machen, und es soll Ihr Schaden nicht sein.«

»Natürlich«, erwiderte der Händler, »das ist mir gleich. Ob stromauf oder stromab, solange es nur ein guter Handel bleibt. Ich will ja schließlich auch nur leben, Madame, das wollen wir doch alle, nicht wahr?«

Mr. und Mrs. Shelby fühlten sich beide verletzt und abgestoßen durch die unverschämte Vertraulichkeit des Mannes, aber beide sahen ein, wie nötig es in diesem Augenblicke war, ihre Gefühle zu beherrschen. Je hoffnungsloser seine schmutzige und hartherzige Gesinnung zutage trat, um so mehr stieg Mrs. Shelbys Befürchtung, daß er Eliza und ihr Kind ergreifen könnte, und desto mehr ließ sie alle weiblichen Künste spielen, um ihn noch weiter aufzuhalten. So lächelte sie anmutig, kargte nicht mit ihrer Zustimmung, plauderte angeregt und tat alles, damit die Zeit nur ja unmerklich verstreiche.

Um zwei Uhr brachten Sam und Andy die Pferde vor die Rampe, die offensichtlich von der morgendlichen Hetzjagd sehr erfrischt und ausgeruht waren.

Sam hatte sich beim Mittagessen gut gestärkt und wußte sich nun vor Eifer und Beflissenheit kaum noch zu lassen.

Als Haley hinzutrat, brüstete er sich gerade vor Andy in prahlerischer Rede, wie glänzend das Unternehmen ausschlagen werde, wenn er die Sache jetzt in die Hand nähme.

»Euer Herr hält anscheinend keine Hunde«, sagte Haley gedankenvoll, bevor er sein Pferd bestieg.

»Oh, einen ganzen Haufen«, entgegnete Sam eifrig. »Da ist Bruno, das ist ein Prachttier, und dann hält sich fast jeder Nigger irgendeinen Köter.«

»Pah«, sagte Haley und setzte noch etwas hinzu, was den besagten Hunden galt und Sam zu der unterdrückten Bemerkung veranlaßte:

»Kein Grund, sie zu verfluchen.«

»Aber euer Herr hält keine Hunde, um damit Nigger zu verfolgen?«

Sam wußte wohl, was er meinte, aber seine Miene behielt den Ausdruck treuherziger Biederkeit.

»Unsere Hunde haben alle gute Witterung. Sie sind schon die richtige Rasse, wenn sie auch keine Übung haben, aber es sind schnelle Hunde, wenn man sie einmal losläßt. Hallo, Bruno!« rief er und pfiff dem herumlungernden Neufundländer, der schwerfällig und tollpatschig näher kam.

»Hol dich der Teufel«, sagte Haley und schwang sich aufs Pferd, »los jetzt, aufgesessen!«

Gehorsam sprang Sam in den Sattel, nicht ohne dabei Andy geschickt in die Rippen zu kitzeln, worauf dieser in helles Lachen ausbrach, was Haley wiederum veranlaßte, wutentbrannt mit der Reitpeitsche nach ihm zu schlagen.

»Ich muß mich wundern, Andy«, sagte Sam mit scheinheiliger Miene, »dies ist doch kein Kinderspiel. Mach keine Dummheiten. Wir wollen dem Herrn doch helfen.«

»Wir nehmen den direkten Weg zum Fluß«, sagte Haley entschlossen, als sie die Grenzen der Farm erreicht hatten. »Ich kenne ihre Schliche. Sie versuchen alle, die Ebene zu erreichen.«

»Vortrefflich«, erwiderte Sam, »das ist ein guter Gedanke, Mr. Haley trifft den Nagel auf den Kopf. Nun gibt es aber zwei Wege zum Fluß, den Dreckweg und die Landstraße, welchen will der Herr einschlagen?«

Andy blickte unschuldsvoll auf Sam, diese geographische Tatsache war ihm neu, aber durch augenblickliche und heftige Wiederholung bestätigte er das Gesagte.

»Ich möchte beinah sagen, Lizzy ist den Dreckweg gegangen, der ist am wenigsten belebt.«

Haley war gewiß ein sehr geriebener Fuchs und neigte von Natur zu Mißtrauen, aber diesem Gedanken konnte er sich nicht ganz verschließen.

»Wenn ihr nur nicht so verdammte Lügner wäret«, murmelte er nachdenklich, als er für einen Augenblick überlegte.

Sein nachdenklicher Ton schien Andy unmäßig zu ergötzen, er blieb ein wenig zurück und krümmte sich vor Lachen, so daß er fast vom Pferd gefallen wäre, während Sam unverändert eine ernste Leichenbittermiene zur Schau trug.

»Natürlich, der Herr kann es machen, wie er will. Wenn der Herr es für richtig hält, reiten wir die glatte Straße — uns ist das einerlei. Wenn ich es mir überlege, ist der glatte Weg bestimmt das einzig Wahre.«

»Natürlich geht sie den einsamen Weg«, sprach Haley halblaut vor sich hin, ohne Sams Bemerkung zu beachten.

»Das läßt sich nicht so ohne weiteres sagen. Weiber sind kurios. Sie tun nie,

was man erwartet, immer das Gegenteil. Weiber sind gegenteilig zusammengesetzt. Wenn man denkt, sie sind den einen Weg gegangen, muß man todsicher den anderen gehen, um sie zu finden. Meiner Meinung nach nahm Lizzy den Dreckweg, so glaube ich, nehmen wir also am besten die Landstraße.«

Diese Überlegungen waren nicht dazu angetan, Haley den geraden Weg zu empfehlen, vielmehr erklärte er ausdrücklich, daß sie den anderen nehmen wollten. Sam sollte sagen, wo er abbog.

»Ein Stückchen weiter vorn«, sagte Sam mit einem Augenblinzeln zu Andy und fügte ernsthaft hinzu: »Aber ich habe mir die Sache überlegt, wir sollten den Weg nicht nehmen. Ich bin dort nie gewesen. Er ist verteufelt abgelegen, wir könnten uns verirren und wissen dann nicht, wo wir rauskommen, der Himmel bewahre uns.«

»Papperlapapp«, sagte Haley, »wir reiten diesen und damit basta.«

»Da fällt mir ein, die Leute sagen, er sei ganz mit Zäunen versperrt, hast du das nicht auch gehört, Andy?«

Andy hatte keine Ahnung. Er hatte von diesem Wege nur sprechen hören. Er war durchaus nicht zuständig.

Haley, der gewöhnt war, nur zwischen größeren und kleineren Lügen zu unterscheiden, entschied sich zugunsten des erstgenannten Dreckweges, denn er war der Ansicht, daß Sam ihn zuerst nur versehentlich genannt hatte und nun mit verzweifelten Lügen versuchte, ihn davon abzubringen, weil ihm Eliza eingefallen war, die er offensichtlich nicht preisgeben wollte.

Als deshalb Sam den Weg zeigte, sprengte Haley rasch voran, und Sam und Andy folgten ihm.

Es war in der Tat ein alter Weg, der früher als Verbindung zum Fluß gedient hatte, seit dem Bau der neuen Straße aber verfallen war. Ungefähr eine Wegstunde verlief er noch offen, aber dann sperrten ihn zahllose Zäune und Farmgatter. Sam war dies wohlbekannt, während Andy kaum davon gehört hatte, so lange war der Weg schon aus dem Verkehr. Deshalb ritt er wohl unterwürfig und gehorsam mit, aber zuweilen stöhnend und klagend, daß der Boden zu uneben sei und schlecht für Jerrys Huf.

»Laßt euch das gesagt sein«, sprach Haley, »ihr werdet mich von diesem Weg nicht abbringen, soviel ihr euch auch dagegen wehrt. Also haltet den Mund.«

»Der Herr muß seinem eigenen Willen folgen«, sagte Sam mit unterwürfigster Ergebenheit, zugleich Andy verschmitzt zublinzelnd, der vor heimlicher Schadenfreude bald platzte.

Sam war strahlender Laune. Er tat, als sei er unablässig auf der Lauer, einmal rief er aus, daß er auf dem Gipfel eines kleinen Hügels eine

Mädchenhaube sehe, ein andermal fragte er Andy, ob dort hinter dem Gebüsch nicht Lizzy sein könnte, und immer kamen diese Vermutungen an einer besonders holprigen Stelle des Weges, so daß die plötzliche Beschleunigung ihres Tempos allen höchst ungelegen kam und Haley ständig in Aufregung blieb.

Nachdem sie eine Stunde in dieser Art geritten waren, führte sie eine jähe Wegsenkung mitten in den Scheunenhof einer großen Farm. Keine Menschenseele war zu sehen, alles schien auf dem Felde beschäftigt. Da aber die Scheune breit auffällig quer den Weg versperrte, schien es, daß ihre Reise in dieser Richtung wenigstens zu einem klaren Ende gekommen war.

»Habe ich es nicht gleich gesagt, Herr?« sagte Sam mit der Miene gekränkter Unschuld. »Wie kann ein fremder Herr mehr von der Gegend wissen wollen als die Einwohner selber?«

»Du Schurke«, erwiderte Haley, »du hast das genau gewußt.«

»Habe ich das nicht immerfort gesagt, und Ihr wolltet mir nicht glauben? Ich sagte dem Herrn, der Weg sei versperrt und zugehauen und wir würden nicht durchkommen. Andy hat es gehört.«

Es stimmte nur zu genau, und der gefoppte Händler konnte nichts tun als seinen Groll hinunterschlucken. Alle drei machten rechtsum kehrt und wandten sich zur Landstraße.

Infolge dieser mannigfachen Verzögerungen erreichten sie das Wirtshaus am Fluß genau drei Viertelstunden später, nachdem Eliza das Kind zum Schlafen niedergelegt hatte. Eliza stand am Fenster und sah in die entgegengesetzte Richtung, als Sams schnelles Auge sie dort entdeckte. Haley und Andy ritten ein paar Schritt hinter ihm. In diesem gefährlichen Augenblick ließ sich Sam den Hut vom Kopfe wehen und stieß daraufhin einen markerschütternden Schrei aus, so daß Lizzy sofort erschrocken auffuhr und sich blitzschnell zurückzog, während die Reiter am Fenster vorbei zur vorderen Eingangstür brausten.

Tausend Leben schienen sich für Eliza in diesem einen Augenblick zusammenzuballen. Eine Seitentür ihres Zimmers führte direkt zum Fluß. Der Händler sah sie ganz deutlich, als sie gerade die Böschung hinunterjagte. Er warf sich sofort vom Pferd, rief laut nach Sam und Andy und war hinter ihr her wie ein Jagdhund hinter dem Reh. In diesem schwindelnden Augenblick berührten ihre Füße wahrhaftig kaum noch den Boden, binnen einer Sekunde war sie am Rande des Wassers. Aber sie waren ihr auf den Fersen. Da sprang sie mit der Kraft, die Gott nur den Verzweifelten verleiht, mit einem wilden Schrei und einem gewaltigen Satz über die trübe Strömung am Ufer des Flusses auf das dahinter treibende Eis. Es war ein verzweifelter Sprung, ein Sprung, den man nur wagt mit Verzweiflung und Wahnsinn im Herzen. Selbst Haley, Sam und Andy schrien hell auf und streckten die Arme gen Himmel bei diesem Anblick.

Die riesige Eisscholle schwankte und krachte unter ihrem Gewicht. Aber Eliza verweilte nicht lange. Mit wildem Schrei und verzweifelter Anstrengung sprang sie auf die nächste und übernächste — sie stolperte, glitt aus, sprang wieder, fiel hin und sprang aufs neue. Ihre Schuhe hatte sie längst verloren, ihre Strümpfe waren zerrissen, eine Blutspur zeichnete ihren Weg, aber sie sah und fühlte nichts, bis sie wie in einem Traum die Ohioseite erblickte und einen Mann, der ihr auf das Ufer hinaufhalf.

»Du bist ein tapferes Mädchen, wer du auch sein magst«, sagte der Helfer mit einem herzhaften Fluch.

Eliza erkannte Stimme und Gesicht eines Mannes, der eine Farm in der Nähe ihrer alten Heimat besaß.

»O Mr. Symmes — rettet mich, bitte rettet mich, verbergt mich«, flehte sie.

»Nanu«, rief da der Mann, »was ist denn das? Ist das nicht die Eliza von Shelbys?«

»Mein Kind, hier, diesen Jungen, er hat ihn verkauft! Drüben ist sein Herr«, sagte sie und zeigte zum jenseitigen Kentuckyufer.

»O Mr. Symmes, Ihr habt selbst einen kleinen Sohn.«

»Das ist wahr«, sagte der Farmer, als er sie mit rauher, aber freundlicher Hand das steile Ufer heraufzog. »Außerdem bist du ein tapferes, tüchtiges Mädchen, und Schneid gefällt mir, bei wem auch immer.«

Als sie die Höhe der Uferböschung erreicht hatten, hielt Mr. Symmes inne.

»Ich würde dir gerne behilflich sein«, sagte er, »aber ich kann dich hier nirgends verstecken. Ich kann dir nur den einen Rat geben«, und er deutete auf ein großes, weißes Haus, das abseits von der Dorfstraße stand. »Geh dorthin, da wohnen freundliche Leute. Die werden dir beistehen in jeder Gefahr. Die kennen sich aus mit deiner Notlage.«

»Vergelt's Gott«, sprach Eliza bewegten Herzens.

»Keine Ursache, was ich getan habe, ist nicht der Rede wert.«

»O Herr, und Ihr verratet mich nicht?«

»Wo denkst du hin, Mädchen? Für was für einen Schurken hältst du mich? Nun komm, geh schön weiter, sei verständig. Du hast dir deine Freiheit wahrlich verdient.«

Das junge Weib drückte ihr Kind an die Brust und entfernte sich mit raschem, federndem Schritt. Der Mann blickte ihr nach und sprach vor sich hin:

»Shelby mag denken, ich hätte nicht gerade sehr nachbarlich an ihm gehandelt. Aber was sollte ich machen? Sollte er eines von meinen Mädchen in derselben Lage treffen, mag er mir's vergelten. Ich kann es nicht ertragen, wenn sie mit den Hunden hinter solch einem Wesen her sind, das sich hetzt und keucht und ihnen zu entkommen sucht. Im übrigen habe ich keine Lust, für andere den

Jäger und Häscher zu spielen.« So sprach dieser einfache und heidnische Mann aus Kentucky, der offensichtlich in die gesetzlichen Verhältnisse nicht eingeweiht war und sich deshalb verleiten ließ, geradezu christlich zu handeln.

Haley hatte als ein völlig verblüffter Zuschauer der Szene beigewohnt. Als Eliza das andere Ufer erreichte, blickte er Sam und Andy fragend und ratlos an.

»Das war ein tolles Stück«, sagte Sam.

»Das Mädchen muß sieben Teufel im Leibe haben«, meinte Haley. »Sie sprang ja wie eine wilde Katze.«

»Ich hoffe nur«, sagte Sam, sich hinter dem Ohr kratzend, »der Herr wird uns entschuldigen, daß wir ihr auf diesem Weg nicht folgen. Ich glaube nicht, daß ich mir das zutraue«, und er gab ein heiseres Lachen von sich.

»Du hast gut lachen«, erwiderte grollend der Händler.

»Gott behüte Euch, Herr, ich kann nicht anders«, sprach Sam, seiner langverhehlten Freude freien Lauf lassend. »Es sah zu komisch aus, wie sie sprang und hüpfte, das Eis krachte, wie man das hörte: bautz, sie sprang, platsch, es spritzte«, und Sam und Andy lachten, bis ihnen die Tränen über die Backen liefen.

»Ihr sollt mir lachen auf der anderen Seite eures Gesichtes«, sagte der Händler und holte mit der Peitsche aus.

Beide duckten sich, rannten kreischend das Ufer hinauf und saßen zu Pferd, ehe er sie einholen konnte.

»Wir empfehlen uns, Herr«, sagte Sam voller Würde. »Die Herrin wird sich daheim schon sorgen wegen Jerry. Der Herr wird uns jetzt nicht länger brauchen. Über Lizzys Brücke können wir doch nicht reiten.« Damit bekam Andy einen Rippenstoß, und im vollen Galopp stoben beide davon, ihr Lachen verhallte im Winde.

Telegram@shabarsbibliothek

8. Kapitel
Ein würdiges Trio

Elizas verzweifelte Flucht über den Fluß geschah zur Stunde der Dämmerung. Die grauen Abendnebel, langsam vom Wasser her aufsteigend, hüllten sie barmherzig ein, als sie am jenseitigen Ufer verschwand. Das reißende Wasser und die hoch aufgeschichteten Eismassen bildeten eine unüberwindliche Schranke für ihre Verfolger. Langsam und bitter enttäuscht begab sich Haley daher zu dem kleinen Gasthaus zurück, um darüber nachzusinnen, was nun zu tun sei. Die Wirtin ließ ihn in ihr kleines Wohnzimmer eintreten, das mit einem bescheidenen Teppich, mit einem Tisch, bedeckt mit einem glänzenden, schwarzen Wachstuch, mehreren hochlehnigen, unbequemen Stühlen, einigen grell bemalten Gipsbüsten auf dem Kaminsims und einem mißmutig schwelenden Feuer sehr dürftig ausgestattet war. Neben dem Kamin ließ sich Haley auf einer langen harten Holzbank nieder, um über die Vergänglichkeit menschlicher Hoffnungen und menschlichen Glückes im allgemeinen nachzudenken.

»Warum war ich nur so versessen auf den kleinen Affen, daß ich mich derartig betrügen ließ?« sprach er zu sich selber und ließ zur eigenen Erleichterung eine Reihe von Flüchen und Verwünschungen folgen, die wir wohl wahrheitsgemäß wiederholen könnten, aber aus Gründen des guten Geschmacks lieber verschweigen wollen.

Da riß ihn die laute und mißtönende Stimme eines Mannes, der anscheinend vor der Haustür vom Pferde stieg, aus diesen Betrachtungen. Er stürzte eilig ans Fenster.

»Beim Leibhaftigen! Dies wäre ja beinah so etwas wie Vorsehung«, sprach Haley, »wenn das nicht Tom Locker ist.«

Haley eilte hinaus. Vor der Theke in der Ecke des Zimmers stand ein gelbbrauner muskulöser Mann von sechs Fuß Länge und beträchtlicher Breite. Er trug einen Rock aus Büffelhaut, die Fellseite nach außen, was ihm ein zottiges und wildes Aussehen gab und ganz zu seinem Wesen zu passen schien. Sein Gesicht trug den Stempel äußerster Roheit. Stellt man sich eine Bulldogge vor, die plötzlich in menschlicher Gestalt, bekleidet mit Rock und Hut, ins Zimmer stürzt, gewinnt man den besten Eindruck seiner Erscheinung. Ein Reisegefährte, in vieler Hinsicht sein genaues Gegenteil, begleitete ihn. Er war klein und schmal, von behenden katzenartigen Bewegungen, mit einem lauernden

Mäuseblick in seinen aufmerksamen schwarzen Augen, wozu jeder Gesichtszug im Einklang stand: seine dünne lange Nase schien mit Vergnügen in allen Geschäften herumzuschnüffeln, sein glattes, spärliches schwarzes Haar sträubte sich über der Stirn. Er machte den Eindruck verschlagener, nüchterner Berechnung. Der große starke Mann schenkte sich ein Glas Branntwein ein und kippte es schweigend hinunter.

Das kleine Männchen stand auf den Zehenspitzen und schnüffelte aufmerksam an jeder Flasche, ehe es sich mit großer Wichtigkeit in seiner dünnen Fistelstimme einen Peppermint bestellte. Er nahm dann das eingeschenkte Glas, betrachtete es mit schlauer Kennermiene wie ein Mann, der den Nagel auf den Kopf getroffen, um es dann in kleinen genießerischen Schlückchen auszutrinken.

»Ja, so ein Glück hätte ich mir nicht träumen lassen, Locker, wie geht's?« sprach Haley, seine Hand ausstreckend.

»Zum Teufel«, war die höfliche Antwort, »was bringt dich hierher?«

Das Mäusegesicht, Marks mit Namen, stellte sofort sein Glas hin, um mit vorgestrecktem Kopf neugierig den Neuankömmling zu mustern, wie eine Katze, die zuweilen ein raschelndes welkes Blatt belauert.

»Hör, Tom, das nenne ich Glück. Ich bin in einer verteufelten Patsche, du mußt mir wieder auf die Beine helfen.«

»Ho, ho! Sieht dir ähnlich!« grunzte der liebenswürdige Bekannte. »Das hat immer seinen Grund, wenn du dich freust, jemand wiederzusehen. Wo hat's denn eingeschlagen?«

»Du hast wohl einen Freund mitgebracht?« fragte Haley und blickte zweifelnd auf Marks, »wahrscheinlich ein Kollege?«

»Ganz recht. Hier, Marks, das ist der Bursche, mit dem ich in Natchez zusammen arbeitete.«

»Freut mich, Eure Bekanntschaft zu machen«, sagte Marks und streckte dem anderen seine Hand, dünn und lang wie die Klaue eines Raubvogels, entgegen. »Mr. Haley, wenn ich nicht irre?«

»Ganz meinerseits«, antwortete Haley. »Und jetzt, meine Herren, werde ich Sie freihalten, das Zusammentreffen müssen wir feiern. He, alter Gauner«, sagte er zu dem Mann hinter der Theke, »bring heißes Wasser, Zucker und Zigarren und nicht zu knapp vom richtigen Stoff, das soll eine Runde werden.«

Darauf wurden die Kerzen angezündet, das Feuer frisch entfacht und der Tisch mit allem gedeckt, womit die drei biederen Gesellen sich gütlich tun konnten.

Haley begann dann die rührende Geschichte seiner Nöte zu erzählen; Locker hörte ihm schweigend, mit verdrossener Aufmerksamkeit zu, während

sich Marks umständlich und sorgfältig ein Glas Punsch nach eigenem Geschmack braute, um zuweilen von seiner Beschäftigung aufzublicken und seine spitze Nase Haley beinah ins Gesicht zu bohren. Er ließ sich keine Einzelheiten entgehen. Das Ende der Geschichte schien ihn besonders zu amüsieren. Ein lautloses Lachen krümmte seinen schmächtigen Körper, und seine dünnen Lippen spitzten sich wollüstig.

»Da hat man Euch nicht schlecht geprellt! Hi, hi, hi, saubere Arbeit«, sagte er.

»Diese junge Brut kann einem das ganze Geschäft verleiden«, sagte Haley ganz kläglich.

Er hatte dem Getränk des Abends sehr freigebig zugesprochen und fühlte allmählich eine angenehme Milderung seiner moralischen Ansichten, eine Erscheinung, die unter den gleichen Umständen auch Männern von ernster und nachdenklicher Veranlagung widerfährt.

»Ich gebe es ja zu«, fing Haley wieder an und lehnte sich in seinem Stuhl zurück — wobei er die Arme reckte, »daß ich meinen Handel nur wegen des Geldes geführt habe. Geld war mir das Wichtigste wie jedem anderen auch. Aber lassen wir mal das Geschäft und Geld und alles übrige beiseite — schließlich haben wir auch eine Seele. Es kann nicht jeder hören — verfluchte Pest noch mal -, ich will einmal damit herausrücken. Ich glaube nämlich an die Religion, und eines Tages, wenn ich alles hübsch in Ordnung habe, werde ich mich meiner Seele und diesen höheren Dingen zuwenden. Warum mehr sündigen als unbedingt nötig? Das wäre ja verdammt unklug.«

»Deiner Seele zuwenden«, wiederholte Tom verächtlich. »Da kann man lange suchen, bis man bei dir eine Seele findet. Wenn der Teufel dich durch ein Haarsieb streicht, er wird keine finden.«

»Ach, Tom, sei doch nicht ausfällig«, sagte Haley. »Warum nimmst du es übel, wenn man dir gut zuredet?«

»Hör auf mit dem Geplärr, Mensch«, erwiderte Tom barsch, »ich kann dein Geschwätz so schon nicht vertragen, aber deine Fröm–migkeitstiraden bringen mich um; schließlich, was ist denn der ganze Unterschied zwischen uns beiden? Du hast nicht die Spur mehr Gefühl oder Nachsicht als ich. Es ist eine glatte, niederträchtige Gemeinheit, erst schlecht zu sein und dann den Teufel um die Zeche zu prellen. Dich durchschaut man leicht. Das ganze Getue mit der Religion, was ist es anders, als daß du beim Teufel Schulden hast und dich um das Bezahlen drücken willst. Pfui!«

»Meine Herren, meine Herren, vergessen wir nicht das Geschäft«, rief Marks. »Jedes Ding hat zwei Seiten, das müßt ihr zugeben. Mr. Haley ist zweifellos ein netter Mann und hat ein feines Gewissen, und Ihr, Tom, seid eben

von anderem Schrot und Korn, von keinem schlechten, aber das Streiten hat keinen Zweck. — Gehen wir ans Geschäft. Also, Mr. Haley, was soll es sein? Wir sollen Euch das Mädchen wieder verschaffen?«

»Das Mädchen geht mich nichts an — das gehört Shelby. Es ist nur der Junge. Ich war ja ein Narr, den kleinen Affen zu kaufen.«

»Du bist meist ein Narr«, sagte Tom grob.

»Na, Locker, jetzt keine Komplimente«, meinte Marks und leckte sich die Lippen. »Seht Ihr nicht, dies kann ein ganz hübsches Geschäft werden; laßt mich die Sache nur schaukeln. Darauf verstehe ich mich. Also dieses Mädchen, Haley, wie ist sie? Wie sieht sie aus?«

»Na, weiß und hübsch — gut gezogen. Ich hätte Shelby 800 bis

1.000 Dollar dafür gegeben und kein schlechtes Geschäft gemacht.«

»Weiß und hübsch — gut gezogen«, wiederholte Marks, seine scharfe Nase spitzte sich vor Unternehmungslust. »Habt Ihr verstanden, Locker, das läßt sich hören. Wir werden sie einfangen; dann bekommt Mr. Haley natürlich den Kleinen, und wir nehmen das Mädchen und verkaufen sie in Orleans. Ist das nicht großartig?«

Tom, dessen großer, plumper Mund während dieser Erklärung offen gestanden hatte, ließ ihn jetzt plötzlich zufallen wie ein großer Hund, der nach einem Stück Fleisch schnappt, und schien nun den Vorschlag in Muße zu verdauen.

»Seht Ihr«, sagte Marks zu Haley, »wir haben überall an der Küste Friedensrichter, die sich ganz verständig auf solch kleine Geschäfte einlassen. Tom besorgt die grobe Arbeit, die Schlägerei usw. Und ich komme dann im Galaanzug mit blankgewichsten Stiefeln — alles erstklassig — wenn es an das Schwören geht. Ihr solltet mich mal sehen«, prahlte Marks, glühend vor Künstlerstolz, »wie ich da auftrete. Einmal bin ich Mr. Trikken aus New Orleans, das nächstemal bin ich gerade von meiner Plantage am Pearl River gekommen, wo ich 700 Nigger beschäftigte, dann wieder entpuppte ich mich als ein entfernter Verwandter von Henry Clay oder einem anderen alten Gauner in Kentucky. Die Gaben sind verschieden, wißt Ihr. Tom ist ein Satan, wenn es ans Raufen und Schlagen geht, aber lügen kann er nicht. Ihr müßt verstehen, es ist ihm nicht gegeben. Aber wenn es noch einen im Lande gibt, der auf alles und jedes einen falschen Eid leistet und alle Umstände und Kniffe ebenso geschickt mit ernstem Gesicht vorträgt wie ich, den Kerl möchte ich sehen, das ist alles, was ich sagen kann. Ich bin überzeugt, ich könnte mich stets und überall durchschwindeln, selbst wenn die Friedensrichter noch schärfer wären. Manchmal wünschte ich fast — es wäre dann aufregender, macht mehr Spaß -, wissen Sie.«

Tom Locker — den wir als einen Mann von langsamer Denkungsart kennenlernten — unterbrach an dieser Stelle seinen Gefährten, indem er mit schwerer Faust auf den Tisch schlug, so daß alles Geschirr zu tanzen begann, »ich mache mit«, schrie er.

»O Gott, Tom, es brauchen nicht alle Gläser kaputtzugehen«, sagte Marks, »schont Eure Fäuste für Zeiten der Not.« »Aber meine Herren, wo bleibt denn mein Anteil?« fragte Haley.

»Ist es nicht genug, daß wir dir das Kind einfangen? Was willst du noch?«

»Nun«, antwortete Haley, »das Geschäft wirft noch allerhand ab, sagen wir 10 Prozent vom Reingewinn, Ausgaben werden vergütet.«

»Ja«, rief Locker mit einem schrecklichen Fluch und abermals mit schwerer Faust auf den Tisch schlagend. »Dich sollte ich kennen, Dan Haley, auf deinen Leim gehe ich nicht. Denkst du, Marks und ich haben uns auf den Sklavenfang gelegt, nur um solchen Herren wie dir gefällig zu sein und selber in den Mond zu gucken? Da bist du schief gewickelt. Finger weg von dem Mädchen, die behalten wir, und du hältst dein Maul, oder wir nehmen beide. Wer will uns daran hindern? Hast du uns nicht das Wild gezeigt? Das ist frei, für dich oder für uns, verstehst du? Wenn du und Shelby uns jagen wollt, dann erkundige dich, wo im vorigen Jahr die Rebhühner waren, wenn du die oder uns findest, soll es mir recht sein.«

»Nun gut, dann lassen wir es dabei«, sagte Haley unsicher. »Fangt ihr mir also den Jungen, du hast ja immer Wort gehalten, Tom, wenn wir gemeinsame Sache machten.«

»Allerdings«, entgegnete Tom. »Ich pfeife auf deine Frömmelei, aber ich betrüge nicht, auch nicht den Teufel. Was ich sage, das tue ich und damit basta, Dan Haley.«

»Ganz recht, ganz recht«, beruhigte ihn Haley, »versprich mir nur, den Jungen binnen acht Tagen an irgendeiner Stelle abzuliefern. Mehr will ich nicht.«

»Aber ich will noch ein bißchen mehr«, sagte Tom. »Denkst du, ich habe umsonst mit dir gearbeitet in Natchez, Haley? Hat man einen Aal gefangen, soll man ihn festhalten. Du mußt 50 Dollar rausrücken, hier auf den Tisch, oder ich rühre keine Hand in dieser Sache. Ich kenne Dich.«

»Was? Du übernimmst ein Geschäft mit einem Reingewinn von

1.000 oder 1.600 Dollar und stellst noch Forderungen? Du bist nicht ganz bei Trost, Tom.«

»Ja, und die Geschäfte für fünf Wochen, die wir deswegen im Stich lassen. Was ist mit denen? Wenn wir sie liegenlassen und nach deinem Kleinen suchen und schließlich das Mädchen doch nicht finden — Mädchen sind verteufelt

schwer zu fangen -, was dann? Würdest du uns einen Cent geben? Du würdest dich hüten, ha, ha. Nein, raus mit den 50 Dollar. Geht das Geschäft klar, kriegst du sie wieder, geht es schief, sind unsere Unkosten gedeckt. Ist das richtig, Marks?«

»Gewiß, gewiß«, bestätigte Marks in verbindlichem Ton. »Es ist nur eine Rücklage, wißt Ihr. Hi, hi, hi, wir Juristen! Darum keine Feindschaft! Tom bringt Euch den Jungen, einerlei wohin, nicht wahr, Tom?«

»Wenn ich den Bengel kriege, bringe ich ihn nach Cincinnati und lasse ihn bei Granny Bencher an der Landungsbrücke«, sagte Locker.

»Aber jetzt zu den Einzelheiten, Mr. Haley«, sagte Marks, »Sie haben gesehen, daß das Mädchen das andere Ufer erreichte?«

»Na klar! Mit eigenen Augen!«

»Und ein Mann half ihr herauf?« fragte Locker.

»Ganz recht!«

»Wahrscheinlich hat man sie irgendwo zur Nacht behalten«, überlegte Marks. »Nur wo? Tom, was meint Ihr?«

»Wir müssen heute nacht noch über den Fluß!«

»Aber es fährt kein Boot«, sagte Marks, »der Fluß hat schrecklichen Eisgang. Es ist bestimmt sehr gefährlich.«

»Davon verstehe ich nichts. Ich weiß nur, daß wir müssen«, sagte Tom mit Entschiedenheit.

»Großer Gott«, Marks zeigte sichtbare Unruhe, »das wird ja — hört mal«, er trat zum Fenster. »Es ist so finster wie in einem Wolfsrachen, außerdem, Tom…«

»Der langen Rede kurzer Sinn: du bist bange, Marks. Da kann ich dir nicht helfen. Das Geschäft geht vor. Bedenke, wenn wir ein–zwei Tage verstreichen lassen, hat man das Mädchen längst nach Sandusky oder sonstwohin geschmuggelt, ehe wir überhaupt anfangen.«

»Ich bin keineswegs bange«, sagte Marks. »Es ist nur.«

»Was nur?«

»Nur wegen des Bootes. Wenn keines fährt…«

»Ich hörte, wie die Frau sagte, heute abend wollte noch ein Mann übersetzen. Koste es, was es wolle, da müssen wir mit«, sagte Tom.

Er stand auf und erkundigte sich in der Bar und kam dann zurück. »Also, sie sagen, der Mann sei da mit dem Boot. Also, Marks.«

Dieser Ehrenmann warf noch einen Blick des Bedauerns auf das behagliche Quartier, das er verlassen sollte, machte aber doch Anstalten, sich gehorsam zu erheben. Nachdem die letzten Worte der Vereinbarung gewechselt waren, überreichte Haley widerstrebend den beiden eine 50–Dollar–Note, worauf das

würdige Kleeblatt voneinander Abschied nahm.

Während dieser Szene im Gasthaus befanden sich Sam und Andy auf dem Heimweg, sie waren höchst vergnügt.

Sam war völlig aus dem Häuschen und suchte durch möglichst wilde Ausrufe und plötzliches Gebrüll, durch tolle Verrenkungen seines ganzen Körpers seiner unbändigen Freude Ausdruck zu geben. So setzte er sich zum Beispiel rückwärts auf sein Pferd, das Gesicht dem Schwanze zugekehrt, um alsbald unter lautem Gejohle mit einem Purzelbaum wieder in die richtige Stellung zu gelangen und sogleich mit ernstestem Gesicht Andy wegen Gelächter und Albernheit eine Strafpredigt zu halten. Dann wieder stemmte er die Arme in die Seiten und brach in schallendes Gelächter aus, das in den alten Wäldern widerhallte. Trotz aller dieser Hanswurstereien brachte er es fertig, die Pferde im höchsten Galopp zu halten, so daß bereits zwischen 10 und 11 Uhr abends der Kies vor dem Balkon von ihren Hufen knirschte. Mrs. Shelby kam sogleich ans Geländer gestürzt.

»Bist du das, Sam? Wo sind sie denn?«

»Mr. Haley ruht sich im Gasthaus aus. Er war schrecklich müde, gnädige Frau.«

»Und Eliza, Sam?«

»Die ist glatt über den Jordan. Im gelobten Lande sozusagen.«

»Was soll das heißen, Sam?« fragte Mrs. Shelby ganz außer Atem mit stockendem Herzschlag bei der Möglichkeit, die diese Worte öffneten.

»Ach, gnädige Frau, der Herr beschützt die Seinen. Lizzy ist sicher über den Fluß nach Ohio, es war so wunderbar, als wenn der Herr sie im feurigen Wagen mit zwei Rössern hinübergeholt hätte.«

Sams Frömmigkeit schlug in der Gegenwart seiner Herrin immer hohe Wellen. Seiner Rede waren dann biblische Sprüche und Bilder freigebig beigemischt.

»Komm herauf, Sam«, rief Mr. Shelby, der jetzt auch auf den Balkon getreten war, »und berichte deiner Herrin alles Wissenswerte. Komm, komm, Emily«, sagte er, sie mit einem Arm umschlingend, »du bist ganz kalt und zitterst, du darfst dich nicht so aufregen.«

»Aufregen? Bin ich nicht eine Frau, eine Mutter? Sind wir nicht beide Gott für dieses Mädchen verantwortlich? Lieber Gott, lege uns nicht diese Sünde zur Last!«

»Welche Sünde, Emily? Du hast doch selber zugegeben, daß wir nicht anders handeln konnten.«

»Dennoch bleibt das nagende Gefühl der Schuld«, sagte Mrs. Shelby. »Das läßt sich nicht mit Vernunftgründen vertreiben.«

»Hier, Andy, du Nigger, schlaf nicht ein«, rief Sam unter der Veranda. »Führ die Pferde in den Stall. Hörst du nicht, daß der gnädige Herr mich gerufen hat?«

Und Sam erschien alsbald mit seinem Palmblatthut in der Hand in der Wohnzimmertür.

»Nun, Sam, erzähle mal genau, was sich zugetragen hat«, sagte Mr. Shelby. »Weißt du, wo Eliza ist?«

»Aber ja, Herr, ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie sie über die Eisschollen sprang. Es war einfach wunderbar. Es war ein Wunder, das war es. Und ich sah, wie ein Mann ihr drüben auf der Ohioseite an Land half, dann war sie in der Dunkelheit verschwunden.«

»Sam, dies Wunder kommt mir etwas merkwürdig vor. Über treibende Eisschollen zu springen ist keine Kleinigkeit«, sagte Mr. Shel–by.

»Eine Kleinigkeit? O Gott bewahre! Ohne den Herrgott wäre es nicht gegangen. Hört nur, wie es zuging! Mr. Haley und Andy und ich kommen an das kleine Gasthaus am Fluß, und ich reite ein Stück voraus (Ich brannte wahrscheinlich darauf, Lizzy zu fangen–deshalb), und am Gasthausfenster, da stand sie doch wahrhaftig, in Lebensgröße, und die anderen mir auf den Fersen. Na, ich meinen Hut verloren und losgeschrien, als ob ich Tote auferstehen lassen wollte. Lizzy hat mich natürlich gehört und zuckte zurück, als Mr. Haley an der Tür vorbeibraust, und dann stürzt sie aus der Seitentür hinunter zum Fluß. Mr. Haley sieht sie, brüllt los und er und ich und Andy hinterher. Sie kommt zum Fluß, da fließt das offene Wasser, zehn Fuß breit, und dahinter türmen sich die Eisschollen und schwanken und schaukeln wie eine große Insel. Wir kommen dicht hinterher, und bei meiner Seele, ich dachte, jetzt hat er sie. Da schreit sie los, wie ich es noch nie gehört habe, und ist auf einmal auf der anderen Seite der Strömung auf dem Eis, und von da ging es weiter, sie schrie und sprang. Das Eis krachte, plumps und platsch und plauds, und sie sprang wie eine Geiß. Es war nicht von Pappe. Der Himmel ist mein Zeuge.«

Mrs. Shelby hörte atemlos zu. Sie war bleich vor Erregung.

»Gott sei Lob, sie lebt«, sagte sie. »Aber wo ist das arme Kind jetzt?«

»Der Herr wird sie begleiten«, sprach Sam und verdrehte fromm die Augen. »Wie ich schon sagte, das war die Vorsehung. Ihr habt es uns gelehrt. Der Herrgott hat immer ein Werkzeug zur Hand. Wenn ich heute nicht gewesen wäre, hätte man sie längst gefangen. War ich es nicht, der die Pferde aufscheuchte und sie nicht vor dem Mittagessen wieder einfing? Habe ich nicht Mr. Haley heute abend in die Irre geführt? Sonst hätte er Lizzy eingefangen, so leicht wie der Hund den Bären. Das nenne ich alles Vorsehung.«

»Mit dieser Vorsehung, bitte ich mir aus, recht vorsichtig umzugehen, mein

Junge. Solche Freiheiten gegen meine Gäste darf sich keiner herausnehmen«, sagte Mr. Shelby strengen Tones, soweit ihm die Strenge zu Gebote stand.

Aber bei einem Neger ist es nicht anders als bei einem Kind. Man kann ihm nicht weismachen, man sei böse, wenn man es gar nicht ist. Instinktiv durchschauen sie alle Verstellungen. Daher nahm sich Sam den Vorwurf in keiner Weise zu Herzen, wenn er auch eine Armesündermiene aufsetzte und seine Mundwinkel sich bedenklich senkten.

»Der gnädige Herr hat recht, sehr recht. Es war garstig von mir, das läßt sich nicht bestreiten. Der gnädige Herr und die gnädige Frau dürfen solche Dinge nicht erlauben; ich sehe es ja ein. Aber so ein armer Nigger ist manchmal versucht auszuschlagen, wenn so einer wie Mr. Haley solche Töne anschlägt. Er ist gewiß kein feiner Mann. Bei meiner Erziehung erkenne ich das sofort.«

»Na, Sam«, sagte Mrs. Shelby, »dann scheinst du dein Vergehen ja einzusehen. Nun geh, und sage Tante Chloe, sie möchte dir etwas von dem kalten Schinken geben, der vom Abendessen übrigblieb, dir und Andy. Ihr müßt ja Hunger haben.«

»Die gnädige Frau ist gütig«, sagte Sam, sich eilfertig verbeugend.

Zweifellos besaß Sam — wie wir schon früher darlegten — ein angeborenes Talent, das ihm in einer politischen Laufbahn zu großem Ansehen verhelfen würde, aus allen Ereignissen etwas herauszuschlagen, nämlich alles zu seinem eigenen Ruhm auszuwerten. Nachdem er seine Frömmigkeit und Bescheidenheit zur allgemeinen Zufriedenheit in der Wohnstube hatte spielen lassen, stülpte er sich jetzt elegant und großspurig seinen Palmenblatthut auf den Kopf und begab sich in das untere Stockwerk, um dort eine recht flotte Rolle zu spielen.

»Ich werde es den Niggers einmal zeigen«, sprach Sam zu sich selber. »Die Gelegenheit kommt nicht wieder. Staunen sollen sie!«

Wir müssen hier einflechten, daß es immer zu Sams besonderen Vergnügen gehört hatte, seinen Herrn auf alle möglichen politischen Versammlungen zu begleiten, wo er, auf einem Eisengitter balancierend oder auf einem Baum versteckt, den Rednern hingerissen zuzuhören pflegte. Wenn er dann unter seinen zahlreichen Brüdern der eigenen Hautfarbe, die sich alle zum selben Zweck eingefunden hatten, auftauchte, pflegte er sie mit den komischen Sprüngen und Nachahmungen, die er alle mit todernstem Gesicht und feierlichster Miene zum besten gab, auf das Ausgiebigste zu erheitern. Die meisten seiner Zuhörer waren Schwarze, aber zuweilen geschah es, daß sich auch hellhäutige Zuschauer einfanden, die zuhörten, lachten und Beifall klatschten, was Sam mit riesiger Genugtuung erfüllte. Tatsächlich betrachtete Sam sich zum Redner geboren und ließ sich keine Gelegenheit entgehen, mit

seinen Gaben zu prunken.

Nun hatte zwischen Sam und Tante Chloe seit uralten Zeiten immer eine Feindschaft bestanden oder, besser, eine betonte Kühle; aber da Sam eine Unterlage aus der Speisekammer für den nötigsten Grundstein seines Vorhabens ansah, beschloß er, in seiner gegenwärtigen Lage besonders liebenswürdig zu sein. Denn er wußte genau, >Befehle der gnädigen Frau< wurden zwar buchstabengetreu ausgeführt, aber besser war es, sie wurden darüber hinaus ihrem Sinn nach treulich befolgt. Deshalb erschien er vor Tante Chloe mit einem rührend unterwürfigen und ergebenen Gesicht, wie einer, der zugunsten eines verfolgten Kameraden unsägliche Mühsal auf sich genommen hat — vergrößert durch den Umstand, daß die gnädige Frau ihn geschickt hatte, sein gestörtes Gleichgewicht bei Tante Chloe durch Speis und Trank wieder herstellen zu lassen. So erkannte er widerspruchslos ihre Rechte und Überlegenheit im Küchenreich und über alle Dinge an, die dort zu holen waren.

Die Sache machte sich wie geschmiert. Kein armer, schlichter und tugendhafter Staatsbürger fiel leichter auf die Schliche eines um Wahlstimmen werbenden Politikers herein als Tante Chloe auf Meister Sams wortreiche Schmeichelei. Und wäre er der verlorene Sohn in Person gewesen, keine mütterliche Güte hätte größer sein können als die ihre. Da saß er also, glücklich und stolz, und vor ihm dampfte in einer großen Eisenpfanne die Speisenfolge von mindestens drei Tagen. Leckere Stücke Schinken, goldgelbe Brocken Maiskuchen, Überbleibsel sämtlicher Pasteten, Geflügelkuchen, Hälse und Beine, das alles war malerisch und bunt durcheinandergemengt, und Sam war König dieser Pfanne. Den Hut keck auf die Seite geschoben, saß er auf seinem Stuhl, schmauste und zeigte gegen Andy eine würdevolle Herablassung. Die Küche war bevölkert mit dunkelhäutigen Insassen der verschiedenen Hütten, die alle herbeigekommen waren, das Ende der Tagesereignisse mit–anzuhören. Sams große Stunde war gekommen. Die Geschichte des Tages wurde wiederholt und mit allem möglichen Schmuck, der ihre Wirkung erhöhen könnte, ausgestattet, aufgebügelt und frisch lackiert. Denn Sam ließ keine Gelegenheit verstreichen, eine Geschichte in vollem Glanz aufleuchten zu lassen. Stürmisches Gelächter unterbrach seine Erzählung und wurde von dem kleinen Gemüse eifrig aufgenommen und zurückgegeben, das sich in allen Ecken auf dem Boden herumkugelte. Auf der Höhe des allgemeinen Beifalls und Gelächters bewahrte Sam aber stets einen unverbrüchlichen Ernst; nur zuweilen verdrehte er die Augen und warf seinen Zuhörern anzügliche Blicke zu, ohne im geringsten den salbungsvollen Ton seiner Rede zu ändern.

»Ihr seht also, liebe Mitbürger«, sprach Sam, energisch die Keule eines Truthahns schwingend, »was ich für euch getan habe, zu eurer Verteidigung —

Telegram@shabarsbibliothek

ja für euch alle. Denn wer sich an einem von uns vergreift, vergreift sich an allen, ihr seht, das Prinzip ist dasselbe, und darauf kommt es an. Und wenn einer hier herumschnüffelt, der einen von uns fangen will, der kriegt es mit mir zu tun. Der hat mit mir zu rechnen. Ich bin der Mann, zu mir müßt ihr kommen, Brüder. Ich will eure Rechte verteidigen, bis zum letzten Blutstropfen.«

»Aber Sam, heute morgen noch wolltest du dem gnädigen Herrn helfen, Lizzy wieder einzufangen, es scheint mir nicht ganz richtig, wie das übereinstimmen soll. Erkläre mir den Widerspruch.«

»Andy, hör zu«, sagte Sam, »red nicht, wovon du nichts verstehst. Jungens wie du, Andy, meinen es gut. Aber von den großen Grundsätzen der Philosophie hast du keinen blassen Schimmer.«

Andy schlug zerknirscht die Augen nieder. Das schwierige Wort >Philosophie< hatte die Lage geklärt. Die jüngeren Zuhörer blickten bewundernd auf Sam, der nun fortfuhr:

»Es handelt sich um mein Gewissen, Andy. Als ich Lizzy zurückholen wollte, dachte ich, der gnädige Herr verlange es. Als ich merkte, die gnädige Frau wollte das Gegenteil, da war es mein besseres Gewissen — man kommt immer besser weg, wenn man sich auf ihre Seite schlägt -, da siehst du, daß ich immer getreu war, nach jeder Seite, und meinem Gewissen folgte und den Grundsätzen gehorchte. Ja, den Grundsätzen«, sagte Sam, einen Hühnerhals begeistert beiseite schiebend, »wozu Grundsätze, wenn wir ihnen nicht treu sind? Da, Andy, knabbere den Knochen ab, es ist noch eine Menge dran.«

Sams Zuhörerschaft sperrte staunend den Mund auf. Schon deshalb mußte er fortfahren:

»Die Sache mit der Treue, Mitbürger«, sagte Sam mit einem Ausdruck, als begebe er sich jetzt in ein dichtes Gebüsch. »Die Treue ist eine Sache, die die wenigsten verstehen. Seht ihr, wenn einer heute die eine Sache und morgen die andere vertritt, dann erkennen die Leute darin keine Treue — gib mir das Stück Maiskuchen, Andy. Aber betrachten wir es einmal genauer. Ich hoffe, meine Damen und Herren, sie erlauben mir einen billigen Vergleich. Hier, ich will auf den Heuhaufen hinauf. Da lege ich meine Leiter auf der einen Seite an. Das geht aber nicht. Da bestehe ich natürlich nicht darauf, sondern setze meine Leiter auf die entgegengesetzte Seite, bin ich dann nicht treu? Ich beharre dabei, daß ich hinauf will, ganz gleich, von welcher Seite aus, versteht ihr das alle?«

»Gott weiß, sonst warst du nie beharrlich«, murmelte Tante Chloe, die langsam müde wurde. Die Heiterkeit des Abends erschien ihr, wie die Heilige Schrift es nennt, >wie Essig auf Schwefel<.

»Ja, in der Tat«, rief Sam und stand auf, um seine Rede effektvoll zu schließen, er war bis obenhin satt von Ruhm und Pfannenschmaus. »Ja,

Mitbürger und alle Vertreter des schönen Geschlechtes, ich habe Grundsätze. Ich bin stolz darauf. Sie sind ein Zeichen unserer Zeit. Aller Zeiten. Ich habe Grundsätze, und ich hatte sie. Grundsätze sind meine Leidenschaft, es kümmert mich nicht, wenn sie mich bei lebendigem Leib verbrennen. Ich würde freiwillig zum Scheiterhaufen treten und bekennen: ich komme, um meinen letzten Blutstropfen hinzugeben für meine Grundsätze, für mein Vaterland, für das Allgemeinwohl.«

»Na«, sagte Tante Chloe, »der beste Grundsatz wäre jetzt, daß du zu Bett gingst und die anderen nicht bis in den Morgen hinein auf den Beinen hältst. Und ihr Bande verschwindet, sonst knallt's.«

»Nigger, alle miteinander«, sagte Sam, würdevoll seinen Palmblatthut schwingend, »ich entlasse euch mit meinem Segen. Geht zu Bett und seid brav.«

Damit zerstreute sich die Versammlung.

9. Kapitel
Worin es sich erweist, daß ein Genarrter auch nur ein Mensch ist

Der warme Schein eines hellen Feuers fiel auf Läufer und Teppich eines behaglichen Wohnzimmers und erglänzte auf den Teetassen und der blank polierten Teekanne. Senator Bird zog erleichtert die schweren Stiefel aus, ehe er in die neuen schönen Hausschuhe fuhr, die seine Frau ihm, während er in Geschäften unterwegs war, heimlich gearbeitet hatte. Mrs. Bird, ein wahres Bild der Freude, war dabei, den Teetisch zu decken, wobei sie wiederholt eine Schar munterer Kinder ermahnte, die, unnütz und übermütig umhertollend, jene ausgelassenen Streiche ausheckten, die seit Zeiten der Sintflut immer wieder alle Mütter in gelinde Verzweiflung stürzen.

»Tom, laß die Türklinke los, komm, benimm dich! Mary, Mary, zieh die Katze nicht am Schwanz — arme Mietz! Jim, runter vom Tisch, nein, das gibt es nicht! — Du weißt nicht, mein Lieber, wie froh wir sind, daß du heute abend einmal zu Hause bist«, sagte sie schließlich, als sie einen Augenblick Zeit fand, mit ihrem Mann zu sprechen.

»Ja, ja, ich dachte, ich komme schnell einmal vorbei, bleibe die Nacht hier und genieße einmal meinen häuslichen Frieden. Ich bin todmüde, und mein Kopf zerspringt.«

Mrs. Bird warf einen Blick auf die Kampferflasche, die in dem halboffenen Schränkchen stand und überlegte, ob sie sie wohl holen sollte. Aber ihr Mann kam ihr zuvor.

»Nein, nein, Mary, keine Medizin. Eine Tasse guten, starken Tee und ein tüchtiges Abendbrot ist alles, was ich möchte. Es ist ein lästiges Geschäft, diese Gesetzgeberei!«

Und der Senator lächelte, als ob ihm der Gedanke, sich für sein Land zu opfern, gar nicht so unlieb wäre.

»Nun«, sagte seine Frau, als es um ihren Teetisch ein wenig ruhiger wurde, »was hat es gegeben in eurem Senat?« Das war für die sanfte kleine Mrs. Bird eine höchst ungewöhnliche Frage. Mit den Staatsgeschäften hielt sie sich niemals lange auf, wohl wissend, daß es in ihrem Haushalt genug Betätigung gab.

Mr. Bird zog daher erstaunt die Augenbrauen hoch und sagte:

»Nichts von Bedeutung.«

»Na schön. Aber stimmt es, daß ihr ein Gesetz erlassen habt, wonach es verboten ist, den armen Negern, die vorbeikommen, Speise und Trank zu reichen? Ich hörte, wie die Leute davon sprachen, aber ich konnte mir nicht denken, daß in einem christlichen Land ein solches Gesetz ergeht.«

»Aber Mary, du mischst dich ja auf einmal in die hohe Politik!«

»Ach, nicht die Spur. Nicht einen roten Heller gebe ich für eure ganze Politik. Aber dies finde ich bodenlos grausam und unchristlich. Ich hoffe, Lieber, daß ihr das Gesetz abgelehnt habt.«

»Es wurde ein Gesetz angenommen, mein Schatz, das den Leuten verbietet, entsprungenen Sklaven von Kentucky zu helfen. Drüben sind sie alle aus dem Häuschen, so daß es nötig erschien und nur christlich und menschenfreundlich war, daß der Staat eingriff, um die Erregung zu besänftigen.«

»Aber was ist das für ein Gesetz? Es will uns doch nicht hindern, diesen armen Verfolgten ein Obdach für die Nacht, ein warmes Essen und warme Kleider anzubieten, damit sie getröstet weiterziehen?«

»Doch, mein Schatz, das wäre ja Hilfe und Unterstützung, weißt du.«

Mrs. Bird war eine schüchterne kleine Frau, die leicht errötete, ungefähr 1,60 m groß, mit sanften, blauen Augen, einem pfirsichzarten Teint und einer lieblichen Stimme. Was ihren persönlichen Mut anging, so konnte sie ein mäßig großer Truthahn in seinem ersten Wutkoller in die Flucht schlagen und ein stämmiger Hofhund brauchte bloß seine Zähne zu fletschen, und sie kehrte um. Ihre ganze Welt drehte sich um Mann und Kinder, und unter ihnen herrschte sie mehr durch Überredung und Ansporn als durch Befehle und Drohungen. Nur eines konnte sie in Harnisch bringen und ihr sanftes und mitleidiges Gemüt verletzen, nämlich Grausamkeit in jeglicher Gestalt. Da ergriff sie eine Leidenschaft, die zu ihrer Sanftmut in keinem Verhältnis stand. Sie war gewiß die zärtlichste und nachsichtigste aller Mütter, aber ihre Knaben vergaßen nie die heillosen Prügel, die sie ihnen austeilte, als sie sie einmal antraf, wie sie mit bösen Nachbarkindern ein Kätzchen zu Tode steinigten.

»Ich kann euch sagen«, versicherte Jung Bill, wenn die Rede darauf kam, »damals bekam ich einen tödlichen Schrecken. Wie eine Wilde ging Mutter auf uns los, wir bekamen unsere Prügel und wurden ohne Abendbrot zu Bett geschickt, daß uns Hören und Sehen verging. Und hinterher hörte ich, wie Mutter an der Tür weinte, das war das Allerschlimmste. Aber ich kann euch sagen, keiner von uns Knaben hat es jemals wieder getan.«

Jetzt erhob sich Mrs. Bird unverzüglich und ging entschlossen mit flammenden Wangen, die ihr allerliebst standen, auf ihren Ehegemahl zu und sprach mit Nachdruck:

»Sage mir, John, findest du ein solches Gesetz richtig und christlich?«

»Erschieß mich nicht, Mary, wenn ich sage: ja!«

»Das hätte ich nie von dir gedacht, John. Du hast doch nicht dafür gestimmt?«

»Sogar das, mein hübsches Frauchen.«

»Du solltest dich schämen, John! Diese armen Heimatlosen und Vertriebenen! Es ist ein schändliches, gottloses Gesetz, und ich werde es bei der ersten Gelegenheit brechen, hoffentlich bietet sich bald eine! Es ist weit mit uns gekommen, wenn eine Frau darbenden Flüchtlingen nicht mehr eine warme Mahlzeit oder ein Bett abtreten kann, nur weil es Sklaven sind, die ihr Leben lang mißbraucht und unterdrückt wurden.«

»Aber Mary, nun hör doch einmal zu. Dein Gefühl in Ehren, ich liebe dich deshalb, aber, Liebste, man muß doch die Dinge auch mit dem Verstand betrachten. Es geht hier nicht um unsere Privatgefühle, es handelt sich um Allgemeininteressen, es herrscht bereits eine allgemeine Aufregung, da müssen unsere Privatgefühle zurückstehen.«

»Ach, John, ich verstehe nichts von Politik, aber meine Bibel kann ich lesen, und da heißt es, daß ich die Hungrigen speisen, die Nackten kleiden und die Traurigen trösten soll. Und dieser Bibel will ich folgen.«

»Aber für den Fall, daß daraus der Allgemeinheit ein großer Schaden entsteht.«

»Gott gehorchen bringt niemals öffentlichen Schaden. Das weiß ich zu gut. Am Ende ist es immer das sicherste, seinen Willen zu tun.«

»Hör doch mal zu, Mary, ich kann dir klipp und klar beweisen …«

»Ach Unsinn, John. Nichts kannst du, und wenn du die ganze Nacht redest. Gesetzt den Fall, so ein armes verfolgtes Geschöpf klopfte an unsere Tür, könntest du es abweisen, nur weil es entflohen ist? Könntest du das?«

Nun hat unser Senator, um die Wahrheit zu gestehen, das persönliche Pech, ein Mann von besonders humaner und nachgiebiger Gemütsart zu sein. Jemanden abzuweisen, der in Not war, gehörte nicht zu seiner Stärke. Das Schlimme in seiner Lage aber war, daß seine Frau das wußte und ihn natürlich deshalb so gewissenlos in die Enge trieb.

Er nahm daher Zuflucht zu den üblichen Mitteln, Zeit zu gewinnen: er räusperte sich umständlich, holte sein Taschentuch hervor und putzte seine Brillengläser.

Mrs. Bird brauchte bloß den wehrlosen Zustand ihres Gegners zu sehen, um ihn gebührend auszunutzen:

»Ich möchte dich ja dabei sehen, John, wahrhaftig! wie du eine Frau im Schneesturm von deiner Tür jagst, oder nimmst du sie am Ende fest und lieferst sie dem Gefängnis ab? Du würdest eine prächtige Figur dabei abgeben.«

»Es wäre natürlich eine sehr schmerzliche Pflicht«, begann Mr. Bird in gemäßigtem Ton.

»Pflicht, John! Nimm das Wort nicht in den Mund. Du weißt, daß es keine Pflicht ist, daß es keine sein kann. Wenn die Leute ihre Sklaven am Weglaufen hindern wollen, sollen sie sie besser behandeln, das ist meine Ansicht. Wenn ich Sklaven hätte (was ich im Ernst nicht hoffe), würde ich es darauf ankommen lassen, ob sie uns davonliefen. Keiner läuft davon, wenn er sich wohlfühlt. Wer aber flieht, der leidet genug an Hunger und Kälte und tödlicher Angst, ohne daß auch noch wir ihm den Rücken zu drehen brauchen, John. Gesetz oder kein Gesetz, ich werde es nie tun, so wahr mir Gott helfe.«

»Mary! Mary! Liebste, nimm doch Vernunft an!«

»Ich hasse die Vernunft, John, besonders bei diesem Gegenstand. Ihr Politiker habt eine Art, eine einfache klare Sache in ihr Gegenteil zu verkehren, dabei glaubt ihr selber nicht daran. Ich kenne dich doch, John. Du hältst dies Ganze auch nicht für richtig, und du würdest es ebensowenig tun wie ich.«

An diesem kritischen Punkt steckte der alte Cudjoe, das schwarze Faktotum, seinen Kopf durch den Türspalt und bat die gnädige Frau in die Küche. Der Senator, sichtlich erleichtert, sah seiner kleinen Frau halb amüsiert und halb betroffen nach; dann lehnte er sich in seinen Lehnstuhl zurück und vertiefte sich in seiner Zeitung.

Kurz darauf hörte man an der Tür die Stimme seiner Frau in dringlichem Ton: »John! John! Bitte komm gleich mal her!«

Er legte seine Zeitung weg und begab sich in die Küche und fuhr betroffen zurück vor dem unerwarteten Anblick — da lag in tödlicher Ohnmacht auf zwei Stühlen ein junges, schlankes Weib in zerrissenen und vereisten Kleidern mit nur einem Schuh und an dem blutenden Fuß einem zerrissenen Strumpf. Auf ihrem Gesicht, das eine leidvolle Schönheit zeigte, trug sie zwar den Stempel ihrer verabscheuten Rasse, aber niemand konnte sich bei dem Anblick ihrer maskenhaft erstarrten Züge eines heißen Erbarmens erwehren. Er hielt den Atem an und sah schweigend zu. Seine Frau und ihr einziges farbiges Hausmädchen, die alte Tante Dinah, machten eifrige Wiederbelebungsversuche, während der alte Cudjoe den Knaben auf seine Knie genommen hatte, ihm Schuhe und Strümpfe auszog und behutsam die kalten Füßchen rieb.

»Sie könnte wahrhaftig einen Stein erbarmen«, sagte die alte Dinah mitleidig. »Es war wahrscheinlich die plötzliche Hitze, da ist sie ohnmächtig geworden. Sie war noch ganz munter, als sie eintrat und fragte, ob sie sich nicht einen Augenblick wärmen könne, und ich fragte sie gerade, wo sie herkäme, da fiel sie um. Hat nie viel harte Arbeit getan, nach ihren Händchen zu urteilen.«

»Armes Geschöpf«, sagte Mrs. Bird mitleidig, als das junge Weib seine

großen, dunklen Augen aufschlug und sie verloren anblickte. Plötzlich fuhr ein Ausdruck des Schreckens über ihre Züge, sie sprang auf und rief: »Oh, mein Harry! Haben sie ihn geholt?«

Bei diesen Worten sprang das Kind von Cudjoes Knien, lief hin zu ihr und streckte seine Ärmchen aus. »Oh, da ist er!« rief sie glücklich.

»O Madam«, sagte sie, sich leidenschaftlich an Mrs. Bird wendend, »beschützen Sie uns! Dulden Sie nicht, daß man ihn mir wegnimmt!«

»Niemand tut euch hier etwas zuleide«, sagte Mrs. Bird ermutigend, »hier seid ihr sicher, fürchtet euch nicht.« »Gott segne Euch«, sagte das arme Weib und bedeckte schluchzend ihr Gesicht, der kleine Junge sah ihre Tränen und strebte sofort auf ihren Schoß.

Nach manchen sanften und weiblichen Diensten, die ihr niemand besser als Mrs. Bird erweisen konnte, beruhigte sich die verlassene Frau ein wenig. Man rüstete ihr ein Lager in der Nähe des Feuers, wo sie nach kurzer Zeit in einen schweren Schlummer fiel, während das Kind, nicht weniger erschöpft, fest in ihren Armen schlief, denn seine Mutter hatte in ihrer furchtbaren Angst alle die freundlichen Angebote abgeschlagen, ihn von sich zu lassen, so daß sie ihn noch im Schlafe fest umschlungen hielt, damit ihn niemand ihrer Obhut entreiße.

Mr. und Mrs. Bird waren ins Wohnzimmer zurückgekehrt, wo niemand, so merkwürdig es klingt, auf das unterbrochene Gespräch zurückkam. Mrs. Bird nahm vielmehr emsig ihr Strickzeug auf, und Mr. Bird tat, als lese er die Zeitung.

»Ich möchte nur wissen, wer sie ist und woher sie kommt«, sagte Mr. Bird schließlich, seine Lektüre aufgebend.

»Wenn sie aufwacht und ein bißchen zu Kräften kommt, werden wir es ja hören«, erwiderte Mrs. Bird.

»Hör einmal, liebe Frau«, sagte Mr. Bird, nachdem er eine Weile seinen Gedanken nachgehangen.

»Ja, mein Lieber.«

»Könnte sie nicht eines deiner Kleider tragen, wenn man sie ein bißchen verlängern würde? Sie scheint mir viel größer zu sein als du.«

Ein sichtbares Lächeln glitt über Mrs. Birds Züge, als sie antwortete: »Wir wollen es abwarten.«

Eine neue Pause, und schon begann Mr. Bird abermals:

»Hör einmal, liebe Frau!«

»Ja, was ist?«

»Da ist doch noch der alte Plüschmantel, den du immer noch aufhebst, um mich nach Tisch damit zuzudecken. Den könntest du ihr doch auch geben. Sie braucht Kleider.«

In diesem Augenblick trat Dinah ein, um zu melden, daß die Frau aufgewacht sei und bitten lasse, die gnädige Frau sprechen zu dürfen.

Mr. und Mrs. Bird gingen in die Küche, die beiden großen Jungen folgten ihnen, die kleinen hatte man inzwischen zu Bett gebracht.

Die Frau hatte sich auf ihrem Lager aufgerichtet. Sie blickte ruhig, mit einem stillen herzergreifenden Ausdruck in die Flammen, die frühere Wildheit war ganz verschwunden.

»Ihr wolltet mich sprechen?« sagte Mrs. Bird mit sanfter Stimme. »Ich hoffe, es geht Euch jetzt ein bißchen besser, arme Frau.«

Ein langer zitternder Seufzer war die einzige Antwort. Aber sie schlug die dunklen Augen auf und heftete sie mit einem so verlorenen und flehenden Ausdruck auf die Hausfrau, daß Mrs. Bird die Tränen aufsteigen fühlte.

»Ihr braucht Euch hier vor niemanden zu fürchten. Wir sind hier lauter Freunde, arme Frau. Sagt mir, wo Ihr herkommt und was Ihr hier wollt«, sagte sie freundlich.

»Ich kam von Kentucky«, antwortete das junge Weib.

»Wann?« fragte Mr. Bird, das Verhör übernehmend.

»Heute abend.«

»Wie gelangtet Ihr herüber?«

»Über das Eis.«

»Über das Eis!« riefen alle Anwesenden wie aus einem Munde.

»Ja«, sagte die Frau langsam, »ich kam über das Eis. Gott stand mir bei, da wagte ich es, denn sie waren mir hart auf den Fersen–ich hatte keine Wahl.«

»Aber, junge Frau«, sagte Cudjoe, »das Eis ist nicht fest, es ist in große Blocks gespalten und schwankt im Wasser auf und nieder.«

»Ich weiß, ich weiß«, erwiderte sie verstört, »aber ich kam dennoch. Ich hätte nicht gedacht, daß ich es könnte, ich hätte nicht gedacht, daß ich je herüberkäme, aber es war mir gleich. Dann wäre ich halt untergegangen, aber Gott stand mir bei. Keiner weiß, wie sehr uns Gott beisteht, wer es nicht erfahren hat«, sagte die Frau mit flammenden Augen.

»Wart Ihr eine Sklavin?« fragte Mr. Bird.

»Ja, mein Herr. Ich gehörte einem Herrn in Kentucky.«

»War er nicht gut zu Euch?«

»O doch! Er war ein guter Herr!«

»War Eure Herrin nicht gut zu Euch?«

»Doch, doch, sie war immer gütig.«

»Was hattet Ihr dann für Ursache, fortzulaufen, ein gutes Heim aufzugeben und Euch diesen Gefahren auszusetzen?«

Die Frau warf Mrs. Bird einen raschen, prüfenden Blick zu, es war ihr nicht

entgangen, daß sie tiefe Trauer trug.

»Madam«, sprach sie plötzlich, »habt Ihr schon einmal ein Kind verloren?«

Diese Frage kam unerwartet und berührte eine frische Wunde, denn es war noch kein Monat vergangen, daß die Familie ihren kleinen Liebling zu Grabe getragen.

Mr. Bird wandte sich ab und ging zum Fenster, während Mrs. Bird in Tränen ausbrach, aber mit gefestigter Stimme sprach sie:

»Warum fragt Ihr? Wir haben vor kurzem einen Kleinen verloren.«

»Dann werden Sie es mir nachfühlen können. Ich habe zwei Kinder verloren, nacheinander, ihre Gräber mußte ich zurücklassen. Dieser allein war mir geblieben. Ich schlief keine Nacht ohne ihn, er war mein ein und alles. Er war mein Trost und mein Stolz, bei Tag und bei Nacht. Und da, Madam, wollten sie ihn mir nehmen — um ihn zu verkaufen — um ihn in den Süden zu verkaufen, mutterseelenallein, ein kleines Kind, das noch nie im Leben von seiner Mutter getrennt gewesen. Das ging über meine Kraft, Madam. Ich wußte, daß ich nie wieder etwas leisten würde ohne ihn, und als ich erfuhr, daß man die Papiere unterzeichnet hatte und er verkauft war, nahm ich ihn auf und lief mit ihm fort in die Nacht hinaus. Da haben sie mich verfolgt, der Mann, der ihn gekauft hatte, und einige von den Gutsleuten; sie kamen dicht hinter mir her, ich hörte sie schon. Da sprang ich über das Eis, und ich weiß nicht, wie ich hinüberkam. Das erste, was ich erfaßte, war, daß ein Mann mir das Ufer hinaufhalf.«

Die Frau weinte nicht und schluchzte nicht. Sie war in einem Zustand, wo keine Tränen mehr fließen, aber unter ihren Zuhörern war niemand, der nicht seine herzlichste Teilnahme zeigte. Die zwei kleinen Jungen hatten verzweifelt ihre Taschen durchstöbert, auf der Suche nach einem Taschentuch, das doch niemals, wie alle Mütter wissen, an dieser Stelle zu finden ist, um sich dann schluchzend in die Röcke der Mutter zu vergraben, wo sie sich verstohlen Augen und Nase abwischten. Mrs. Bird hatte ihr Gesicht hinter einem Taschentuch verborgen, während die alte Dinah, der die dicken Tränen über die schwarzen und ehrlichen Backen rollten, mit der Inbrunst eines Feldgeistlichen wiederholt ausrief:

»Gott, erbarme dich unser!« Worin der alte Cudjoe, sich die Augen mit dem Rockärmel reibend und unzählige Grimassen schneidend, sie ab und zu mit großem Eifer unterstützte. Unser Senator war ein Staatsmann, von ihm konnte man keine Tränen erwarten wie von anderen Sterblichen, daher kehrte er der Gesellschaft den Rücken und sah zum Fenster hinaus, wobei er sich immerfort räusperte und unaufhörlich seine Brillengläser blank rieb. Die Art, wie er sich wiederholt die Nase putzte, wäre einem kritischen Beobachter allerdings

verdächtig vorgekommen, aber zum Glück war keiner zugegen.

»Wie kamt Ihr zu der Behauptung, Ihr hättet einen guten Herrn gehabt?« brach er plötzlich los, nachdem er ein Zusammenschnüren seiner Kehle energisch überwunden und sich jäh der Frau wieder zugewandt hatte.

»Ich werde immer dabei bleiben, daß er ein guter Herr war, und meine Herrin war unendlich liebevoll, aber sie konnten es nicht ändern. Sie hatten Schulden, und auf irgendeine Weise kam es, ich weiß es nicht genau, daß ein Mann Macht über sie erhielt und sie nach seinem Willen tun mußten. Ich horchte und hörte mit an, wie er es der Herrin mitteilte und wie meine Herrin für mich bat und flehte, als er sagte, es sei schon alles abgemacht, die Papiere seien bereits unterzeichnet; da ergriff ich das Kind und verließ das Haus und floh. Hätten sie ihre Absicht ausgeführt, hätte ich nicht weiterleben können, das Kind ist alles, was ich habe.«

»Habt Ihr keinen Mann?«

»Doch. Aber er gehört einem anderen Herrn. Und der ist sehr hart zu ihm und erlaubt kaum, daß er mich besucht. Und er behandelt ihn immer schlechter, und jetzt will er ihn in den Süden verkaufen. Da sehe ich ihn vielleicht niemals wieder.«

Der ruhige Tonfall, mit dem die Frau diese Worte sprach, hätte einen oberflächlichen Beobachter zu der Annahme verleiten können, daß sie völlig gefühllos sei, aber in ihren großen dunklen Augen sprach ein solch grenzenloser Jammer, der zu Herzen ging.

»Und wohin wollt Ihr nun, arme Frau?« fragte Mrs. Bird.

»Nach Kanada, wenn ich nur wüßte, wo das liegt. Ist es noch sehr weit weg, bis Kanada?« fragte sie und blickte vertrauensvoll auf Mrs. Bird.

»Armes Ding«, sagte Mrs. Bird unwillkürlich.

»Dann ist es also sehr weit weg?« fragte sie dringlich.

»Viel weiter, als Ihr Euch vorstellen könnt, mein armes Kind«, erwiderte Mrs. Bird. »Aber wir wollen überlegen, wie wir Euch helfen können. Komm, Dinah, richte ihr ein Bett in deinem Zimmer neben der Küche, und dann wollen wir sehen, was sich morgen früh tun läßt. So lange braucht Ihr keine Angst zuhaben, arme Frau. Vertraut auf Gott. Er wird Euch beschützen.«

Mrs. Bird kehrte mit ihrem Mann ins Wohnzimmer zurück. Sie setzte sich in ihren kleinen Schaukelstuhl und wippte nachdenklich auf und nieder. Mr. Bird schritt gedankenvoll im Zimmer auf und ab und sprach brummend vor sich hin: »Vertrackte Geschichte, Teufel nochmal.« Schließlich blieb er vor seiner Frau stehen und sprach:

»Hör mal, Mary, sie muß fort von hier, noch heute nacht. Der Kerl wird morgen früh todsicher auf ihrer Spur sein. Wäre es nur die Frau, die ist ja leise,

die könnte man verborgen halten. Aber der kleine Bengel, das wette ich, läßt sich nicht von einem Regiment Soldaten in Schach halten. Der steckt doch irgendwann den Kopf zur Tür oder zum Fenster raus. Und dann haben wir den Salat, wenn sie die beiden gerade jetzt bei uns finden. Nein, wir müssen sie noch heute nacht fortbringen.«

»Noch heute nacht? Aber wie denn? Wohin?«

»Nun, das wüßte ich schon«, sagte der Senator, langsam und nachdenklich seine Stiefel wieder anziehend. Als er den einen halb zugeschnürt hatte, hielt er inne, umschlang seine Knie mit beiden Händen und versank in tiefes Grübeln.

»Es ist eine höchst peinliche, fatale Geschichte«, sagte er schließlich, seine Schuhbänder weiter einziehend, »soviel steht fest.« Als er endlich mit einem Stiefel fertig war, behielt er noch den andern gedankenverloren in der Hand und betrachtete aufmerksam die Figuren des Teppichs. »Ich muß es aber tun — da gibt es keinen Ausweg, hol's der Henker!« Und er zog rasch den zweiten an und blickte zum Fenster hinaus.

Nun war die kleine Mrs. Bird eine sehr zartfühlende Frau. Nie im Leben hätte sie gesagt: »Ich habe es ja gleich gesagt!« Und bei dieser Gelegenheit, wenn sie auch unschwer erraten konnte, welche Bahn die Gedanken ihres Mannes nahmen, hütete sie sich gar wohl, sich einzumischen, sondern saß statt dessen still in ihrem Stuhl, bereit, ihres Gebieters Ansichten zu hören, sollte er die Güte haben, sie ihr mitzuteilen.

»Weißt du«, sagte er, »ich denke an meinen alten Kunden van Trompe, der von Kentucky herüberkam, nachdem er alle seine Sklaven freiließ und sich sieben Meilen entfernt von hier am Creek eine Farm kaufte. Sie liegt mitten im Walde, wo niemand vorbeikommt und ist nicht leicht zu finden. Da würde sie gut aufgehoben sein. Das Dumme ist nur, daß nur ich dorthin fahren kann.«

»Aber warum? Cudjoe ist doch ein zuverlässiger Kutscher.«

»Das schon, aber die Sache ist die: man muß zweimal über den Creek, und die zweite Furt ist ziemlich gefährlich, es sei denn, man kennt sie so gut wie ich. Ich habe sie hundertmal zu Pferd durchquert und kenne jeden Stein. Es hilft also nichts. Cudjoe soll um Mitternacht so leise wie möglich anspannen. Dann will ich sie hinüberfahren, und er kann mich dann weiterfahren zur nächsten Poststation, wo ich zwischen drei und vier Uhr in die Postkutsche nach Columbus steigen kann, damit wir die Sache bemänteln und es den Anschein hat, als hätte ich nur deshalb anspannen lassen. Da bin ich also frühmorgens bereits wieder im Amt. Ich werde mir ja etwas komisch vorkommen, nach allem, was getan und gesprochen wurde, aber zum Kuk–kuck, ich kann nicht anders.«

»Dein Herz ist wieder besser als dein Kopf, John«, sagte seine Frau und legte ihre weiße kleine Hand auf die seine. »Wie hätte ich dich jemals

liebgewonnen, wenn ich dich nicht besser kennte als du dich selber?« Die kleine Frau sah so reizend aus mit den tränenglänzenden Augen, daß der Senator ernstlich dachte, er müsse doch ein unbändig gescheiter Bursche sein, daß eine solch hübsche Frau eine so leidenschaftliche Bewunderung für ihn hegte. So konnte er gar nicht anders, als wortlos hinauszugehen und nach dem Wagen zu sehen. An der Tür jedoch hielt er inne, kam zurück und sagte zögernd:

»Mary, ich weiß nicht, wie du darüber denkst, aber in der Schublade sind doch alle die Sachen von unserem kleinen Henry«, dann drehte er sich eilig auf dem Absatz um und schloß die Tür hinter sich.

Seine Frau öffnete die kleine Schlafzimmertür neben ihrem Zimmer, ergriff die Kerze und setzte sie dort auf eine Kommode. Dann holte sie einen Schlüssel hervor und steckte ihn gedankenvoll in das Schloß einer Schublade.

Langsam zog Mrs. Bird sie auf. Da lagen Mäntelchen von verschiedener Form und Machart, Stöße von Schürzen und Reihen kleiner Strümpfe, auch ein Paar Schühchen, abgestoßen an den Spitzen, lugten aus einem Papier hervor. Daneben lagen ein Spielzeugpferdchen, ein Kreisel, ein Wägelchen und ein Ball — Andenken, die sie mit vielen Tränen zusammengetragen hatte. Sie ließ sich davor nieder, stützte ihren Kopf auf die Hände und weinte, bis ihr die Tränen durch die Finger in die Schublade fielen. Dann richtete sie sich rasch auf und begann in Eile die praktischsten und einfachsten Sachen auszusuchen und in einem Bündel zusammenzuschnüren.

Danach öffnete Mrs. Bird einen Schrank, dem sie ein — zwei praktische Kleider entnahm, und setzte sich sogleich an ihren Nähtisch, um mit Nadel, Schere und Fingerhut >das Auslassen< zu besorgen, das ihr Mann empfohlen hatte. Sie hörte erst auf, als die Uhr in der Ecke zwölf schlug und ein leises Wagenrollen vor der Haustür wahrnehmbar wurde.

»Mary«, sagte ihr Mann, mit seinem Mantel über den Arm hereintretend, »du mußt sie jetzt aufwecken. Wir müssen aufbrechen.«

Mrs. Bird barg alle zusammengesuchten Sachen in einem einfachen kleinen Koffer, schloß ihn ab und bat ihren Mann, ihn mit in den Wagen zu nehmen. Danach weckte sie die Frau. Es dauerte nicht lange, da erschien Eliza im Türrahmen, mit dem Kind auf dem Arm, angetan mit einem Umhang, Haube und Schal ihrer Wohltäterin. Mr. Bird schob sie eilig in den Wagen, während Mrs. Bird an die Wagentür trat. Eliza lehnte sich zum Fenster heraus und streckte ihre Hand aus — eine Hand, genauso zart und schön wie die, die ihrer begegnete. Sie heftete ihre großen dunklen Augen bedeutungsvoll auf Mrs. Bird und schien zum Sprechen anzusetzen. Ihre Lippen formten Worte, sie versuchte es ein paarmal, aber es drang kein Laut hervor. Da deutete sie stumm mit einem unvergeßlichen Blick nach oben, sank auf ihren Sitz zurück und bedeckte ihr

Gesicht mit den Händen. Die Tür wurde geschlossen, und der Wagen fuhr davon. In welcher Lage befand sich unser patriotischer Senator, der die ganze Woche hindurch die Gesetzgebung seines Landes angespornt hatte, strengere Maßnahmen gegen flüchtige Sklaven und ihre Helfershelfer zu erlassen!

Unser guter Senator wäre in seinem Heimatstaate von keinem seiner Brüder in Washington an Beredsamkeit überboten worden, die sich in diesen Entscheidungen einen traurigen Ruhm erwarben. Mit welcher Überlegenheit hatte er mit den Händen in den Hosentaschen die sentimentalen Schilderungen und Beweise seiner Gegner verlacht, denen das Wohlergehen einer Handvoll armseliger Flüchtlinge wichtiger war als die hohen Staatsinteressen!

Kühn wie ein Löwe hatte er sich aufgeführt und nicht nur sich selbst, sondern auch alle anderen überzeugt, freilich hatte er nie eine lebendige Vorstellung gehabt. Dem Elend wirklich gegenüberzustehen, das flehende Menschenauge, die zitternde Hand, die verzweifelte Bitte in hilfloser Todesnacht hatte er noch nie erfahren. Er hatte nie gedacht, daß ein Flüchtling auch eine verzweifelte Mutter, ein unschuldiges Kind sein kann wie jenes, das jetzt seines Lieblings wohlbekannte kleine Mütze trug. Daher befand sich unser armer Senator — denn er war kein Mann von Stein, sondern ein Mensch und ein edler und warmherziger dazu — jetzt mit seinem Patriotismus in einem argen Zwiespalt.

Mochte er auch politisch gesündigt haben, in dieser Nacht tat er Buße. Es hatte lange Zeit geregnet, und der fruchtbare weiche Boden von Ohio eignet sich bekanntlich prächtig zu einem zähen Morast. Auch war der Weg ein rechter Ohioweg aus der guten alten Zeit.

»Bitte schön, wie ist ein solcher Weg beschaffen?« mag der östliche Leser fragen, dessen Vorstellung von einem Weg sich einzig mit Ebenheit und Geschwindigkeit verbindet.

»So wisse denn, ahnungsloser Freund aus östlichen Gefilden, daß man in den gesegneten Landstrichen des Westens, wo der Morast unvorstellbar tief und zähe ist, die Straßen aus runden, unbehauenen Baumstämmen herstellt, die man quer nebeneinanderlegt und in ihrer jungfräulichen Frische mit Erde, Rasen oder was sonst zur Hand ist bedeckt. Das nennt der Eingeborene dann frohlockend eine Straße und zögert nicht, sie sofort mit Pferd und Wagen zu benutzen.

Im Laufe der Zeit aber spült der Regen Gras und Erde wieder ab, die Stämme lösen sich, verschieben sich und lagern sich willkürlich über–und aufeinander — ein malerisches Bild -, dazwischen erscheinen schlammstarrende Spalten und Löcher.«

Einen solchen Weg mußte der Senator benutzen; daß er dabei seine moralischen Betrachtungen wiederholt unterbrechen mußte, konnte nicht

wundernehmen. Denn der Wagen fuhr ungefähr folgendermaßen: bums, bums, plautz, patsch — hinein in der Schlamm. Der Senator, die Frau und das Kind wechselten ihre Plätze so plötzlich, daß sie in heillosem Durcheinander auf einmal gegen die Fenster der tieferliegenden Wagenseite lehnten. Der Wagen steckt fest, man hört Cudjoe draußen zwischen den Pferden fluchend hantieren. Nach einigem vergeblichen Ziehen und Zerren — der Senator verlor schon alle Geduld — kommt der Wagen mit einem gewaltigen Ruck heraus, aber schon rutschen die Vorderräder in den nächsten Abgrund, und Senator, Frau und Kind purzeln bunt durcheinander auf die Vordersitze. Des Senators Hut ist ihm durch den Anprall über Augen und Nase gerutscht, so daß er für einen Augenblick völlig erblindet ist, das Kind schreit, und Cudjoe hat mit den Pferden draußen eine lebhafte Auseinandersetzung, die unter seinen wiederholten Peitschenhieben sich wild aufbäumen, ausschlagen und erneut heftig ins Geschirr legen. Der Wagen ruckt auch wieder an, jetzt aber versinken die Hinterräder, Senator, Frau und Kind fliegen auf den Rücksitz, seine Ellbogen verwickeln sich in ihre Haubenbänder, und ihre beiden Füße geraten in seinen Hut, der ihm bei der Erschütterung vom Kopf gefallen war. Nach wenigen Minuten war die böse Stelle geschafft, und die Pferde hielten keuchend inne. Der Senator fand seinen Hut wieder, die Frau rückte an ihrer Haube und beruhigte das Kind, und alle wappneten sich für weitere Zwischenfälle.

Für eine Weile schleuderte der Wagen ziemlich gleichmäßig von Loch zu Loch, Stoß und Aufprall wechselten sich ab, so daß die Insassen sich schon heimlich sagten, es sei am Ende gar nicht so schlimm. Aber schließlich blieb der Wagen nach einem jähen Sturz, der alle von ihren Sitzen auffahren und ebenso rasch zurücksinken ließ, endgültig stehen, und nach einem heftigen Lärm mit seinen Pferden öffnete Cudjoe den Schlag:

»Nichts für ungut, Herr, aber dies ist ein schlimmes Loch. Ich weiß nicht, wie wir hier herauskommen sollen. Ich fürchte, wir müssen Schienen herbeiholen.«

Den Senator packte die Verzweiflung. Er tastete vorsichtig mit dem Fuß nach einem festen Halt, glitt aber sofort in grundlose Tiefen, vergeblich versuchte er, wieder herauszukommen. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte in den Morast, um von Cudjoe in bejammernswertem Zustand wieder herausgefischt zu werden.

Es war tief in der Nacht, als der Wagen schlammbespritzt endlich aus der Flut des Creek auftauchte und vor der Tür eines großen Farmerhauses hielt.

Es kostete keine geringe Mühe, die Insassen herauszuklopfen, aber schließlich kam der biedere Eigentümer zum Vorschein und schloß die Haustür auf. Er war ein großer, hochgewachsener, struppiger Kerl, sechs Fuß hoch, der

ein rotes Flanellhemd trug. Eine dichte, sandfarbene Haarmähne, völlig zerzaust, und ein Bart von einigen Tagen gaben ihm kein besonders einnehmendes Aussehen. Er stand einige Minuten mit erhobener Kerze und blinzelte unsere Reisenden so verwirrt und ungläubig an, daß es beinah zum Lachen reizte. Der Senator machte längere Anstrengungen, ihm den ungewöhnlichen Fall begreiflich zu machen. Während er noch dabei ist, können wir unsere Leser mit dem Fremden rasch bekannt machen.

Der ehrliche John van Trompe war einst ein sehr angesehener Land–und Sklavenbesitzer von Kentucky gewesen. Da er vom Bären nur das Fell besaß, im übrigen aber ein großes, ehrliches und gerechtes Herz hatte, was gut zu seinen riesigen Ausmaßen paßte, hatte er einige Jahre lang mit wachsender Besorgnis die praktische Anwendung eines Systems mit angesehen, das für Unterdrückte und für Unterdrücker gleichermaßen schlecht war. Eines Tages aber konnte er es nicht länger ertragen. Er ging nach Ohio, wo er eine gute Strecke schönen, fruchtbaren Landes kaufte. Dann schrieb er Freibriefe für alle seine Leute — Männer, Frauen und Kinder -, packte sie in Wagen und hieß sie, sich dort anzusiedeln. Er selber wandte sich in Richtung des Creek, wo er sich still auf eine saubere kleine Farm zurückzog mit dem angenehmen Gefühl, eine gute Tat getan zu haben.

»Seid Ihr der Mann, eine arme Frau mit ihrem Kind vor Sklavenjägern zu beschützen?« fragte der Senator ohne Umschweife.

»Das sollte ich meinen«, sagte der ehrliche John mit großem Nachdruck.

»Dann bin ich beruhigt«, antwortete der Senator.

»Wenn einer was von mir will«, sagte der gute Mann, sich zur vollen Höhe aufrichtend, »dann soll er nur kommen. Ich habe sieben Söhne, jeder sechs Fuß hoch, die werden ihn schon empfangen. Können ihm ja bestellen, er soll nur anfangen, uns macht das nichts«, meinte John, mit den Fingern durch das Haardickicht fahrend, das ihm wie ein Strohdach in die Stirn hing, und brach in ein lautes Lachen aus.

Erschöpft, todmüde und gerädert schleppte sich Eliza die Stufen hinauf. Das schlafende Kind lag ihr schwer im Arm. Der rauhe Farmer leuchtete ihr mit der Kerze ins Gesicht, ließ ein mitleidiges Grunzen hören und öffnete ihr die Tür zu einer kleinen Schlafkammer neben der Küche. Er nahm eine neue Kerze, zündete sie an und setzte sie auf den Tisch. Dann wandte er sich an Eliza:

»Mädel, hab keine Angst mehr. Da mag kommen, wer will. Ich bin auf alles gefaßt«, und er deutete auf zwei oder drei gute Gewehre, die über dem Kamin hingen. »Wer mich kennt, weiß, daß es ihm nicht bekäme, hier jemand gegen meinen Willen herauszuholen. Leg dich ruhig schlafen und denke, deine Mutter wiegt dich ein«, sagte er, als er die Tür schloß.

»Das ist ein bildschönes Mädchen«, sprach er zum Senator. »Ach ja, die Hübschen müssen oft am weitesten laufen, wenn sie nur ein bißchen Anstand im Leibe haben, das kenne ich schon.«

Der Senator erzählte in wenigen Worten Elizas Geschichte.

»O wei, o wei, das soll nur einer hören«, rief der gute Mann voller Mitleid. »Das arme Geschöpf! Muß sich jagen lassen wie ein Wild, nur weil es ein natürliches Gefühl hat und so handelt, wie das jede Mutter tun würde. Ich kann nur sagen, fluchen möchte man, solche Zustände!« sagte der ehrliche John. »Ich will Euch was sagen, Fremder«, fuhr er fort, »ich bin jahrelang der Kirche fern geblieben, weil die Geistlichen sagten, die Bibel vertrete diese Greuel. Darüber kam ich nicht hinweg. Das Griechische und Hebräische, das hatte mir die Bibel auch verleidet. Erst als ich einen Geistlichen fand, der es mit dem Griechischen aufnehmen konnte und das Gegenteil predigte, trat ich bei, da machte ich kurzen Prozeß und schloß mich der Kirche an — so war's basta«, schloß John, der während des Redens eine Flasche schäumenden Apfelweins entkorkt hatte, den er jetzt anbot.

»Ihr bleibt am besten auch hier bis zum frühen Morgen«, sagte er herzlich. »Ich werde meine Alte rufen, die schlägt Euch im Handumdrehen ein Bett auf.«

»Ich danke Euch, mein Freund«, erwiderte der Senator. »Aber ich muß weiter, um die Kutsche nach Columbus zu erreichen.«

»Nun gut, wenn Ihr fort müßt, werde ich Euch ein Stück begleiten und Euch einen Richtweg zeigen, der besser ist als die unwegsame Straße.«

John zog sich an, nahm eine Laterne und zeigte dem Wagen des Senators einen Weg, der hinter seiner Farm eine Senke hinabführte. Als sie sich trennten, drückte ihm der Senator eine Zehndollarnote in die Hand.

»Das ist für Sie«, sagte er kurz.

»Schon gut«, sagte John mit gleicher Knappheit.

Sie schüttelten sich die Hand und gingen auseinander.

10. Kapitel
Das Eigentum wird abgeholt

Grau und regnerisch blickte der Februarmorgen durch das Fenster von Onkel Toms Hütte. Dort waren nur betrübte Gesichter und verweinte Augen zu sehen. Der Tisch stand vor dem Feuer, bedeckt mit einer Plättunterlage, einige grobe, aber blütenreine Hemden hingen frisch geplättet über der Stuhllehne, während Tante Chloe ein drittes vor sich auf dem Tisch ausgebreitet hatte. Sorgfältig plättete sie jeden Saum und jede Falte und hob nur dann und wann die Hand, um eine Träne abzuwischen, die ihr die Backe hinunterlief. Tom saß daneben, das Neue Testament lag offen auf seinen Knien, den Kopf hatte er auf die Hand gestützt — aber keiner von beiden sprach. Es war noch früh am Morgen, und die Kinder lagen schlafend zusammengerollt auf ihrem groben Rollbett. Tom, der das weiche Herz und den starken Familiensinn seiner unglücklichen Rasse besaß, stand auf und ging schweigend hin, um sie sich anzusehen.

»Zum letztenmal«, sagte er.

Tante Chloe antwortete nicht, sondern fuhr wieder und wieder über das grobe Hemd, bis es so glatt war, wie es nur Frauenhände glätten können; schließlich setzte sie das Eisen mit jähem Ruck nieder, nahm am Tisch Platz und schluchzte laut.

»Ich weiß, wir müssen uns in unser Schicksal fügen, aber o Gott, wie könnte ich das! Wenn ich nur wüßte, wo sie dich hinschaffen und wie sie dich behandeln werden! Die Herrin will dich ja in ein, zwei Jahren einlösen, aber du lieber Gott, niemand kehrt zurück, der da hinunterfährt! Sie bringen sie alle um! Ich habe gehört, sie müssen sich auf den Plantagen zu Tode schuften.«

»Es waltet dort derselbe Gott wie hier, Chloe.«

»Ach«, sagte Tante Chloe, »das mag schon sein. Aber der Herrgott läßt zuweilen schreckliche Geschichten geschehen.«

»Ich steh in Gottes Hand«, antwortete Tom. »Mir kann nichts widerfahren, was gegen seinen Willen ist. Und für eines bin ich jetzt schon dankbar, daß ich es bin, der verkauft wird, und nicht du oder die Kinder; hier seid ihr sicher, was geschieht, geschieht nur mir, und der Herrgott wird mir beistehen, das weiß ich!«

Tom sprach mit belegter Stimme, seine Kehle war wie zusammengeschnürt, aber er sprach tapfer und besonnen.

»Laß uns an Gottes Gnade denken«, fügte er zitternd hinzu, in der richtigen

Erkenntnis, daß sie es nötig hätten, gar sehr daran zu denken.

»Gnade! Ich sehe dabei keine Gnade. Es ist nicht recht, es ist nicht recht, daß man das zuläßt. Der Herr hätte es nicht so weit kommen lassen dürfen, daß du nun seine Schulden decken mußt. Du hast ihm schon zweimal so viel eingebracht, wie er jetzt für dich ausgezahlt bekommt. Deine Freiheit schuldet er dir — schon seit Jahren solltest du sie kriegen. Mag ja sein, daß er jetzt nicht anders kann, aber Unrecht bleibt es doch. Das können sie mir nicht ausprügeln. Immer bist du ihm treu gewesen, und hast seine Geschäfte vor deinen eigenen besorgt. Immer kam er zuerst und dann erst kamen dein Weib und deine Kinder. Die ihre Schulden mit Herzblut tilgen, soll der Herrgott strafen!«

»Chloe, komm, sei still. Wenn du mich liebst, mußt du nicht so reden. Es ist vielleicht das letztemal, daß wir zusammensitzen. Du weißt doch, Chloe, ich mag nicht, wenn du ein Wort gegen den gnädigen Herrn sagst. Hat man mir ihn nicht als Baby in den Arm gelegt? Kein Wunder, daß er mir ans Herz gewachsen ist! Von ihm kann man nicht verlangen, daß er auf den armen Tom große Rücksicht nimmt. Daran ist kein Herr gewöhnt. Wenn du ihn mit anderen vergleichst, wer hat eine so gute Behandlung und ein so gutes Leben wie ich? Und er hätte mir dieses Los erspart, wenn er nur gekonnt hätte. Das weiß ich felsenfest.«

»Das mag ja sein, aber Unrecht bleibt es doch«, sagte Tante Chloe hartnäckig, deren Gerechtigkeitssinn sehr ausgeprägt war. »Ich weiß nicht genau wieso, aber daß es Unrecht ist, das fühle ich.«

»Du mußt auf den lieben Gott vertrauen. Er ist dein Herr. Ohne ihn fällt kein Sperling vom Dach.«

»Das gibt mir keinen Trost, aber das kann an mir liegen«, erwiderte Tante Chloe. »Aber was hilft alles Reden, ich werde jetzt den Maiskuchen anrühren und dir ein gutes Frühstück richten. Wer weiß, ob du je wieder eines bekommst.«

Bald dampfte die einfache Morgenmahlzeit auf dem Tisch, denn Mrs. Shelby hatte Tante Chloe eigens den Vormittag im Herrschaftshause entschuldigt. Nun hatte die arme Seele alle Liebe auf dieses Abschiedsmahl verwandt, das beste Huhn war geschlachtet und gebraten worden, der Maiskuchen war herrlich gelungen und entsprach dem Geschmack ihres Mannes, schließlich wurden noch einige geheimnisvolle Töpfe vom Kaminsims heruntergeholt, Leckereien, die nur zu besonders festlichen Gelegenheiten auf den Tisch kamen.

»Mensch, Peter«, sagte Mose freudestrahlend, »heute kriegen wir aber ein Mordsfrühstück!« Dabei griff er fröhlich nach einem Stückchen Huhn.

Tante Chloe gab ihm eine schallende Ohrfeige: »Da hast du's! Schreit hurra beim letzten Frühstück, das sein Vater mit uns teilt.«

»Aber Chloe!« sagte Tom mit sanftem Vorwurf.

»Ach, es tut mir leid«, antwortete Tante Chloe und barg ihr Gesicht in der Schürze. »Ich bin ganz durcheinander, da geht es mit mir durch.«

Die Knaben standen ganz still und blickten erst ihren Vater und dann ihre Mutter an, während sich das Baby an ihre Röcke klammerte und gebieterisch zu schreien begann.

»So!« sagte Tante Chloe, wischte sich die Augen und nahm das Kleine auf den Schoß. »Jetzt nehme ich mich zusammen. Nun eßt mal etwas. Es ist doch unser bestes Huhn. Da, Jungens, ihr sollt auch etwas haben, ihr armen Schlingel. Die Mami war böse mit euch.«

Die Knaben warteten keine zweite Einladung ab, sondern fielen mit großem Appetit über die Herrlichkeiten her, das war ein rechtes Glück, sonst wurde ihnen nicht viel Ehre angetan.

»Und jetzt«, sagte Tante Chloe, geschäftig das Geschirr zusammenräumend, »jetzt muß ich deine Kleider einpacken. Es hat ja nicht viel wert, denn er nimmt sie dir todsicher weg, ich kenne die Brüder, ekelhaft sind sie. Also, hier sind die Flanelljacken für den Rheumatismus, achte gut auf sie, du wirst so bald keine neuen kriegen. Da sind deine neuen Hemden und hier die alten. Diese Strümpfe habe ich gestern abend frisch angestrickt und das Knäuel als Stopfgarn dazugelegt, ach, lieber Gott, wer wird sie dir stopfen?« Tante Chloe wurde aufs neue vom Kummer überwältigt, sie lehnte ihren Kopf gegen die Kiste und weinte bitterlich. »Es ist gar nicht auszudenken. Keine Menschenseele, die dich hegt und pflegt. Wie soll ich es nur aushalten?«

Die Knaben hatten mittlerweile alles Eßbare auf dem Frühstückstisch vertilgt, so daß sie jetzt ein wenig die Sache von ihrer ernsten Seite betrachten konnten. Die Mutter weinte, der Vater blickte kummervoll vor sich hin, da fingen auch sie an zu heulen und rieben sich die Augen. Onkel Tom hielt das Baby auf den Knien, das sich nach Herzenslust vergnügte, es kratzte ihm das Gesicht, zog an seinem Haar und stieß von Zeit zu Zeit einen hellen Jauchzer aus.

»Laß du nur, armer Schatz«, sagte Tante Chloe, »an dich wird die Reihe auch noch kommen. Dir werden sie eines Tages auch den Mann verkaufen oder am Ende dich selber. Und wenn die Knaben was taugen, wird man sie auch verkaufen. Ein Nigger, der nichts hat, ist zu nichts nütze.«

Auf einmal rief einer der Knaben: »Da kommt die gnädige Frau!«

»Sie kann uns auch nicht helfen. Wozu kommt sie dann?« sagte Tante Chloe.

Mrs. Shelby trat ein. Unwirsch und brummig schob Tante Chloe ihr einen Stuhl hin, aber sie schien weder das eine noch das andere zu bemerken. Sie sah

blaß und verstört aus.

»Tom«, sagte sie, »ich bin gekommen, um.«, plötzlich hielt sie inne und gewahrte die stumme Gruppe. Da ließ sie sich auf den Stuhl nieder, vergrub ihr Gesicht in ihrem Taschentuch und begann zu weinen.

»Gnädige Frau! Nicht doch, o Gott, nicht doch!« rief Tante Chloe, ihrerseits in Tränen ausbrechend.

»Mein guter Kerl!« sagte Mrs. Shelby. »Ich kann dich mit keiner Gabe trösten. Geld würde man dir nur abnehmen. Aber ich versichere dir feierlich, Gott ist mein Zeuge, daß ich dir auf der Spur bleiben und dich zurückkaufen werde, sobald ich über das Geld verfüge — und bis dahin, vertraue auf Gott.«

Jetzt kündeten die Knaben Mr. Haleys Besuch an; alsbald wurde die Haustür ohne alle Umstände mit einem Fußtritt aufgestoßen. Haley trat ein, er war sehr schlechter Laune, der Ritt am Vorabend hatte ihn angestrengt und sein Mißerfolg seine Stimmung nicht verbessert.

»Los«, rief er, »bist du fertig, Nigger? Tag, Madam«, sagte er und lüftete den Hut, als er Mrs. Shelbys ansichtig wurde.

Tante Chloe schloß und verschnürte die Kiste, stand dann auf und blickte finster auf den Händler, ihre Tränen schienen sich auf einmal in feurige Funken zu verwandeln.

Tom stand folgsam auf und lud sich die schwere Kiste auf die Schulter. Sein Weib nahm das Jüngste auf den Arm, um ihm bis zum Wagen das Geleit zu geben, und die Kinder kamen weinend hinterdrein.

Mrs. Shelby trat auf den Händler zu und hielt ihn noch einige Minuten auf, indem sie eindringlich mit ihm sprach. Währenddessen begab sich die ganze Familie zu dem Wagen, der angespannt vor der Tür stand, wo sich bereits alle Sklaven des Gutes, jung und alt, eingefunden hatten, um ihrem alten Gefährten Lebewohl zu sagen. Tom war allgemein als erster Diener und christlicher Lehrer sehr angesehen auf dem Hof, allenthalben, besonders bei den Frauen, herrschte ehrliche Trauer.

»Hör, Chloe, du trägst es aber standhaft, besser als wir!« sagte eine der Frauen, deren Tränen reichlich flossen und der Tante Chloes steinerne Miene auffiel.

»Meine Tränen sind geweint«, entgegnete sie, grimmige Blicke auf den Händler werfend, der jetzt herantrat. »Und ich heule nicht vor so einem Schandkerl.«

»Einsteigen«, befahl Haley, als er sich durch die Sklaven Bahn brach, die ihn mit gesenkter Stirn betrachteten. Tom stieg ein, und Haley zog unter dem Wagensitz ein paar schwere Fesseln hervor, die er an Toms Knöcheln befestigte.

Ein unterdrückter Schrei der Empörung lief durch den Kreis, und Mrs.

Shelby rief von der Veranda:

»Mr. Haley, seien Sie versichert, diese Maßnahme ist absolut überflüssig.«

»Man kann nie wissen, Madam. Ich habe hier bereits fünfhundert Dollar eingebüßt, auf ein neues Risiko kann ich mich nicht einlassen.«

»Was kann man von dem auch schon erwarten?« sagte Tante Chloe verächtlich, während die beiden Jungens, denen jetzt ihres Vaters Schicksal aufging, sich an ihren Rock klammerten und laut heulten und schluchzten.

»Es tut mir leid«, sprach Tom, »daß der junge Herr nicht da ist.« Georg besuchte für einige Tage einen Freund auf einem Nachbargut. Er war am Morgen frühzeitig aufgebrochen, als die Nachricht von Onkel Toms Unglück noch nicht allgemein bekannt war. So hatte er von nichts gewußt.

»Ich lasse den jungen Herrn herzlich grüßen«, sagte er ausdrücklich.

Haley gab dem Pferd die Peitsche, und Tom blickte traurig und gefaßt in die Runde, über den vertrauten Hof. Dann trug ihn der Wagen hinweg.

Mr. Shelby war nicht zu Hause geblieben. Er hatte Tom unter dem Zwang dringender Notwendigkeit verkauft, um der Gewalt eines Mannes zu entgehen, den er verabscheute. Er hatte eine große Erleichterung verspürt, als der Handel abgeschlossen war. Aber die Vorhaltungen seiner Frau hatten seine schlummernde Reue geweckt und Toms männliche Ergebung sein inneres Unbehagen gesteigert.

Vergeblich versuchte er sich einzureden, daß er im Recht war, daß jeder das tat, daß einige es ohne unbedingte Notwendigkeit taten. Sein Gewissen ließ sich nicht beruhigen. Daher hatte er, um den Kaufvollzug nicht mitanzusehen, eine Geschäftsreise nach Norden vorgeschützt, in der Hoffnung, daß bei seiner Rückkehr alles vorüber sein würde.

Tom und Haley stolperten über die staubige Straße, vorbei an allen bekannten Stellen, bis die Grenze des Gutes hinter ihnen lag und sie auf offener Landstraße fuhren. Nach einer Meile ungefähr fuhr Haley plötzlich bei einem Hufschmied vor; als er den Laden betrat, zog er ein paar Handschellen hervor, um eine kleine Änderung anbringen zu lassen.

»Sie sind ein bißchen zu klein für sein Format«, sagte Haley, auf Tom deutend.

»Gerechter Strohsack, wenn das nicht Shelbys Tom ist! Er hat ihn doch nicht verkauft?« rief der Schmied.

»Doch, doch«, erwiderte Haley.

»Ist es wohl zu glauben«, sagte der Schmied, »wer hätte das gedacht? Aber den braucht Ihr nicht zu fesseln. Der ist treu wie …«

»Ja, ja«, entgegnete Haley. »Aber die Treuen wollen immer ausrücken. Nur die Dummen, denen es gleichgültig ist, wohin sie kommen, die Liederlichen und

Trunkbolde, denen alles gleich ist, die bleiben, die wandern gern von einer Hand in die andere. Aber die Erstklassigen, die hassen es wie die Pest. Die muß man fesseln, wozu haben sie Beine? Die wollen sie brauchen, kein Zweifel.«

»Na«, sagte der Schmied, unter seinem Werkzeug suchend, »da unten die Plantagen, Fremder, sind nicht ganz der Ort, wohin sich die Kentucky–Nigger drängen. Sie sterben da wie die Fliegen, nicht wahr?«

»Ja, beinah wie die Fliegen. Es liegt am Klima, und wenn dann noch das eine oder andere hinzukommt, dann sterben sie, und der Markt bleibt rege«, antwortete Haley.

»Na aber, das denkt jeder, was es für ein Jammer ist, daß so ein netter, stiller und tüchtiger Bursche wie Tom auf solch einer Zuckerplantage elendiglich zugrunde gehen soll.«

»Aber seine Aussichten sind nicht schlecht. Ich habe versprochen, ihn gut zu behandeln. Ich bringe ihn als Hausdiener in einer guten alten Familie unter, wenn er sich dann an das Fieber und das Klima gewöhnt, hat er einen Posten, wie ihn sich kein Nigger besser wünschen kann.«

»Aber Weib und Kinder scheint er hier zurückzulassen.«

»Ja, aber da nimmt er sich eine neue. Herrgott, Weiber gibt es überall.«

Während dieser Unterhaltung saß Tom traurig in seinem Wägelchen vor dem Laden. Plötzlich hörte er den scharfen hellen Hufschlag eines Pferdes hinter sich. Ehe er sich noch von seiner Überraschung erholen konnte, sprang der junge Herr Georg zu ihm in den Wagen, umarmte ihn stürmisch und stieß eine Flut von Beschimpfungen aus.

»Dies ist eine Niedertracht! Sollen sie sagen, was sie wollen. Es ist eine bodenlose Gemeinheit«, rief er aus, die Hände beteuernd erhebend. »Wenn ich ein Mann wäre, dürften sie es nicht wagen«, stieß Georg mit halb unterdrücktem Geheul hervor.

»Ach, junger Herr, das tut mir gut, es war mir so arg, daß ich Euch nicht noch einmal sehen sollte. Wirklich, es tut mir gut!« Dabei bewegten sich Toms Füße, so daß Georgs Auge auf die Fesseln fiel.

»Welche Schande!« rief er aus und ballte die Hände. »Niederschlagen werde ich den Kerl!«

»Ach, nicht doch, junger Herr, Ihr dürft auch nicht so laut reden; es hat keinen Zweck, daß wir ihn erzürnen.«

»Nun gut, deinetwegen will ich es lassen. Aber wenn man es bedenkt, es ist doch eine Schande. Keiner hat mir was gesagt oder Nachricht gegeben. Wenn nicht Tom Lincon gewesen wäre, hätte ich nichts erfahren. Ich kann dir sagen, ich habe alles zu Hause zusammengeschlagen.«

»Das war aber nicht recht, junger Herr.«

»Das kümmert mich nicht. Es bleibt eine Schande. Sieh mal, Onkel Tom«, sagte er und kehrte dem Laden den Rücken zu. Geheimnisvoll fuhr er fort: »Ich habe dir meinen Dollar mitgebracht.«

»Oh, das kann ich nicht annehmen, junger Herr, um keinen Preis der Erde«, erwiderte Tom ganz bewegt.

»Aber du mußt!« bat Georg. »Sieh her, ich erzählte es Tante Chloe, und sie riet mir, ich sollte ein Loch hineinschlagen und eine Schnur durchziehen, dann kannst du ihn um den Hals hängen und vor aller Welt verbergen. Sonst würde dieser Gierschlund ihn dir gleich wegnehmen. Ich kann dir sagen, Onkel Tom, am liebsten tät' ich ihn in die Luft sprengen. Das würde mich erleichtern!«

»Ach, lieber nicht, junger Herr, mich würde es nicht erleichtern.«

»Na, dann laß ich es um deinetwillen«, sagte Georg und schlang eifrig den Dollar um Toms Hals.

»Aber jetzt knöpfe deine Jacke zu und behalte ihn und vergiß nicht, jedesmal wenn du ihn ansiehst, daß ich dir nachfolgen und dich zurückbringen werde. Tante Chloe und ich haben alles besprochen. Ich sagte, sie sollte keine Angst haben. Ich werde mich darum kümmern und Vater die Hölle heiß machen, wenn er es nicht tut.«

»Oh, junger Herr, wir dürfen nicht so über Euren Vater sprechen!«

»Zum Teufel, Onkel Tom, ich meine es doch nicht böse!«

»Und nun, junger Herr«, sagte Tom, »bleibt ein guter Junge. Denkt daran, wie viele Herzen auf Euch hoffen. Haltet Euch an Eure Mutter. Seid nicht so töricht, zu denken, Ihr seid zu groß, um noch auf sie zu hören. Es gibt so alberne Jungens. Ich sage Euch, junger Herr, manche Dinge gibt uns der Herrgott zweimal, aber eine Mutter gibt er uns nur einmal. Ihr werdet nie wieder so eine gute Mutter erleben, und wenn Ihr hundert Jahre alt werdet. Also haltet Euch an sie und dann wachst heran und werdet ihr ein Trost, nicht wahr?«

»Ja, gewiß, Onkel Tom«, sagte Georg ernsthaft.

»Und achtet auf Eure Reden, junger Herr. Junge Leute in Eurem Alter sind oft übermütig, das liegt in ihrer Natur, aber ein junger Herr gebraucht keine unehrerbietigen Ausdrücke gegen seine Eltern. Ihr nehmt mir das nicht übel, junger Herr?«

»Nein, gewiß nicht, Onkel Tom. Du hast mir immer gute Ratschläge gegeben.«

»Das liegt am Alter, wißt Ihr«, sagte Tom und streichelte dem Knaben den schönen lockigen Kopf mit seiner groben harten Hand. Aber seine Stimme war so sanft wie die einer Frau. »Ich sehe die Gaben, die in Euch liegen. Oh, junger Herr, Ihr habt doch alles–Bildung, Lesen und Schreiben. Ihr werdet zu einem großen, klugen und guten Mann heranwachsen. Alle Leute auf dem Hofe und

Eure Eltern werden stolz auf Euch sein. Werdet ein guter Herr wie Euer Vater, und werdet ein Christ wie Eure Mutter. Gedenkt des Allmächtigen in den Tagen Eurer Jugend.«

»Ich will gewiß gut sein, Onkel Tom, das verspreche ich dir«, sagte Georg. »Erstklassig, weißt du; und gib den Mut nicht auf. Ich hole dich zurück. Ich habe Tante Chloe heute morgen schon gesagt, wenn ich groß bin, baue ich dir ein neues Haus mit einem Teppich im Wohnzimmer. Du sollst noch gute Zeiten haben.«

Haley trat jetzt an die Wagentür mit den Handschellen in der Hand. »Mr. Haley«, wandte sich Georg zu ihm, und stieg mit einer Miene großer Überlegenheit aus dem Wagen. »Ich werde es den Eltern sagen, wie Sie Onkel Tom behandeln!«

»Von mir aus«, erwiderte der Händler.

»Sie sollten sich was schämen, Ihr Leben lang Männer und Frauen aufzukaufen und sie wie das liebe Vieh in Ketten zu legen. Es muß ein feines Geschäft sein.«

»Solange Ihr feinen Leute noch Männer und Frauen kauft, bin ich nicht schlechter. Menschen zu verkaufen ist nicht schlimmer, als Menschen zu kaufen.«

»Wenn ich groß bin, werde ich weder das eine noch das andere tun. Ich schäme mich heute, daß ich ein Kentuckier bin. Früher war ich immer stolz darauf.« Und Georg saß aufrecht auf seinem Pferd und blickte mit einer Miene um sich, als müßte alle Welt tief beeindruckt von seiner Meinung sein.

»Dann leb' wohl, Onkel Tom, halte die Ohren steif«, sagte Georg.

»Lebt wohl, junger Herr«, erwiderte Tom und blickte ihn zärtlich und bewundernd an. »Der Allmächtige beschütze Euch. Kentucky hat nicht viele Euresgleichen«, sagte er mit überströmendem Herzen, als das knabenhafte offene Gesicht seinen Blicken entschwand. Er ritt fort, und Tom sah ihm nach, bis der letzte Hufschlag verklang, als letzter Ton, als letzter Anblick seiner Heimat. Aber über seinem Herzen spürte er die warme Stelle, wo die jungen Hände den kostbaren Dollar verborgen hatten. Tom preßte sich die Hand aufs Herz.

»Ich will dir was sagen, Tom«, sagte Haley, als er zum Wagen trat und die Handschellen hineinwarf. »Ich will im Guten mit dir anfangen, wie ich es immer mit meinen Niggern mache. Darum sage ich dir von Anfang an: Benimm dich gut, dann behandle ich dich gut. Ich bin nicht hart mit meinen Niggern. Ich versuche es immer im Guten. Sei du vernünftig und spiel mir keinen Streich, denn da kenn ich mich aus bei euch, das nützt dir gar nichts. Wenn ein Nigger ruhig ist und keine Mucken hat, dann hat er es gut bei mir. Will er aber nicht

hören, dann ist es seine Schuld. Dann kann ich nichts dafür.«

Tom beruhigte Haley, daß er nicht beabsichtige, Reißaus zu nehmen. Tatsächlich war es verlorene Liebesmühe und eine ganz überflüssige Ermahnung an einen Mann mit solchen Fußfesseln. Aber Mr. Haley hatte es sich angewöhnt, die Beziehungen zu seiner Ware mit derartigen kleinen Ermahnungen anzuknüpfen, die ihm dazu angetan schienen, Heiterkeit und Vertrauen zu verbreiten, um sich später alle unangenehmen Scherereien zu ersparen.

Und so sagen wir Onkel Tom fürs erste Lebewohl, um uns den anderen Charakteren dieses Buches zuzuwenden.

11. Kapitel
Das Eigentum wird aufsässig

An einem regnerischen, späten Nachmittag stieg ein Reisender vor der Tür eines kleinen Gasthauses im Dorf N. in Kentucky ab. In der Wirtsstube fand er eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft beisammen, die durch das schlechte Wetter in diesen Hafen verschlagen war und nun das übliche Bild einer solchen Versammlung bot. Große, hochgewachsene starkknochige Kentuckier in bunten Jagdhemden, ihre langen Glieder unbekümmert mit jener Schlaksigkeit ins Zimmer streckend, die diesem Schlage eigen ist. Die Jagdbüchsen in der Ecke, die Schrotbeutel, die Taschen fürs Wildbret, Jagdhunde und kleine Negerknaben in buntem Durcheinander in allen Winkeln, das war ein charakteristisches Bild. An jeder Seite des Kamins saß im Stuhl zurückgelehnt solch ein langbeiniger Herr; den Hut auf dem Kopf und die schmutzigen Stiefel seelenruhig auf den Kaminsims gelehnt.

In eine solche Gesellschaft der Freien und Franken geriet also unser Reisender. Er war ein kurzer, untersetzter Mann, sorgfältig gekleidet, mit einem runden, gutmütigen Gesicht, eine gewisse, etwas fahrige Umständlichkeit lag in seinem Wesen. Um seine Reisetasche und seinen Regenschirm zeigte er sich ziemlich besorgt, er brachte sie eigenhändig herein, alle Hilfeleistungen der verschiedenen Diener hartnäckig zurückweisend. Ängstlich blickte er sich in der Gaststube um und steuerte dann mit seiner Habe auf die wärmste Ecke zu, wo er sie unter seinem Stuhl verstaute, sich niederließ und sorgenvoll seinen Nachbarn betrachtete, dessen Stiefelabsätze auf dem Kaminsims prangten und der mit Ausdauer und Energie nach rechts und links ausspuckte, eine Betätigung, die auf schwächere Nerven und feinere Manieren etwas beunruhigend wirken mußte.

»Nun, Fremdling, wie geht's, wie steht's?« wandte sich besagter Nachbar an den neuen Ankömmling, einen Ehrengruß von Tabaksaft in seine Richtung spuckend.

»Danke, gut«, war die Antwort des anderen, der besorgt der drohenden Ehre auszuweichen suchte.

»Keine Neuigkeit?« fragte der erste, seiner Tasche eine Rolle Tabak und ein großes Jagdmesser entnehmend.

»Nicht, daß ich wüßte«, erwiderte der Fremde.

»Kaut Ihr?« fragte der erste Sprecher und schob dem alten Herrn mit brüderlicher Miene eine Probe seines Tabaks zu.

»Nein, danke — es bekommt mir nicht«, antwortete der kleine Mann und blickte zur Seite.

»Nein«, sagte der andere leichthin und ließ den Tabak im eigenen Mund verschwinden, um den Vorrat an Tabaksaft nicht ausgehen zu lassen, zum Besten der Allgemeinheit.

Der alte Herr fuhr auch jedesmal erschrocken zusammen, wenn sein langbeiniger Nachbar in seine Richtung spuckte; als dieser das gewahr wurde, gab er gutartig seinem Geschoß eine andere Richtung und nahm nun ein Schüreisen unter Feuer, wobei er ein militärisches Talent entfaltete, das zur Erstürmung einer ganzen Stadt gereicht hätte.

»Was gibt's da?« fragte der alte Herr, als sich in der Wirtsstube plötzlich eine Gruppe um einen Anschlagzettel scharte.

»Neger entlaufen«, antwortete einer aus der Menge.

Mr. Wilson, dies war der Name des alten Herrn, erhob sich, rückte vorsichtig Reisetasche und Regenschirm zurecht, nahm umständlich seine Brille heraus, setzte sie auf die Nase und, nachdem alle diese Vorbereitungen getroffen, las er folgendes:

»Unterzeichnetem entlaufen sein Mulattensklave Georg. Besagter Georg sechs Fuß hoch, sehr heller Mulatte, braunes lockiges Haar; sehr intelligent, spricht gewählt, kann schreiben und lesen; wird sich vermutlich als weißer Mann ausgeben. Hat auf Rücken und Schultern tiefe Narben. Rechte Handfläche mit dem Buchstaben H gebrandmarkt.

Gebe für ihn lebendig gefangen 400 Dollar, und dieselbe Summe für zuverlässigen Nachweis seines Todes.«

Der alte Herr las diese Anzeige halblaut von Anfang bis Ende, als wollte er sich alles genau einprägen.

Der langbeinige Krieger, der, wie vorhin erwähnt, das Schüreisen belagert hatte, zog jetzt sein riesiges Untergestell ein, richtete sich in voller Länge auf, ging hin zu dem Anschlag und spuckte genau eine volle Ladung Tabaksaft darauf.

»Das ist *meine* Meinung von der Sache«, sagte er kurz und bündig, bevor er wieder Platz nahm.

»Hallo, Fremder, was soll das heißen?« fragte der Wirt.

»Ich würde dem Schreiber genau so ins Gesicht spucken, wenn er hier wäre«, antwortete der lange Kerl ungerührt und schnitt sich den nächsten Tabak zurecht. »Ein Mann, der solch einen Burschen hat und ihn nicht besser behandelt, verdient, daß er ihn verliert. So ein Wisch ist eine Schande für Kentucky. Das ist meine ungeschminkte Meinung, falls es jemand interessiert.«

»Läßt sich hören«, sagte der Wirt und vertiefte sich wieder in seine Bücher.

»Ich habe daheim auch meine Leute«, fuhr der Lange fort, den Angriff auf das Schüreisen wieder aufnehmend, »und ich sage ihnen jedesmal: >Burschen<, sage ich, >haut ab, verzieht euch, macht was ihr wollt, ich werde euch niemals nachsetzen.< Auf diese Weise halte ich sie. Wenn die das Gefühl haben, daß sie jederzeit auf und davon gehen können, dann vergeht ihnen die Lust. Darüber hinaus habe ich aber ihre Freischeine beantragt, für den Fall, daß mir etwas geschieht, und das wissen sie. Und ich kann dir sagen, meine Burschen sind mit Pferden in Cincinnati gewesen, 500 Dollar wert, und haben mir das Geld abgezählt zurückgebracht, mehr als einmal. Es liegt ja auf der Hand: behandelt sie wie die Hunde, und sie reagieren und arbeiten wie die Hunde, behandelt sie wie Menschen, und sie benehmen sich entsprechend.« Und der brave Pferdehändler bekräftigte seine moralische Anständigkeit mit einem wahren Freudenfeuer von Spuckgeschossen gegen den Kamin.

»Da haben Sie sehr recht, mein Freund«, sagte Mr. Wilson; »und dieser Bursche, den sie hier beschreiben, ist zweifellos ein feiner Kerl. Er hat bei mir sechs Jahre in einer Sackleinwandfabrik gearbeitet und war meine erste Kraft. Ein begabter Bursche, er erfand eine Maschine zur Reinigung des Hanfs, ein wahres Meisterstück. Man hat es bereits in anderen Fabriken eingeführt, sein Herr hat das Patent.«

»Ich wette, er hat es und verdient daran eine Stange Geld, und dann geht er hin und brandmarkt den Jungen. Wenn ich nur könnte, würde ich ihm etwas zeigen, was er nicht so schnell vergißt.«

Hier wurde die Unterhaltung unterbrochen; ein einspänniger, kleiner Wagen, der gar vornehm aussah, hielt vor dem Hause, drinnen saßen ein wohlgekleideter, feiner Herr und ein farbiger Diener, der kutschierte.

Die ganze Gesellschaft betrachtete den Neuankömmling mit einem Interesse, wie es Müßiggänger und Tagediebe an regnerischen Tagen allen Ereignissen entgegenbringen. Er war von hoher Gestalt und dunklem, spanischem Teint, mit ausdrucksvollen, schwarzen Augen und dichtem, krausem Haar von der gleichen glänzenden Schwärze. Seine wohlgeformte Adlernase, seine schmalen Lippen und die herrlichen Umrisse seiner schön geformten Glieder verfehlten nicht, ihren Eindruck auf die Gesellschaft zu machen. Er war kein gewöhnlicher Reisender, er trat leicht und unbefangen unter die Gäste, wies seinem Diener mit einem Kopfnicken den Platz für seine Koffer an, verneigte sich vor der Gesellschaft und schritt mit dem Hut in der Hand gelassen auf den Schanktisch zu, wo er seinen Namen angab: »Henry Butler, Oaklands, Shelby Country.« Dann wandte er sich gleichgültig ab und schlenderte zu der Anzeige an der Wand, die er überflog.

»Jim«, sagte er zu seinem Diener, »mir scheint, wir haben so einen

ähnlichen Burschen getroffen, unten in Bernan's.«

»Ja, gnädiger Herr«, erwiderte Jim, »aber mit der Hand, das weiß ich nicht genau.«

»Nein, darauf haben wir natürlich nicht geachtet«, sagte der Fremde und gähnte gelangweilt. Dann wandte er sich an den Wirt und bestellte ein gutes Zimmer, um sofort einige Briefe zu erledigen.

Der Wirt verbeugte sich dienstbeflissen, und eine Schar von sieben Negern, alt und jung, männlich und weiblich, groß und klein, schwirrten alsbald wie aufgescheuchte Rebhühner umher, geschäftig hin und her eilend, einander auf die Zehen tretend und übereinander purzelnd, alle voller Eifer, dem Herrn das Zimmer zu richten, der sich währenddessen unbefangen mitten in der Wirtsstube niedergelassen hatte und mit seinem Nachbarn plauderte.

Der Fabrikant, Mr. Wilson, hatte den Fremden von seinem Eintritt an mit einem Ausdruck ängstlicher und unruhiger Neugierde betrachtet. Es kam ihm vor, als habe er ihn schon einmal getroffen und kennengelernt, aber er konnte sich nicht genau entsinnen. Jeden Augenblick, wenn der andere sprach, sich bewegte oder lächelte, fuhr er auf, starrte ihn an, um seine Augen eilig abzuwenden, wenn die klugen, dunklen Augen des Fremden ihn mit achtloser Kälte musterten. Endlich schien dem alten Herrn die Erleuchtung zu kommen, denn er starrte in so sprachloser Verblüffung und so sichtbarer Betroffenheit auf den anderen, daß dieser auf ihn zuschritt.

»Mr. Wilson, nicht wahr?« fragte er und reichte ihm die Hand. »Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht gleich erkannte. Aber ich sehe, Sie entsinnen sich meiner: Mr. Butler von Oaklands, Shelby Coun–try.«

»Ja, ganz recht«, erwiderte Mr. Wilson, wie einer, der im Traume spricht.

In diesem Augenblick erschien ein Negerknabe und meldete, das Zimmer des Herrn sei bereit.

»Jim, du besorgst die Koffer«, sagte der Herr nachlässig, dann sich wieder Mr. Wilson zuwendend, fügte er hinzu: »Ich möchte Sie bitten, mir fünf Minuten Gehör zu schenken, geschäftlich, auf meinem Zimmer, wenn ich bitten darf.«

Mr. Wilson folgte ihm wie ein Traumwandler. Sie gelangten nach oben in ein großes Zimmer, wo ein frisch entfachtes Feuer brannte und noch verschiedene Diener umhereilten und letzte Hand anlegten.

Nachdem alles wohlgelungen war und die Dienerschaft sich entfernt hatte, verschloß der junge Mann sorgfältig die Tür, und, den Schlüssel in die Tasche steckend, kehrte er sich um und blickte mit verschränkten Armen Mr. Wilson freimütig ins Gesicht.

»Georg!« sagte Mr. Wilson.

»Ja, Georg«, wiederholte der junge Mann.

»Das hätte ich nicht gedacht.«

»Ich bin anscheinend ganz gut verkleidet«, sagte der junge Mann lächelnd. »Ein wenig Walnußschale hat meiner gelben Haut ein vornehmes Braun gegeben, und mein Haar habe ich schwarz gefärbt. Sie sehen also, der Anschlagzettel paßt nicht mehr so recht.«

»O Georg, du spielst ein gefährliches Spiel. Ich hätte dir immer abgeraten.«

»Das tue ich auf meine eigene Verantwortung«, erwiderte Georg mit demselben stolzen Lächeln.

Wir bemerken beiläufig, daß Georg väterlicherseits weißen Ursprungs war. Seine Mutter war eine jener Unglücklichen ihrer Rasse, deren persönliche Schönheit sie von vornherein zur Sklavin der Leidenschaften ihres Besitzers und zur Mutter von Kindern machte, die ihren Vater niemals kennenlernen. Von einer der stolzesten Familien in Kentucky hatte er die schönsten europäischen Gesichtszüge und einen hochfliegenden, unbezähmbaren Geist geerbt. Von seiner Mutter hatte er eine leichte Mulattentönung mitbekommen, durch das glänzende, dunkle Auge reichlich wettgemacht. Eine kleine Veränderung in der Färbung seiner Haut und der Tönung seiner Haare hatte ihn in den Spanier verwandelt, als welcher er auftrat. Anmut der Bewegung und Feinheit der Manieren waren ihm so angeboren, daß es ihm keineswegs schwerfiel, die kühne Rolle, die er sich zugelegt hatte, die eines Herrn von Welt und Rang, der mit seinem Diener reist, glaubwürdig zu spielen.

Mr. Wilson, ein gutherziger, aber äußerst ängstlicher und vorsichtiger alter Herr, ging unruhig im Zimmer auf und ab und fühlte sich hin und her gerissen, einerseits Georg zu helfen, andererseits Ordnung und Gesetz aufrechtzuerhalten. Seinem verwirrten Herzen machte er mit den Worten Luft: »Also Georg, du bist ausgerissen–verlierst deinen gesetzmäßigen Herrn — kein Wunder — und doch tut es mir leid, Georg, ja entschieden, ich muß dir sagen, Georg, ich halte es für meine Pflicht.«

»Warum tut es Euch leid?« sagte Georg ruhig.

»Nun, weil du dich sozusagen gegen die Gesetze deines Landes auflehnst.«

»Meines Landes!« sagte Georg mit starker und bitterer Betonung. »Welches Land habe ich außer dem Grabe? Und ich wünschte bei Gott, ich läge dort!«

»O Georg, du bist in einer schrecklichen Gemütsverfassung. Das ist ja die reine Verzweiflung. Es geht mir wirklich nahe. Einfach die Gesetze deines Landes zu brechen!«

»Ihr habt ein Vaterland, aber welches habe ich und meinesgleichen, die wir von Sklavenmüttern geboren sind? Welche Gesetze gelten für uns? Wir erlassen sie nicht, wir stimmen nicht zu — wir haben nichts mit ihnen zu tun, und sie zermalmen uns nur und halten uns unten. Habe ich nicht Eure Reden gehört zum

4. Juli? Sagtet Ihr uns nicht einmal im Jahr, daß die Regierung ihre Macht von der Zustimmung des Volkes hat? Kann einer wie ich sich nicht einen Vers darauf machen, wenn er das hört? Kann er nicht zwei und zwei zusammensetzen und sagen, was daraus entsteht?«

Mr. Wilson hatte ein Gemüt, das man gar wohl mit einem Ballen Baumwolle vergleichen konnte. Es war luftig, weich, verheddert und versponnen. Er bedauerte Georg ganz aufrichtig und hatte auch eine verschwommene Vorstellung von den Gefühlen, die ihn bewegten. Aber er hielt es für seine Pflicht, ihm mit unermüdlicher Hartnäckigkeit gut zuzureden.

»Georg, dies ist schlimm. Ich muß es dir als Freund sagen, du weißt ja, daß du dich besser von solchen Gedanken fernhältst, sie sind gefährlich, Georg, für Männer in deiner Lage viel zu gefährlich«, und Mr. Wilson setzte sich am Tisch nieder und begann nervös an dem Griff seines Regenschirms zu nagen.

»Hört doch einmal, Mr. Wilson«, sagte Georg herzutretend und sich entschlossen dem alten Herrn gegenübersetzend. »Seht mich einmal an. Sitze ich nicht vor Euch, in jeder Beziehung ein Mann wie Ihr selber? Seht mein Gesicht — meine Hände — meinen Körper« - und der junge Mann richtete sich stolz in die Höhe. »Warum bin ich nicht ein Mann so gut wie jeder andere? Also, Mr. Wilson, jetzt hört mich an. Mein Vater war einer von den Herren in Kentucky, der sich nicht genug um mich gekümmert hatte, um mir das Los seiner Hunde und Pferde zu ersparen, die bei seinem Tode verkauft wurden, um die Schulden des Gutes zu decken. Ich sah, wie man meine Mutter auf der Versteigerung mit ihren lieben Kindern ausstellte. Vor ihren Augen wurden sie verkauft, eins nach dem anderen, jedes an einen anderen Herrn; und ich war das jüngste. Sie kam und ging in die Knie vor meinem ersten Herrn und flehte, er möge sie auch kaufen, damit sie wenigstens ein Kind behalten könnte. Er aber trat nach ihr mit seinem Stiefel. Ich sah es mit an, und das letzte, was ich von ihr hörte, war ihr Klagen und Schreien, als ich an den Hals des Pferdes gebunden wurde, das mich wegtrug auf das Gut.«

»Und dann?«

»Mein Herr verhandelte noch mit einem der Leute und kaufte auch meine älteste Schwester. Sie war ein frommes, gutes Mädchen, gehörte zur Baptistensekte — und war so schön wie meine arme Mutter. Sie hatte eine gute Erziehung genossen und hatte feine Manieren. Zunächst war ich sehr froh über ihren Kauf, daß ich einen Freund in der Nähe hatte, aber bald sollte ich es beklagen. Ach, ich habe an der Tür gestanden und gehört, wie man sie auspeitschte, und jeder Schlag zielte auf mein bloßes Herz, aber ich konnte nichts tun, um sie zu schützen. Man schlug sie für ihren christlichen Lebenswandel, den Eure Gesetze keinem Sklavenmädchen erlauben, und

schließlich sah ich sie in Ketten in einem Sklavenschuh stehen, mit dem zusammen sie auf dem Markt in Orleans verkauft wurde, einzig aus diesem Grunde. Seitdem habe ich nie wieder etwas von ihr gehört. Ich selber wuchs heran — lange, lange Jahre ohne Vater, ohne Mutter, ohne Schwester, ohne eine einzige lebendige Seele, die sich mehr um mich kümmerte als um einen Hund, nichts als Schläge, Schimpfen und Hungern wurde mir zuteil. Ach, Mr. Wilson, so hungrig bin ich gewesen, daß ich froh war über die Knochen, die man den Hunden zuwarf. Und dennoch, als ich noch klein war und ganze Nächte wach lag, und weinte, geschah es nicht wegen des Hungers und wegen der Schläge. Nein, ich weinte nach meiner Mutter und nach meiner Schwester, ich weinte, weil ich auf der weiten Welt nicht einen Freund hatte; auch Frieden und Behagen kannte ich nicht. Ich hatte nie ein freundliches Wort gehört, bis ich zu Ihnen in die Fabrik kam, Mr. Wilson, Ihr habt mich gut behandelt. Ihr habt mich ermutigt, Lesen und Schreiben zu lernen und was aus mir zu machen. Gott allein weiß, wie dankbar ich Euch bin. Und dann traf ich mein Weib–Ihr wißt, wie schön sie ist. Als ich merkte, sie liebte mich, als ich sie heiratete, konnte ich kaum glauben, daß ich lebte, so glücklich war ich; dabei ist sie ebenso gut wie schön. Und was dann? Dann kommt mein Herr, reißt mich weg von meiner Arbeit, meinen Freunden, von allem, was mir teuer ist und stößt mich in den Schmutz. Und warum? Weil ich, wie er sagte, vergaß, was ich bin; er sagt, um mich zu lehren, daß ich nur ein Nigger bin. Schließlich stellt er sich zwischen mich und mein Weib und verlangt, ich solle sie aufgeben und eine andere nehmen. Zu alldem aber ermächtigt ihn Euer Gesetz, trotz Menschen–und Gottesrecht. Mr. Wilson, begreifen Sie doch! Was meiner Mutter und meiner Schwester und meinem Weibe und mir das Herz gebrochen hat, alle diese Ereignisse. Eure Gesetze gestatten sie und geben jedermann in Kentucky das Recht dazu, und keiner kann ihn hindern. Nennt Ihr das die Gesetze *meines* Landes? Mr. Wilson, ich habe kein Vaterland, ich habe auch keinen Vater. Aber ich werde mir eines verschaffen. Ich verlange nichts von Eurem Land als meine Ruhe, daß man mich in Frieden ziehen läßt; und wenn ich nach Kanada komme, wo die Gesetze mich anerkennen und beschützen, dann soll das mein Vaterland werden, und seinen Gesetzen will ich Untertan sein. Aber wenn einer mich hindern will, soll er sich hüten, denn ich bin ein Verzweifelter. Ich werde um meine Freiheit kämpfen bis zum letzten Atemzug. Ihr sagt ja, Eure Väter taten das damals auch; was ihnen recht war, soll auch mir recht sein!«

Diese Rede, die Georg, teils am Tische sitzend und teils im Zimmer auf und ab gehend, begleitet von Tränen, von sprühenden Blicken und Gebärden der Verzweiflung gehalten hatte, überwältigte den gutherzigen alten Mann, an den sie gerichtet war, derartig, daß er sein großes gelbseidenes Taschentuch

hervorzog und sich energisch die Augen rieb.

»Der Teufel hole sie«, brach er plötzlich los. »Habe ich es nicht immer gesagt, diese elenden Schweinehunde! Hoffentlich gilt das nicht als Fluchen! Also, zieh weiter, Georg, zieh weiter. Aber sei vorsichtig, mein Junge. Nicht schießen! Es sei denn — ach, besser nicht schießen. Wenigstens niemand treffen, weißt du. Wo ist eigentlich dein Weib, Georg?« fügte er hinzu, als er aufstand und im Zimmer auf und ab ging.

»Verschwunden, Mr. Wilson, auf und davon mit dem Kind auf dem Arm, nach Norden. Der Himmel weiß, wohin. Wann wir uns wiedersehen, und ob wir uns wiedersehen, das vermag kein Mensch zu sagen.«

»Ist es möglich? Wie erstaunlich! Bei solch einer gütigen Familie!«

»Gütige Familien geraten in Schulden, und die Gesetze unseres Landes gestatten ihnen, der Mutter das Kind zu entreißen, um dem Herrn die Schulden zu decken«, sagte Georg bitter.

»So, so«, antwortete der ehrliche alte Mann und wühlte in seiner Tasche. »Vermutlich sollte ich meiner besseren Einsicht folgen–zum Teufel, ich mag ihr nicht folgen«, setzte er plötzlich hinzu. »Also hier, Georg«, und seiner Brieftasche ein Bündel Banknoten entnehmend, bot er sie Georg an.

»Nein, gnädiger Herr«, erwiderte Georg. »Ihr habt viel für mich getan. Ich möchte Euch nicht ins Unglück stürzen. Ich hoffe, ich habe Geld genug. Das wird mich ans Ziel bringen.«

»Nein, Georg, du mußt. Geld hilft dir überall. Man kann nie zuviel davon haben — solange man es auf ehrliche Weise erlangt. Nimm es, bitte, nimm es, steck es ein, mein Junge.« »Nur unter der Bedingung, daß ich es später einmal zurückzahlen kann«, sagte Georg und nahm das Geld an.

»Und nun, Georg, wie lange willst du reisen in dieser Gestalt? Es ist ja schlau gemacht, aber zu kühn. Und dieser Schwarze, wer ist denn das?«

»Ein treuer Bursche, der vor mehr als einem Jahr schon nach Kanada ging. Nachdem er dort war, erfuhr er, daß sein Herr so ergrimmt war über seine Flucht, daß er seine arme alte Mutter auspeitschen ließ. Da ist er den ganzen Weg zurückgekommen, um sie zu trösten und eine Gelegenheit zu suchen, um sie mitzunehmen.«

»Ist ihm denn das gelungen?«

»Noch nicht. Er ist um das Gut herumgestrichen und fand noch keine Möglichkeit. Inzwischen begleitet er mich nach Ohio zu Freunden, die ihm helfen, und dann kehrt er nochmals zurück.«

»Gefährlich, höchst gefährlich!« sagte der alte Herr.

Georg richtete sich auf und lächelte verächtlich.

Der alte Mann musterte ihn von Kopf bis Fuß und konnte ein unschuldiges

Erstaunen nicht verbergen.

»Georg, du hast dich großartig verändert. Du trägst deinen Kopf hoch und sprichst und gehst wie ein anderer Mensch«, sagte er.

»Weil ich ein freier Mann bin«, erwiderte Georg stolz. »Ja, ich habe zum letztenmal in meinem Leben zu einem Menschen Gnädiger Herr< gesagt, jetzt bin ich frei.«

»Nimm dich in acht. Noch bist du nicht sicher. Noch können sie dich ergreifen.«

»Alle Menschen sind frei und gleich im Grabe, wenn es dazu kommt, Mr. Wilson.«

»Deine Kühnheit verschlägt mir tatsächlich den Atem. Geradewegs hier im ersten Gasthof abzusteigen!«

»Mr. Wilson, weil es so kühn ist und der Gasthof so nahe, werden sie nie darauf kommen. Sie suchen mich in weiter Ferne, und Ihr selbst hättet mich kaum erkannt. Jims Herr wohnt nicht in dieser Gegend, er ist hier völlig unbekannt. Außerdem hat man ihn aufgegeben, niemand sucht ihn mehr, und mich wird niemand nach dem Steckbrief entdecken.«

»Aber das Zeichen in deiner Hand?«

Georg streifte seinen Handschuh ab und zeigte eine frisch verheilte Narbe auf seiner Handfläche.

»Das ist ein Abschiedsgeschenk von Mr. Harris«, sagte er zornig. »Vor vierzehn Tagen ungefähr kam er auf den Gedanken, es mir zu verabreichen, es war ihm nicht geheuer mit mir. Sieht interessant aus, nicht wahr?« fügte er hinzu, den Handschuh wieder anziehend.

»Ich muß sagen, mir erstarrt das Blut in den Adern, wenn ich mir das ausmale, deine Lage und alle Gefahren!« entgegnete Mr. Wilson.

»Mir ist es viele Jahre in den Adern erstarrt, Mr. Wilson. Zur Zeit ist es beinahe am Kochen«, erwiderte Georg.

»Also, verehrter Mr. Wilson«, fuhr Georg nach kurzem Schweigen fort, »ich sah gleich, daß Ihr mich erkannt hattet. Da hielt ich es für das beste, Euch um diese Unterredung zu bitten, sonst hätten mich am Ende Eure erstaunten Blicke verraten. Ich werde morgen frühzeitig aufbrechen. Morgen abend gedenke ich sicher in Ohio zu schlafen. Ich werde bei Tageslicht reisen, in den besten Hotels einkehren und mit den Herren des Landes speisen. Lebt wohl, mein Herr. Solltet Ihr hören, daß man mich ergriffen hat, dann wißt Ihr, daß ich nicht mehr am Leben bin!«

Georg stand aufrecht wie ein Fels da und reichte dem alten Herrn die Hand mit der Gebärde eines Prinzen. Der freundliche, kleine alte Mann schüttelte sie herzlich, ergriff dann unter manchen Ermahnungen seinen Regenschirm und

verließ umständlich das Zimmer.

Georg blickte nachdenklich auf die Tür, die sich hinter dem alten Mann geschlossen hatte. Plötzlich schien ihn ein Gedanke zu durchzucken. Eilig hastete er zur Tür, öffnete sie und rief:

»Mr. Wilson, bitte noch auf ein Wort.«

Der alte Herr kam zurück, und Georg verriegelte die Tür abermals. Dann stand er noch einen Augenblick unentschlossen da, ehe er mit plötzlicher Anstrengung den Kopf hob:

»Mr. Wilson, Ihr habt Euch gegen mich immer als ein Christ erwiesen, darf ich Euch noch um einen letzten Beweis Eurer Nächstenliebe bitten?«

»Gewiß, Georg.«

»Ach, Ihr habt ja recht. Ich begebe mich in große Gefahr. Keine Seele wird es kümmern, wenn ich sterbe«, sprach er und holte tief Atem. Dann fuhr er mit Anstrengung fort. »Sie werden mich wie einen Hund verscharren, und keiner wird mir noch einen Gedanken widmen — außer meiner armen Frau. Armes Herz! Sie wird trauern und sich grämen. Wenn Ihr es vermöchtet, ihr diese kleine Nadel zu senden. Sie schenkte sie mir zu Weihnachten, das arme Kind. Gebt sie ihr und sagt ihr, ich hätte sie geliebt bis an mein Ende. Wollt Ihr das, wollt Ihr das tun?« fragte er in tiefem Ernst.

»Aber natürlich, mein armer Freund!« antwortete der alte Herr, die Nadel nehmend, seine Augen waren feucht und seine Stimme bebte.

»Und sagt ihr das eine: Es sei mein letzter Wunsch, wenn sie die Möglichkeit hat, nach Kanada zu gehen, mag ihre Herrin noch so freundlich und ihre Heimat noch so traut sein, sie soll nicht bleiben. Sklaverei führt stets ins Elend. Sagt Ihr, sie möge unseren Sohn als freien Mann erziehen, damit er nicht so leidet wie wir. Ihr werdet ihr das ausrichten, nicht wahr, Mr. Wilson?«

»Ja, Georg, ich richte es aus. Aber ich bin überzeugt, du wirst nicht sterben. Faß Mut, du bist ein tapferer Mensch. Vertraue auf Gott. Ich wünschte, du hättest es schon geschafft, obgleich — ich wünschte es aufrichtig.«

»Gibt es einen Gott, dem man vertrauen kann?« fragte Georg im Tone so bitterer Verzweiflung, daß der alte Mann aufhorchte. »Oh, ich habe mein Leben lang Dinge gesehen, die mich an einem Gott verzweifeln ließen. Ihr Christen wißt nicht, wie uns die Dinge erscheinen. Für euch gibt es einen Gott, gibt es auch einen für uns?«

»O Georg, so darfst du nicht sprechen, nicht doch, nicht doch«, beschwor ihn der alte Herr fast schluchzend. »Natürlich gibt es einen Gott. Wolken und Finsternis umgeben ihn, aber Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit sind seine Wohnungen. Es gibt einen Gott, Georg, glaube an ihn. Vertraue auf ihn, und er wird's wohlmachen. Alles wird gut enden, wenn nicht in diesem, dann im

ewigen Leben.«

Die echte Frömmigkeit und Güte des alten Mannes verliehen seinen Worten Würde und Gewicht, Georg unterbrach seine Wanderung im Zimmer und blieb gedankenvoll stehen, dann sprach er ruhig:

»Ich danke Euch für diese Worte, guter Freund, ich werde sie bewahren.«

12. Kapitel
Ein ausgewähltes Beispiel aus dem erlaubten Handel

Mr. Haley und Tom zuckelten in ihrem Wagen dahin, beide eine Zeitlang ihren eigenen Gedanken nachhängend.

Haley dachte vor allem an Toms Länge und Breite und Höhe, welchen Preis er wohl erzielen würde, wenn er ihn fett und in gutem Zustand auf den Markt brächte. Er dachte weiter an den Transport, den er zusammenstellen wollte, an den jeweiligen Wert all der Männer, Frauen und Kinder, die ihn bilden sollten, und an ähnliche geschäftliche Dinge. Dann dachte er an sich selber und wie human es war, daß, während andere Händler ihre Nigger an Hand und Fuß fesselten, er Tom nur Fußschellen angelegt und ihm den Gebrauch seiner Hände gelassen hatte, solange er sich gut benahm, und Mr. Haley seufzte bei dem Gedanken, wie undankbar doch die Menschen waren, daß er nicht einmal sicher sein konnte, ob Tom auch seine Wohltat zu würdigen wisse. Er hatte schon manchen Nigger begünstigt, und immer hatten sie ihn betrogen, es blieb ein wahres Wunder, daß er immer noch so gutmütig war.

Was Tom anging, so kreisten seine Gedanken immer wieder um die Worte eines alten Buches, welche lauteten: »Denn wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir. Darum schämt sich Gott nicht, zu heißen unser Gott, denn er hat uns eine Stätte zubereitet.« Diese Worte aus dem alten Buch, von unwissenden und einfachen Männern geschrieben, haben zu allen Zeiten auf die Gemüter armer, einfacher Menschen so wie Tom eine seltsame Macht ausgeübt. Sie rühren die Seele in ihrer Tiefe auf und erwecken wie mit Trompetenklang Mut und Begeisterung, wo vorher nichts war als nackte Verzweiflung.

Mr. Haley zog aus seiner Tasche einige zerknüllte Zeitungen hervor und vertiefte sich in die Anzeigen. Da er das Lesen nicht gerade fließend beherrschte, war es seine Gewohnheit, jeden Text halblaut vor sich hin zu murmeln, damit seine Ohren ihm bestätigten, was seine Augen lasen. So las er langsam folgenden Wortlaut:

»Nachlaßversteigerung — Negersklaven — Auf gerichtlichen Befehl werden Dienstag, am 20. Februar, vor dem Gerichtsgebäude in Washington — Kentucky, folgende Neger verkauft: Hagar, 60 Jahre; John, 30 Jahre; Ben, 21 Jahre; Saul, 25 Jahre; Albert, 14 Jahre. Verkauft im Interesse der Gläubiger und

Erben des Gutes von Jesse Blutchford, Esq.

Samuel Morris, Thomas Flint, Testamentsvollstrecker.«

»Die muß ich mir ansehen«, sagte er zu Tom, aus Mangel an anderen Gesprächspartnern. »Weißt du, ich werde einen erstklassigen Transport zusammenstellen, den nehmen wir mit nach Süden. Dann hast du Gesellschaft, das macht die Sache angenehmer und unterhaltender für dich. Wir fahren stracks nach Washington, da steck' ich dich solange ins Gefängnis, während ich meine Geschäfte erledige.«

Tom nahm diese erfreuliche Nachricht in Demut auf. Er fragte sich nur in seinem schlichten Herzen, wie viele dieser unglücklichen Männer auch Frauen und Kinder hätten und ob sie sich auch so grämten, sie verlassen zu müssen wie er. Auch ließ es sich nicht leugnen, daß den armen Mann die unverblümte Ankündigung, ins Loch gesteckt zu werden, keineswegs beglückte. Er hatte sich immer etwas eingebildet auf seinen ehrlichen und rechtschaffenen Lebenswandel. Ja, es ist nicht zu verheimlichen, Tom war stolz auf seine Ehrlichkeit — der arme Kerl, worauf sollte er sonst stolz sein? Der Tag verstrich, und der Abend sah beide wohlbehalten in Washington untergebracht, den einen im Gasthaus, den anderen im Gefängnis.

Am nächsten Tage, gegen elf Uhr vormittags, versammelte sich eine bunte Gesellschaft vor den Stufen des Gerichtsgebäudes, rauchend, Tabak kauend, fluchend und schwatzend, entsprechend dem jeweiligen Geschmack — warteten sie alle zusammen auf den Beginn der Versteigerung. Die Männer und Frauen, die zum Verkauf bestimmt waren, saßen in einer Gruppe für sich und unterhielten sich leise. Die Frau, die man unter dem Namen Hagar angezeigt hatte, war nach Gestalt und Antlitz eine echte Afrikanerin, sie mochte sechzig Jahre sein, aber harte Arbeit und Krankheit ließen sie älter erscheinen, sie war halb blind und gichtgekrümmt. Neben ihr stand ihr letzter und einziger Sohn. Albert, ein aufgeweckter, kleiner Bursche von vierzehn Jahren. Der Knabe war der einzige Überlebende einer großen Familie, von denen alle der Reihe nach auf südlichen Märkten verkauft worden waren. Die Mutter klammerte sich an ihn mit zitternden Händen und blickte gespannt auf jeden, der vorüberkam und den Jungen prüfend musterte.

»Hab' keine Angst, Tante Hagar«, sagte der Älteste der Schar. »Ich habe mit Herrn Thomas gesprochen, und er sagte, er wolle versuchen, euch zusammen zu verkaufen.«

»Sie brauchen nicht zu denken, ich sei alt und abgerackert«, sagte sie und hob zitternd die Hände hoch. »Ich kann noch kochen und scheuern und waschen. Ich bin meinen Preis noch wert, wenn er nicht zu hoch ist. Sagt es den Leuten, sagt es ihnen«, fügte sie dringend hinzu.

Jetzt trat Haley unter die Gruppe, schritt auf den alten Mann zu, sperrte ihm den Mund auf, sah hinein, befühlte die Zähne, hieß ihn dann aufstehen, sich recken und bücken und verschiedene Übungen ausführen, um seine Muskelkraft zu zeigen. Sodann schritt er zum nächsten und ließ ihn dieselbe Handlung vollziehen. Zuletzt kam er zu dem Jungen, dem er die Arme befühlte, die Hände geradebog und die Finger betrachtete, dann ließ er ihn springen, um seine Gewandtheit zu prüfen.

»Er wird nicht verkauft ohne mich«, sagte die Alte mit leidenschaftlichem Nachdruck. »Er und ich gehen zusammen. Ich bin baumstark, gnädiger Herr, und kann noch mächtig schaffen, mächtig, gnädiger Herr.«

»Auf der Plantage?« entgegnete Haley mit geringschätzigem Blick, »kaum glaubwürdig.« Und, als sei er befriedigt mit seiner Musterung, löste er sich aus der Menge und blieb, die Hände in den Taschen, die Zigarre im Mund und den Hut auf die Seite geschoben, abwartend stehen. Er hatte die Wahl getroffen.

»Was haltet Ihr davon?« fragte ein Mann, der Haleys Prüfung genau verfolgt hatte, als ob er sich danach zu richten gedachte.

»Na«, sagte Haley ausspuckend. »Ich werde auf den jüngeren Mann bieten und auf den Jungen.«

»Sie wollen den Jungen und die Alte zusammen verkaufen«, sagte der Mann.

»Das wird schwer halten. Sie ist ja der reine Kleiderständer — ihr Salz nicht wert.«

»Ihr würdet sie nicht nehmen?«

»Ich bin doch nicht verrückt. Sie ist halb blind, gichtgekrümmt und im Kopf nicht richtig.«

»Manche nehmen gerade diese alten Weiber und sagen, sie taugen mehr als man denkt«, sagte der Mann nachdenklich.

»Lohnt sich nicht«, versetzte Haley, »nehme sie nicht geschenkt. Ich habe sie angesehen, das genügt mir.«

»Tut mir leid, wenn man sie nicht mit dem Bengel zusammen nimmt. Scheint doch sehr an ihm zu hängen. Man will sie billig ablassen.«

»Wer sein Geld verschleudern will, soll es tun. Ich werde auf den Jungen bieten als Plantagen–Neger. Die Alte kommt gar nicht in Frage, und wenn man sie mir nachwirft.«

»Sie wird sich's bös zu Herzen nehmen.«

»Natürlich wird sie«, sagte Haley ungerührt.

Hier wurde die Unterhaltung unterbrochen, der allgemeine Lärm verstärkte sich, und der Versteigerer, ein stämmiger, gewichtiger und geschäftiger Mann, bahnte sich mit beiden Ellenbogen den Weg durch die Menge. Das alte Weib

atmete schwer und griff unwillkürlich nach ihrem Sohn.

»Bleib bei Mammi, Albert, bleib dicht hier. Sie müssen uns zusammen ausbieten.«

»O Mammi, ich fürchte, sie tun es nicht«, sagte der Junge.

»Sie müssen, Kind, wie soll ich leben ohne dich?« erwiderte heftig die Alte.

Mit lauter Stimme forderte der Versteigerer die Kauflustigen auf, Platz zu machen, die Versteigerung könne beginnen. Ein Platz wurde geräumt, und das Bieten hob an. Die verschiedenen Leute gingen bald zu Preisen ab, die eine starke Nachfrage verrieten, zwei von ihnen fielen Haley zu.

»Jetzt kommst du dran, Kleiner«, sagte der Versteigerer und puffte den Jungen mit dem Hammer, »komm her und zeig, wie du springen kannst.«

»Nimm uns beide zusammen, bitte gnädiger Herr, nimm uns beide«, flehte die Alte und hielt den Jungen fest.

»Laß los«, sagte der Mann barsch und stieß ihre Hände weg. »Du kommst zuletzt dran. Nun los, Kerl, spring!« Und damit schob er den Jungen auf den Klotz, während ein tiefes Stöhnen in seinem Rücken ertönte. Der Junge zögerte und sah zurück, aber es blieb ihm keine Zeit; sich die Tränen aus den großen, hellen Augen wischend, sprang er hinauf.

Seine gute Figur, seine flinken Glieder und sein aufgewecktes Gesicht erregten sogleich starkes Interesse; ein halb Dutzend Angebote schwirrten dem Versteigerer sofort um die Ohren. Ängstlich und halb erschrocken blickte der Junge von einem zum anderen, als er die aufeinanderplatzenden Angebote hörte, bis der Hammer fiel. Haley hatte ihn erstanden. Man schob ihn von dem Klotz hinunter seinem neuen Herrn zu, aber er stockte und sah sich nach seiner alten Mutter um, die die zitternden Arme nach ihm ausstreckte.

»Kauft mich auch, Herr, um Christi Barmherzigkeit — kauft mich–ich sterbe sonst auf der Stelle.«

»Du würdest sterben, wenn ich es täte, das ist der Haken«, sagte Haley, — »nein!« und er drehte sich auf dem Absatz um.

Die Versteigerung der armen Alten ging schnell vor sich. Der Mann, der mit Haley gesprochen hatte, schien doch ein Herz zu haben: er kaufte sie für einen Pfifferling, und die Zuschauer begannen sich zu verlaufen.

Die armen Opfer der Versteigerung, die jahrelang auf einem Gut zusammen gelebt hatten, scharten sich um die verzweifelte alte Mutter, deren Seelenpein herzzerreißend mitanzusehen war.

»Konnten sie mir nicht den einen lassen? Der Herr hat immer gesagt, den einen dürfte ich behalten, nur den einen«, wiederholte sie immer wieder mit gebrochener Stimme.

»Vertrau auf Gott, Tante Hagar«, sprach einer der Leute bekümmert.

»Was habe ich davon?« fragte sie und weinte bitterlich.

»O Mutter, nicht doch, nicht doch«, sagte der Junge. »Sie sagen, du kriegst einen guten Herrn.«

»Das ist mir gleich, das ist mir gleich. O Albert, mein Sohn, du bist mein letztes Kind, o Gott, wie soll ich das ertragen?«

»Kommt, jagt sie fort, einer von euch«, sagte Haley trocken, »es schadet ihr, wenn sie sich so aufregt.«

Die älteren Männer in der Gesellschaft bewogen die arme Alte teils durch Überredung, teils durch Gewalt, ihren verzweifelten Widerstand aufzugeben, mit vielen tröstenden Worten brachten sie sie zu dem Wagen ihres neuen Herrn.

»Los«, rief Haley und schob seine drei neugekauften Neger zusammen; er zog ein Bündel Handschellen hervor, die er um ihre Handgelenke schloß, befestigte jede Handschelle an einer langen Kette und trieb die Neger vor sich her zum Gefängnis.

Einige Tage später sah man Haley mit seinen neuerworbenen Sklaven sicher an Bord eines Flußdampfers. Es war der Anfang seines großen Transportes, der sich unterwegs durch weitere Einkäufe, teils durch ihn, teils durch seine Agenten längs der Küste, ständig vergrößerte.

Der Dampfer >La belle Riviere< war ein schönes und stattliches Schiff, unter strahlendem Himmel schwamm es munter stromabwärts, die Flagge mit den Streifen und Sternen des freien Amerika flatterte lustig im Winde; Soldaten mischten sich unter die wohlgekleideten Herren und Damen, die an Deck auf und ab spazierten und den herrlichen Tag genossen. Alle waren voll schäumenden Lebens, strahlend und froh, alle außer Haleys Negertrupp, den man mit anderem Frachtgut auf dem Zwischendeck verstaute. Keiner von ihnen schien die Schönheit zu beachten, als sie da zusammenhockten und leise miteinander sprachen.

»Hört mal, Leute«, sagte Haley, mit raschen Schritten hinzukommend, »ich hoffe, ihr laßt mir nicht den Kopf hängen. Immer munter. Nur nicht schlecht gelaunt. Haltet die Ohren steif, Burschen, steht ihr zu mir, steh ich zu euch.«

So angeredet, erwiderten die Leute ihr unvermeidliches »Ja, Herr«, das seit Jahrhunderten das Losungswort des armen Afrika ist. Aber es ließ sich nicht verhehlen, keiner von ihnen sah heiter aus. Sie grämten sich um ihre Frauen, Mütter, Schwestern und Kinder, die sie zum letztenmal gesehen hatten. So schnell ließ sich da keine Heiterkeit kommandieren.

»Ich habe ein Weib«, sprach einer mit Namen John und legte seine gefesselte Hand auf Toms Knie, »und sie weiß noch gar nichts, das arme Mädchen!«

»Wo wohnt sie denn?« fragte Tom.

»In einem Gasthaus, ein Stück flußab«, antwortete John. »Ich wollte, ich könnte sie noch einmal sehen auf dieser Welt«, setzte er hinzu.

Armer John! Die Tränen, die er beim Sprechen vergoß, flossen ihm so natürlich die Wangen herab wie einem weißen Mann. Tom seufzte aus beklommenem Herzen und versuchte, so gut er konnte, zu trösten.

Und über ihnen, in Kabinen, da saßen Eltern, Männer und Frauen. Um sie sprangen fröhliche Kinder. Dort gab es keine Sorgen und keinen Kummer.

»O Mammi«, sagte ein Junge, der gerade von unten heraufkam, »da ist ein Negerhändler an Bord, er hat dort unten vier oder fünf Sklaven.« »Arme Menschen«, erwiderte die Mutter halb entrüstet, halb bekümmert.

»Was gibt's denn?« fragte eine andere Dame.

»Unten sind ein paar arme Sklaven«, antwortete die Mutter.

»Und sie liegen in Ketten«, sagte der Junge.

»Welche Schande für das ganze Land, so etwas mitanzusehen«, meinte die andere Dame.

»Oh, die Sache hat durchaus ihre zwei Seiten«, sagte eine vornehme Dame, die vor der Tür ihrer Kabine saß und handarbeitete, während ihre zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, neben ihr spielten. »Ich komme aus dem Süden und muß sagen, die Neger haben es da besser, als wenn sie frei wären.«

»In mancher Hinsicht geht es gewiß einigen ganz gut«, sagte die Dame, der die Antwort gegolten hatte. »Das Schrecklichste an der Sklaverei ist meiner Ansicht die Art, wie man auf den Neigungen und Gefühlen der Armen herumtrampelt, wie man die Familien zum Beispiel auseinanderreißt.«

»Das ist zweifellos nicht richtig«, stimmte die erste Dame eifrig zu, sie hielt ein Babyröckchen in die Höhe, das sie gerade fertiggestellt hatte, und musterte die Stickerei. »Aber ich bin sicher, das kommt nur selten vor.«

»Weit gefehlt«, sagte die erste Dame nachdrücklich. »Ich habe viele Jahre sowohl in Kentucky wie in Virginia gelebt, was ich gesehen habe, kann einem das Herz umdrehen. Stellen Sie sich vor, Madam, man nähme Ihre lieben Kinder dort und verkaufte sie?«

»Wir können Leute dieser Klasse nicht nach unseren Gefühlen beurteilen«, sagte die andere Dame und sortierte die Seidenfäden auf ihrem Schoß.

»Wahrhaftig, Madam, wenn Sie so sprechen können, haben Sie keine Ahnung von den Negern«, antwortete die erste Dame mit großer Wärme. »Ich bin unter Negern geboren und erzogen worden. Ich weiß, sie fühlen so heiß wie wir, vielleicht noch heißer — «

Die Dame sagte: »Tatsächlich?«, gähnte und blickte zum Kabinenfenster hinaus, um abschließend ihre anfängliche Bemerkung zu wiederholen: »Letzten Endes geht es ihnen besser, als wenn sie frei wären.«

»Zweifellos ist es der Wille der Vorsehung, die afrikanische Rasse in Knechtschaft und Niedrigkeit verharren zu lassen«, sagte ein feierlich aussehender Herr in Schwarz, ein Geistlicher, der neben der Kabinentür saß. »Verflucht sei Kanaan und sei ein Knecht aller Knechte, sagt die Heilige Schrift.«

»Legt man den Text wirklich so aus?« fragte ein langer Mann, der daneben stand.

»Zweifellos. Aus unerklärlichem Grunde hat es der Vorsehung gefallen, diese Rasse vor Jahrhunderten in Bande zu schlagen, daran dürfen wir nicht rütteln.«

»Na, dann können wir ja alle darangehen und lustig Neger kaufen, wenn die Vorsehung es so haben will — nicht wahr, Meister?« sagte der lange Mann zu Haley gewandt, der mit den Händen in den Taschen neben dem Ofen gestanden hatte und der Unterhaltung aufmerksam gefolgt war.

»Ja«, fuhr er fort, »wir müssen uns alle dem Willen der Vorsehung fügen. Nigger müssen halt verkauft, vertauscht und unterdrückt werden, dazu sind sie da. So verstanden sind das schöne Ansichten, nicht wahr, Herr?« sagte er wiederum zu Haley.

»Da kenne ich mich nicht aus«, antwortete Haley. »Ich kann das selbst nicht behaupten, da bin ich zu ungebildet. Ich trat in den Sklavenhandel ein, um mir meinen Unterhalt zu verdienen; wenn es unrecht ist, so habe ich die Absicht, es noch rechtzeitig zu bereuen, versteht Ihr.«

»Aber nun werdet Ihr Euch die Mühe sparen, was?« sagte der lange Mann. »Es lohnt sich, wenn man die Heilige Schrift kennt. Hättet Ihr Eure Bibel studiert wie dieser gute Mann, hättet Ihr Euer Gewissen beruhigen können. Ihr hättet nur zu sagen brauchen >Verflucht sei< - wie hieß es doch? — , dann wäre alles in Ordnung gewesen.« Und der Fremde, der niemand anders war als der ehrliche Pferdezüchter, den wir unseren Lesern in dem Kentuckywirtshaus vorstellten, setzte sich hin und fing an zu rauchen, ein spöttisches Lächeln auf seinem Gesicht.

Jetzt mischte sich ein hochgewachsener, junger Mann, mit einem Gesicht, das Intelligenz und Mitgefühl verriet, in die Unterhaltung und sprach die Worte: »Was du willst, das dir die Leute tun, das tu du ihnen auch!« »Ich sollte meinen«, setzte er hinzu, »das steht ebenso gut in der Heiligen Schrift wie >Verflucht sei Kanaan<.«

»Na, der Text scheint mindestens ebenso eindeutig zu sein«, sagte John, der Pferdezüchter, »wenigstens für solch arme Teufel wie wir«, und John rauchte wie ein Vulkan.

Der junge Mann hielt inne und sah aus, als wollte er noch weiter sprechen,

als plötzlich der Dampfer anhielt und die ganze Gesellschaft wie üblich an die Reling stürzte, um zu sehen, wo man anlegte.

»Sind die beiden Pastoren?« fragte John im Hinausgehen einen der Männer. Der Mann nickte.

Als der Dampfer anhielt, kam ein schwarzes Weib in heller Aufregung die Planke heraufgestürzt, warf sich in die Menge, flog zum Sklavenstand, umhalste mit beiden Armen den unglücklichen Kaufartikel, den man zuvor mit - >John, dreißig Jahre alt< bezeichnet hatte, und begrüßte ihn unter Tränen und Schluchzen als ihren Ehemann.

Aber was brauchen wir diese herzergreifende Geschichte zu erzählen, die jeder Tag aufs neue erzählt — von den Schwachen, die gebrochen und getreten werden zum Nutzen und Gewinn der Starken! Da bedarf es keiner Worte mehr — jeder Tag meldet sie uns–meldet sie auch dem Ohr des Einen, der nicht taub ist, wenn er auch lange schweigt.

Der junge Mann, der vorhin für die Sache Gottes und der Menschlichkeit gesprochen hatte, hatte die Arme über die Brust gekreuzt und sah der Szene zu. Als er sich abwandte, entdeckte er Ha–ley neben sich. »Mein Freund«, sagte er und sprach bewegten Herzens, »wie könnt Ihr es, wie dürft Ihr es wagen, einen solchen Handel zu treiben? Da seht die armen Menschen! Und ich stehe hier und freue mich von Herzen, daß ich heimkomme zu Weib und Kind, dieselbe Glocke aber, die für mich ein Signal ist, daß ich ihnen immer näherkomme, wird diese armen Eheleute für immer voneinander trennen. Verlaßt Euch darauf, Gott wird Euch hierfür einst zur Rechenschaft ziehen.«

Der Händler drehte sich schweigend um.

»Das kann man sagen«, erklärte der Pferdehändler und faßte ihn am Ellbogen, »das ist aber ein Unterschied zwischen diesen Pastoren, nicht wahr? >Verflucht sei Kanaan< scheint dieser nicht durchzulassen, was?«

Haley brummte unwirsch.

»Das will noch nichts besagen«, fuhr John fort, »vielleicht läßt es der Herrgott auch nicht durchgehen, wenn er einst mit Euch abrechnet, wie er es ja vermutlich mit uns allen vorhat.«

Haley wanderte nachdenklich auf die andere Seite des Dampfers.

»Wenn ich bei den nächsten Transporten einen hübschen Pfennig zur Seite legen kann«, überlegte er, »werde ich dieses Geschäft wohl aufgeben müssen, es wird ja geradezu gefährlich.« Und er zog sein Notizbuch hervor und fing an, seinen Gewinn zu überschlagen–eine Beschäftigung, mit der auch andere Leute schon ihr schlechtes Gewissen zu beruhigen verstanden.

Der Dampfer stieß stolz vom Ufer ab, und das Leben an Bord nahm wieder fröhlich seinen Verlauf. Die Männer schlenderten plaudernd einher, lasen und

rauchten. Die Frauen machten Handarbeiten, die Kinder spielten, und der Dampfer zog auf seiner Bahn dahin.

Eines Tages, als er für längeren Aufenthalt bei einer kleinen Stadt in Kentucky anlegte, begab sich Haley in den Ort, um geschäftliche Dinge zu erledigen. Tom, dessen Fesseln ihm eine gewisse Bewegungsfreiheit gestatteten, war an die Reling getreten und blickte trübselig auf das Ufer. Nach einer Weile sah er den Händler eiligen Schrittes in Begleitung einer farbigen Frau zurückkehren, die ein kleines Kind auf dem Arm trug. Sie war ganz ordentlich gekleidet, und ein Neger trug ihr einen kleinen Koffer nach. Die Frau schritt fröhlich einher, sprach mit dem Mann, der ihr den Koffer trug, und gelangte über die Planke auf das Schiff. Die Glocke tönte, der Dampfer tutete, die Maschinen stöhnten keuchend, und weiter ging die Fahrt flußabwärts.

Die Frau suchte sich einen Platz zwischen den Kisten und Ballen des Zwischendecks, ließ sich nieder und fing an, ihr Kind zu herzen.

Haley machte ein-, zweimal die Runde um den Dampfer, kam dann heran, setzte sich zu ihr und teilte ihr halblaut in gleichgültigem Tone etwas mit.

Tom gewahrte bald, daß sich die Stirn der jungen Frau umwölkte und daß sie hastig und mit großer Heftigkeit antwortete.

»Das glaube ich nicht — das kann ich nicht glauben!« hörte er sie sagen. »Ihr wollt mich nur zum Narren halten.«

»Wenn du es nicht glaubst, sieh her!« sagte der Mann und zog ein Papier hervor. »Dies ist der Kaufkontrakt und darunter steht der Name deines Herrn, und ich habe gutes, bares Geld dafür bezahlt, daß du es nur weißt — also!«

»Ich glaube nicht, daß der Herr mich so betrogen hat; das kann nicht stimmen!« sagte die Frau in steigender Erregung.

»Da kannst du hier jeden fragen, der lesen kann. Hier!« sagte er zu einem Mann, der vorüberkam. »Lest das doch einmal. Das Mädchen will mir nicht glauben, wenn ich ihr sage, was darin steht!«

»Na, das ist ein Kaufvertrag, unterzeichnet von John Fosdick«, sagte der Mann, »der Euch das Mädchen Lucy mit ihrem Kind abtritt. Soweit ich sehe, ist das alles klar.«

Der leidenschaftliche Widerspruch der Frau lockte eine schaulustige Menge herbei, der der Händler kurz den Grund ihrer Erregung mitteilen mußte.

»Er hat mir gesagt, daß ich nach Louisville käme und in demselben Wirtshaus, wo mein Mann beschäftigt ist, einen Posten als Köchin bekäme — das hat mir mein Herr gesagt, mit eigenen Worten; und ich kann nicht glauben, daß er mich angelogen hat«, sagte die Frau.

»Aber er hat dich verkauft, arme Frau, da besteht kein Zweifel«, sagte ein gutmütiger Mann, der die Papiere überflogen hatte; »daran läßt sich nicht drehen

und deuteln.«

»Dann hat auch alles Reden keinen Zweck«, erklärte die Frau und wurde plötzlich ganz ruhig. Ihr Kind fest in die Arme schließend, setzte sie sich auf ihre Kiste, kehrte sich ab und starrte bedrückt auf das Wasser.

»Scheint es sich nicht weiter zu Herzen zu nehmen«, meinte der Händler. »Das Mädel hat Verstand.«

Die Frau sah gefaßt aus, während der Dampfer weiterfuhr. Ein leichter, weicher Sommerwind glitt wie ein mitfühlender Geist um ihre Stirn — der sanfte Wind, der niemals fragt, ob die Stirn, die er umfächelt, schwarz oder weiß ist. Und sie sah den hellen Sonnenschein in goldenen Wellen auf dem Wasser glänzen und hörte die heiteren Stimmen, sorglos und unbeschwert, um sich in der Runde plaudern; aber ihr war das Herz schwer, als sei ein großer Stein darauf gefallen. Das Baby richtete sich empor und streichelte ihr mit seinen Händchen die Wangen. Es zappelte, es krähte und plapperte und schien auf alle Weise seine Mutter ermuntern zu wollen. Sie drückte es plötzlich heftig an sich, nahm es in die Arme und ließ langsam eine Träne nach der anderen auf sein verwundertes, ahnungsloses Gesichtchen fallen, allmählich schien sie sich etwas zu beruhigen und machte sich daran, es zu stillen und zu versorgen.

Das Kind, ein Junge von zehn Monaten, war ungewöhnlich groß und stark für sein Alter und von sehr kräftigen Gliedern. Es hielt nicht einen Augenblick still, seine Mutter hatte alle Hände voll zu tun, es zu hüten.

»Das ist aber ein feines Kerlchen«, sagte ein Mann, der plötzlich vor ihr stehenblieb, beide Hände in den Taschen. »Wie alt ist er?«

»Zehn und einen halben Monat«, antwortete die Mutter, und Stolz leuchtete aus ihren Augen.

Der Mann pfiff dem Kleinen und hielt ihm eine Zuckerstange hin, nach der er eifrig angelte, um sie alsbald in dem allgemeinen Aufbewahrungsort der kleinen Kinder, nämlich im Munde, verschwinden zu lassen.

»Großartiges Bürschchen!« sagte der Mann. »Der weiß, was er will.« Und er pfiff wieder und ging dann weiter. Als er an der anderen Schiffsseite anlangte, stieß er auf Haley, der rauchend über einem Haufen Kisten lehnte.

Der Fremde zog ein Streichholz hervor, zündete sich eine Zigarre an und sagte dabei: »Nettes Mädel habt Ihr da.«

»Ja, ich glaube, sie ist nicht übel«, antwortete Haley und blies den Rauch aus dem Mund.

»Nehmt Ihr sie hinunter in den Süden?« fragte der Mann. Haley nickte und rauchte schweigend.

»Als Plantagenhilfe?« fragte der Mann.

»Nun«, sagte Haley, »ich habe den Auftrag für eine Plantage auszuführen,

und dabei kann ich sie wohl unterbringen. Sie behauptet ja, sie sei eine gute Köchin; sie können sie dafür einsetzen oder zum Baumwollpflücken nehmen. Dafür hat sie die richtigen Finger, ich habe sie mir angesehen. So oder so, die verkauft sich gut.« Und Haley widmete sich aufs neue seiner Zigarre.

»Den Kleinen werden sie auf der Plantage kaum gebrauchen können«, fing der Mann wieder an.

»Den werde ich bei der nächsten Gelegenheit verkaufen«, entgeg–nete Haley und zündete sich eine neue Zigarre an.

»Wahrscheinlich werdet Ihr ihn preiswert ablassen«, sagte der Fremde, bestieg eine der Kisten und ließ sich darauf nieder.

»Das will ich nicht sagen«, erwiderte Haley; »es ist ein besonders hübsches Kind — gerade, dick und kräftig; das Fleisch so fest wie ein Ziegelstein!«

»Stimmt schon, aber es bleiben die Scherereien und die Kosten des Aufziehens.«

»Unsinn!« sagte Haley. »Das zieht sich so mühelos auf wie alles Lebendige; das macht nicht mehr Umstände als junge Hunde. In einem Monat wird das Kerlchen laufen können.«

»Ich hätte eine gute Gelegenheit, es aufzuziehen«, sagte der Mann. »Eine Köchin bei mir verlor ihr Kleines vorige Woche — ertrank im Waschzuber, während sie draußen Wäsche aufhing — und ich denke, es wäre nicht schlecht, wenn ich ihr diesen Kleinen mitbrächte.«

Haley und der Fremde rauchten eine Weile schweigend, niemand schien gewillt, die strittige Frage anzuschneiden. Schließlich hub der Mann wieder an:

»Ihr werdet nicht mehr als zehn Dollar für den Kleinen verlangen, wo Ihr ihn doch losschlagen müßt.«

Haley schüttelte den Kopf und spuckte bedeutungsvoll aus.

»So geht das auf keinen Fall«, sagte er und rauchte weiter.

»Also Fremder, was verlangt Ihr denn?«

»Na, seht her«, sagte Haley. »Ich könnte das Kerlchen ja selber aufziehen oder aufziehen lassen; es ist ungewöhnlich hübsch und gesund, in einem halben Jahr brächte er mir schon hundert Dollar; und in ein, zwei Jahren bereits zweihundert, wenn ich es nur geschickt anstellte; also werde ich jetzt nicht einen Cent unter fünfzig Dollar ablassen.«

»O Fremder! Das ist ja zum Lachen!« sagte der Mann.

»Tatsache«, erwiderte Haley mit entschlossenem Kopfnicken.

»Ich werde dreißig für ihn geben«, sagte der Fremde.

»Na, dann werde ich Euch sagen, was ich tun will«, sprach Haley und spuckte mit erneuter Entschlossenheit aus. »Ich werde die Differenz teilen und fünfundvierzig sagen, weiter kann ich Euch nicht entgegenkommen.«

»Gut, abgemacht!« antwortete der Mann nach einer Pause.

»Erledigt!« sagte Haley. »Wo landet Ihr?«

»In Louisville.«

»Louisville«, wiederholte Haley. »Sehr schön. Dann kommen wir bei Einbruch der Dunkelheit an. Da schläft der Kleine — geht alles in Butter — man nimmt ihn leise — ohne Geschrei — macht sich großartig — ich erledige gern alles im stillen — Lärm und Aufregung sind mir verhaßt.« Nachdem einige Banknoten aus der Tasche des Mannes in die des Händlers gewandert waren, nahm dieser seine Zigarre wieder auf.

Es war ein heller ruhiger Abend, als der Dampfer an der Landestelle von Louisville anlegte. Die Frau hatte mit dem Kind im Arm, das jetzt in tiefem Schlummer lag, still dagesessen. Als sie den Namen der Stadt ausrufen hörte, legte sie das Kind hastig in eine kleine Wiege, die sie sich in dem Zwischenraum zweier Kisten zurechtgemacht hatte, nicht ohne vorher ihren Mantel daruntergebreitet zu haben, und dann eilte sie an die Reling in der Hoffnung, daß sie unter den verschiedenen Hoteldienern an der Landungsstelle ihren Mann entdecken könnte. In dieser Hoffnung drängte sie sich an das äußerste Geländer, lehnte sich weit hinüber und sah sich die Augen aus nach den Menschen am Ufer. Die Menge hatte sich zwischen sie und das Kind geschoben.

»Jetzt ist der rechte Augenblick«, sagte Haley, nahm das schlafende Kind auf und übergab es dem Fremden. »Weckt ihn ja nicht auf, sonst fängt er an zu schreien, und es gibt einen Höllenspektakel mit dem Mädchen.« Der Mann nahm das Bündel vorsichtig entgegen und war bald in der Menge verschwunden, die zur Landungsstelle drängte.

Als sich der Dampfer keuchend, pustend und stöhnend vom Kai entfernte und langsam seine Fahrt stromabwärts aufnahm, kehrte die Frau zu ihrem alten Platz zurück. Dort saß der Händler — das Kind war verschwunden!

»Warum, warum — wohin?« stammelte sie in bestürzter Überraschung.

»Lucy«, sagte der Händler, »dein Kind ist fort, du magst es nur gleich erfahren. Siehst du, du konntest es nicht mit in den Süden nehmen, und ich hatte Gelegenheit, es an eine erstklassige Familie zu verkaufen, die wird es besser aufziehen, als du es kannst!«

Die Frau schrie nicht, der Schuß hatte zu unmittelbar ihr Herz getroffen, Tränen und Geschrei halfen ihr nicht mehr.

Ganz betäubt setzte sie sich nieder. Schlaff ließ sie die Hände sinken. Ihre Augen starrten vor sich hin, aber sie sprach nichts. Der ganze Lärm, die Unruhe auf dem Schiff, das Stöhnen der Maschinen drangen an ihr Ohr; das arme schmerzerstarrte Herz hatte keine Tränen, keine Klage, seinen grenzenlosen Jammer zu äußern. Sie war ganz ruhig.

»Ich weiß, zuerst erscheint es sehr hart, Lucy«, sagte er, »aber so ein flottes, verständiges Mädchen wie du läßt sich nicht unterkriegen. Du wirst einsehen, daß es nötig war und nicht zu ändern ist!«

»Oh! Hört auf, Herr, hört auf!« bat die Frau mit erstickter Stimme.

»Du bist doch ein schmuckes Mädchen, Lucy«, fuhr er hartnäckig fort. »Ich meine es doch gut mit dir und will dir einen guten Posten stromabwärts besorgen, da wirst du bald einen neuen Mann finden — so ein stattliches Mädchen wie du — «

»O Herr, wenn Ihr nur jetzt nicht reden wolltet!« sagte die Frau mit einer Stimme von solch ergreifender Seelenqual, daß selbst der Händler spürte, hier war seine gewöhnliche Taktik fehl am Platze. Er erhob sich, und die Frau wandte sich und vergrub ihr Gesicht in ihrem Mantel.

Der Händler schritt eine Weile auf und ab, hielt gelegentlich inne und betrachtete sie.

»Nimmt es sich doch zu Herzen«, überlegte er, »wenn sie auch still ist; - mag sie sich grämen, mit der Zeit wird sie schon zu sich kommen.«

Tom hatte den ganzen Vorgang mitangesehn. Er kam heran und versuchte, sie zu trösten, aber sie stöhnte nur. In aufrichtiger Trauer, wobei ihm selber die Tränen über die Backen liefen, sprach er von dem liebevollen Herzen im Himmel, von Jesus, der mitleidet, und von der ewigen Heimat, aber ihr Ohr war betäubt in seinem Schmerz, und ihr Herz hatte kein Gefühl außer seiner namenlosen Qual.

Die Nacht brach herein — die ruhige, unbewegte herrliche Nacht, die mit ungezählten feierlichen Engelsaugen, schön und funkelnd herniederstrahlte. Aus diesem fernen Himmel drang kein Wort, keine Rede, keine mitleidige Stimme, keine helfende Hand. Eine nach der anderen erstarben die geschäftigen, die fröhlichen Stimmen; auf dem Dampfer schlief alles, deutlich schlugen die Wellen gegen den Bug. Tom streckte sich auf einer der Kisten aus. Im Liegen hörte er ab und zu das unterdrückte Schluchzen des verzweifelten Geschöpfs. — »Ach! Was soll ich nur machen! — O Herrgott, erbarme dich!«, so klang es fort, bis das Gemurmel verstummte.

Um Mitternacht fuhr Tom erschrocken aus seinem Schlummer auf. Etwas Schwarzes glitt rasch an ihm vorbei, zur Schiffsseite hin, und er hörte ein Plätschern im Wasser. Niemand sonst hatte etwas gesehen oder gehört. Tom hob den Kopf — der Platz der Frau war leer. Er erhob sich und spähte vergeblich umher. Das arme blutende Herz hatte endlich seine Ruhe gefunden, und der Strom rauschte und glitzerte so hell, als ob er sich erst gerade über ihm geschlossen hätte.

Der Händler erwachte frisch und frühzeitig und kam herauf, um nach seiner

Menschenherde zu sehen.

»Wo, zum Kuckuck, ist das Mädchen?« sagte er zu Tom.

Tom, der die Weisheit des Schweigens gelernt hatte, fühlte keine Veranlassung, seinen Verdacht und seine Beobachtungen preiszugeben, und erklärte, er wüßte es nicht.

»Sie konnte sich in der Nacht bestimmt nicht davonstehlen an den Landeplätzen, denn ich war wach und stand auf der Lauer, wenn der Dampfer hielt. Das ist ein Amt, das ich niemand anderem überlasse.«

Diese Mitteilung war vertraulich an Tom gerichtet, als sei sie für ihn von besonderem Interesse. Tom gab keine Antwort.

Der Händler durchsuchte das Schiff von vorn bis hinten, er blickte zwischen die Kisten, die Ballen und Fässer, er spähte in den Maschinenraum, er suchte bei den Schornsteinen, alles vergeblich.

»Also hör einmal, Tom, sei jetzt mal offen«, sagte er, als er nach seiner ergebnislosen Jagd zu Tom zurückkam. »Du weißt doch etwas davon, bestreit es nicht — ich weiß es. Ich sah das Mädchen hier liegen, ungefähr um zehn Uhr, und noch um zwölf und noch zwischen ein und zwei Uhr; und dann um vier Uhr war sie verschwunden. Du aber hast hier die ganze Zeit geschlafen. Also, du mußt etwas wissen.«

»Nun, Herr«, sagte Tom, »im Morgengrauen huschte etwas vorbei, und ich wurde halb wach; danach hörte ich ein Plätschern, da wachte ich vollends auf, und das Mädchen war verschwunden. Das ist alles, was ich weiß.«

Der Händler war weder entsetzt noch verwundert, denn wie wir bereits erwähnten, war er an manche Dinge gewöhnt, an die ein anderer nicht gewöhnt ist. Selbst die erhabene Gegenwart des Todes flößte ihm keine Ehrfurcht ein. Er hatte den Tod schon oft gesehen — geschäftlich, er kannte ihn gut. Der Tod war ihm ein unangenehmer Kunde, der ihm sein Geschäft böswillig verdarb. Also fluchte er nur, das Mädchen hätte nichts getaugt, er hätte teuflisches Pech, und daß er, wenn das so weiterginge, an dem ganzen Transport nicht einen Cent verdienen werde. Kurz gesagt, er fühlte sich entschieden betrogen; aber es ließ sich nicht ändern. Die Frau war in ein Reich geflüchtet, das keinen Flüchtling je herausgibt. Also setzte sich der Händler mit seinem kleinen Kontobuch mißvergnügt hin und trug die verlorene Summe unter der Überschrift >Verluste< ein.

13. Kapitel
Das Quäkerdorf

Jetzt eröffnet sich eine ruhige Szene. Eine große, geräumige, sauber gestrichene Küche mit gelbem, glänzendem und glattem Fußboden, auf dem kein Stäubchen liegt; ein schmucker, gutgeschwärzter Küchenherd; Reihen blinkender Töpfe, die dem Appetit herrliche Dinge verheißen; glänzend grüne Holzstühle, alt und fest; ein kleiner, strohgeflochtener Schaukelstuhl mit einem Kissen, aus lauter Wollresten in den verschiedensten Farben säuberlich zusammengesetzt, und ein ebensolcher, nur größer, mütterlicher und alt, dessen weite Lehnen einladend wirken, unterstützt von der freundlichen Aufforderung seiner Federkissen — ein richtiger, behaglicher, tröstlicher alter Stuhl, in dem es sich bequemer ausruhen läßt als in einem Dutzend feiner Plüsch–und Brokatgestelle, die eure Salons bevölkern. Und in diesem Stuhl, sich sanft auf und ab schaukelnd, eine feine Handarbeit im Schoß, saß unsere gute Freundin Eliza. Ja, sie war es, blasser und dünner geworden als in ihrem Heim in Kentucky, im Schatten ihrer langen Wimpern lagerte ein stiller Schmerz, der sich auch in den Umrissen ihres sanften Mundes abzeichnete. Es war deutlich zu sehen, wie in der Zucht des Schmerzes ihr mädchenhaftes Herz gewachsen und gefestigt war. Als sie jetzt die dunklen Augen aufschlug, um den lustigen Sprüngen des kleinen Harry zu folgen, der wie ein bunter Schmetterling über den Boden hüpfte, spiegelte sich darin eine ruhige und tiefe Entschlußkraft, die ihr in ihren früheren und glücklicheren Tagen völlig fremd gewesen war. Ihr zur Seite saß eine Frau mit einer blanken Zinnschüssel im Schoß, in der sie sorgfältig getrocknete Pfirsiche sortierte. Sie mochte fünfundfünfzig oder sechzig Jahre alt sein, aber ihr Gesicht gehörte zu denen, welche die Zeit nur verschönern und erleuchten kann. Das schneeweiße Spitzenhäubchen, nach schlichtem Quäkerschnitt gefertigt, das einfache, weiße Musselintuch, das hübsch gefaltet über ihrer Brust lag, das naturfarbene Kleid verrieten sofort, zu welcher Gemeinschaft sie gehörte. Ihr Gesicht war rund und rosig, von einer gesunden, samtenen Weichheit, die an einen Pfirsich gemahnte. Ihr Haar, vom Alter leicht versilbert, war glatt aus einer hohen, ruhigen Stirn zurückgebürstet, auf welche die Zeit nur dieses eine eingegraben hatte: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen; darunter leuchtete ein großes Paar klarer, aufrichtiger, liebevoller, brauner Augen; man brauchte nur hineinzusehen, um zu wissen, daß man auf den Grund eines Herzens blickte, wie es in keiner Frau

besser und wahrer schlagen konnte. Von schönen jungen Mädchen wird so viel gesagt und gesungen, warum spricht niemand von der Schönheit alter Frauen? Wer sich hierfür erwärmen will, mag getrost zu Rachel Halliday gehen, wie sie dasitzt in ihrem kleinen Schaukelstuhl. Dieser Stuhl hatte eine besondere Art, zu quietschen und zu knarren — vielleicht hatte er sich in seiner Jugend erkältet oder litt jetzt an Asthma, oder war mit seinen Nerven nicht ganz in Ordnung; aber während Rachel sanft darin auf und ab schaukelte, gab der Stuhl eine Art quäkender Melodie von sich, die bei jedem anderen unerträglich gewesen wäre. Aber der alte Simeon Halliday hatte oft erklärt, es sei ihm die liebste Melodie, und die Kinder beteuerten alle, daß sie um keinen Preis der Welt Mutters quietschenden Stuhl entbehren möchten. Und warum? Seit mehr als zwanzig Jahren waren von diesem Stuhl aus nur liebevolle Worte ausgegangen — unzähliges Kopf–und Herzweh war dort geheilt — weltliche und gesetzliche Schwierigkeiten dort gelöst worden -, alles von einer guten, liebevollen Frau.

»Also beabsichtigst du noch immer, nach Kanada zu gehen, Eli–za?« fragte Rachel, als sie ruhig ihre Pfirsiche durchsah.

»Ja, Madam«, sagte Eliza entschlossen. »Ich muß weiterziehen. Ich wage nicht hierzubleiben.«

»Und was hast du vor, wenn du dort angekommen bist? Das mußt du dir auch überlegen, meine Tochter.«

>Meine Tochter<, floß Rachel Halliday ganz natürlich von den Lippen, denn ihr Gesicht und ihre Gestalt verkörperten auf natürlichste Weise das Wort >Mutter<.

Elizas Hände zitterten, und ein paar Tränen fielen auf ihre feine Handarbeit, aber sie antwortete fest:

»Ich werde jede Arbeit annehmen, die ich finden kann. Ich hoffe, daß ich etwas finde.«

»Du weißt, du kannst hierbleiben, solange du magst.«

»Oh, ich danke Ihnen«, erwiderte Eliza, »aber« - sie deutete auf Harry - »ich kann nachts nicht schlafen, ich finde keine Ruhe. Vorige Nacht habe ich geträumt, ich sah jenen Mann auf den Hof kommen«, sagte sie schaudernd.

»Armes Kind!« sagte Rachel und wischte sich die Augen. »Aber du mußt keine Angst haben. Der Herrgott hat es so gefügt, daß aus unserem Dorf noch nie ein Flüchtling gestohlen wurde. Da sollst du nicht die erste sein.«

Jetzt öffnete sich die Tür, und eine kleine Frau, kurz und rund wie ein Nadelkissen, stand auf der Schwelle mit einem fröhlichen, blühenden Gesicht wie ein reifer Apfel. Sie war wie Rachel in ein strenges Grau gekleidet, und das Musselintuch war über ihrer vollen runden Brust gefaltet.

»Ruth Stedman!« rief Rachel und ging ihr freundlich entgegen. »Wie geht

es dir, Ruth?« sagte sie und ergriff sie herzlich an beiden Händen.

»Großartig«, erwiderte Ruth, indem sie ihren grauen Hut abnahm, mit dem Taschentuch darüber fuhr und dabei einen runden kleinen Kopf zeigte, auf dem ganz keck das Quäkerhäubchen saß, trotz allen Streichens und Rückens der kleinen Patschhände, die es eifrig zurechtzupften. Einige lose Locken ihres geringelten Haares waren ihr auch hier und da entschlüpft und mußten wieder gebändigt werden. Dann drehte sich der Gast, der wohl fünfundzwanzig Jahre sein mochte, vom Spiegel ab, vor dem er sich in Ordnung gebracht hatte, und sah allerliebst aus, auch jeder andere konnte an der jungen Frau Wohlgefallen haben, denn sie war entschieden eine gesunde kleine Person, von munterem Wesen und gutherzigem Aussehen, das nur je eines Mannes Herz erfreute.

»Ruth, diese Freundin ist Eliza Harris, und dies ist der kleine Junge, von dem ich dir schon erzählte.«

»Das freut mich, daß ich dich treffe, Eliza — wirklich«, sagte Ruth und schüttelte ihr die Hand, als sei Eliza eine alte Freundin, auf die sie lange gewartet hatte; »und dies ist dein lieber Bub — ich habe ihm einen Kuchen mitgebracht«, sagte sie und hielt dem Kind einen Kringel hin, das herankam, blinzelnd durch seine Locken blickte und das Geschenk annahm.

»Wo ist dein Kleiner, Ruth?« fragte Rachel.

»Er kommt gleich; aber deine Mary nahm ihn mir ab, als wir kamen, und ist mit ihm in die Scheune gelaufen, um ihn den anderen Kindern zu zeigen.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und Mary, ein Mädchen mit offenem, rosigem Gesicht und den großen braunen Augen ihrer Mutter, kam mit dem Baby herein.

»Ah, sieh da!« rief Rachel, kam herbei und nahm den dicken, hellen, kleinen Kerl in ihre Arme; »wie gut sieht er aus und wie ist er gewachsen!«

»Ja, das ist wahr«, sagte die geschäftige kleine Mary; sie nahm das Kind, band ihm ein kleines, blauseidenes Häubchen ab und befreite es aus seinen Windeln und seinen äußeren Umhüllungen; nachdem sie es zurechtgezupft und auf die verschiedenste Weise geputzt und ausstaffiert hatte, küßte sie es herzlich ab und setzte es auf den Boden, damit es wieder zur Besinnung kam. Aber das Baby schien eine solche Behandlung ganz gewohnt zu sein, denn es streckte prompt sein Däumchen in den Mund (als ob es so sein müßte) und schien alsbald seinen eigenen Gedanken nachzuhängen, während seine Mutter Platz nahm und einen langen Strumpf aus blau–weißem Garn hervorholte, an dem sie eifrig zu stricken begann.

»Mary, ob du nicht lieber den Kessel füllen gehst?« erinnerte sanft die Mutter.

Mary nahm den Kessel, ging zum Brunnen und kam gleich zurück und

setzte ihn auf den Herd, wo er bald anfing zu singen und zu dampfen wie eine Art Symbol heiterer Gastlichkeit. Die Pfirsiche wurden gleichfalls auf einige sanfte Flüsterworte ihrer Mutter hin von Mary in einer Schmorpfanne über das Feuer gestellt.

Dann nahm Rachel ein schneeweißes Kuchenbrett herunter, band eine Schürze um und machte sich daran, kleine Kuchen zum Tee zu bereiten, nachdem sie Mary noch rasch zugeflüstert hatte: »Mary, ob du wohl schon Bescheid sagst, John möchte ein Huhn schlachten?«

»Wie geht es Abigail Peters?« fragte sie jetzt und knetete ihren Teig.

»Ach, ihr geht es besser«, erwiderte Ruth; »ich habe sie heute morgen besucht; ich habe ihr das Bett gerichtet und ein bißchen im Haus sauber gemacht. Leah Hills ist heute nachmittag hin und hat für ein paar Tage Brot und Auflauf gebacken, und ich habe versprochen, heute abend noch einmal nach ihr zu sehen.«

»Dann kann ich morgen hingehen und das Aufräumen besorgen und nachsehen, ob es etwas zu flicken gibt«, sagte Rachel.

»Ja, das ist sehr schön«, antwortete Ruth. »Ich habe gehört«, fuhr sie fort, »daß Hannah Stanwood erkrankt ist. John ist gestern abend dort gewesen — dann werde ich morgen dorthin gehen.«

»Dann soll John zu uns zum Essen kommen, wenn du den ganzen Tag dort bleiben solltest«, schlug Rachel vor.

»Danke vielmals, Rachel; das können wir ja morgen abwarten; da ist ja Simeon!«

Simeon Halliday, ein baumlanger, muskulöser Mann in naturfarbenem Rock und Hosen, mit einem breitkrempigen Hut, trat herein.

»Grüß dich Gott, Ruth«, sagte er herzlich, als er ihre kleine Grübchenhand in seine große offene Rechte nahm; »was macht John?«

»Oh, John geht es gut, ebenso allen übrigen«, antwortete Ruth vergnügt.

»Was gibt's Neues, Vater?« fragte Rachel und schob ihre Kuchen in den Ofen.

»Peter Stebbins sagte mir, sie würden heute abend mit *Freunden* vorbeikommen«, sagte Simeon bedeutungsvoll, während er sich an dem hübschen kleinen Waschtisch in einem kleinen Vorraum die Hände wusch.

»Aha!« sagte Rachel nachdenklich und blickte auf Eliza.

»Sagtest du nicht, dein Name sei Harris?« fragte Simeon Eliza, als er wieder zum Vorschein kam.

Rachel warf einen scharfen Blick auf ihren Mann, während Eliza mit einem zitternden »Ja« antwortete; sofort stand die Angst in ihr auf, man möchte sie mit Steckbriefen verfolgen.

»Mutter!« rief Simeon aus dem Waschraum, Rachel zu sich winkend.

»Was willst du denn, Vater?« fragte Rachel, ihre mehligen Hände abreibend, und trat zu ihm hin.

»Der Mann der jungen Frau ist in der Siedlung und kommt heute abend herüber«, sagte Simeon.

»Was, Vater, ist das möglich?« antwortete Rachel mit freudestrahlendem Gesicht.

»Es ist wirklich wahr. Peter war gestern mit dem Wagen auf der anderen Station und traf dort eine alte Frau und zwei Männer, und der eine nannte sich Georg Harris, und aus allem, was er erzählte, entnahm ich, daß er es ganz gewiß sein muß. Er ist ein hübscher, stattlicher Mensch.«

»Wollen wir es ihr jetzt gleich sagen?« fragte Simeon.

»Wir sagen es erst Ruth«, erwiderte Rachel. »Komm doch einmal her, Ruth!«

Ruth legte ihr Strickzeug hin und erschien sogleich im Vorraum.

»Ruth, was sagst du nur«, sagte Rachel. »Vater erzählt gerade, daß Elizas Mann im letzten Transport dabei ist und heute abend hier eintrifft.«

Ein Freudenschrei der kleinen Quäkerin unterbrach ihre Rede. Sie klatschte in die Hände und machte einen solchen Freudensprung, daß sie zwei lose Locken unter ihrem Quäkerhäubchen lösten und auf ihr weißes Halstuch fielen. »Still, still, liebes Kind!« beschwichtigte sie Rachel sanft; »pst, Ruth, sollen wir es ihr gleich sagen?«

»Sofort! Ganz gewiß, in diesem Augenblick. Denke nur, es wäre mein John, wie wäre mir dann zumute? Schnell, sage es ihr!«

»Du liebst deine Nächsten auch nur nach deinen eigenen Gefühlen, Ruth«, meinte Simeon; auch sein Gesicht strahlte vor Freude.

»Natürlich. Sind wir nicht dazu da? Wenn ich nicht meinen John und das Baby so liebte, könnte ich jetzt Eliza die Freude nicht nachfühlen. Komm jetzt, erzähle es ihr gleich!« Und sie legte beschwörend ihre Hand auf Rachels Arm. »Führe sie in dein Schlafzimmer, ich will so lange das Hühnchen braten!«

Rachel kam zurück in die Küche, wo Eliza an ihrer Näharbeit saß. Die Tür zu ihrer Schlafstube öffnend, sagte sie sanft: »Komm einmal hier herein, meine Tochter; ich habe eine Neuigkeit für dich.«

Das Blut stieg Eliza in ihr blasses Gesicht; sie erhob sich in zitternder Angst und blickte auf ihren Knaben.

»Nein, nein«, rief die kleine Ruth herbeistürzend und ihre Hände ergreifend. »Hab keine Angst; es ist eine gute Nachricht, Eliza, geh nur hinein, geh nur hinein!« Und sie drängte sie sanft zur Tür, die sich hinter ihr schloß; dann drehte sie sich herum, ergriff den kleinen Harry und küßte ihn ab.

»Du wirst deinen Vater wiedersehen, mein Kleiner. Verstehst du das? Dein Vater kommt heute«, sagte sie immer aufs neue, während das Kind sie verwundert anblickte.

Währenddessen ging hinter der Tür eine andere Szene vor sich, Rachel Halliday zog Eliza zu sich und sagte: »Der Herrgott hat sich deiner erbarmt; dein Mann ist der Knechtschaft entflohen.«

Das Blut stieg Eliza in plötzlicher Glut zu Kopf und schoß ebenso plötzlich zum Herzen zurück. Blaß und fast bewußtlos setzte sie sich.

»Habe Mut, mein Kind«, sagte Rachel und legte ihr die Hände auf den Scheitel. »Er befindet sich unter Freunden, die ihn heute abend herbringen.«

»Heute abend!« wiederholte Eliza, »heute abend!« Die Worte hatten keine Bedeutung für sie; ihr Geist war wie umnebelt, alles schwamm ihr vor den Augen.

Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich behaglich ins Bett gepackt, eine Decke über sich gebreitet, während die kleine Ruth ihr die Hände mit Kampfer einrieb. Eliza öffnete ihre Augen und fühlte einen Zustand traumhafter, köstlicher Erschlaffung, wie jemand, der lange eine schwere Last getragen, sich auf einmal befreit fühlt und die Entspannung genießt. Elizas Nerven waren angespannt gewesen seit der ersten Stunde ihrer Flucht, nun konnte sie nachgeben, und ein merkwürdiges Gefühl der Sicherheit und Ruhe überkam sie; und während sie mit weit geöffneten dunklen Augen dalag, folgte ihr Blick wie in einem ruhigen Traum den Hantierungen der anderen. Sie sah durch die offene Tür ins Nebenzimmer; sie sah den Eßtisch mit seinem schneeweißen Tuch; sie hörte den Teekessel summen und sah, wie Ruth mit Kuchenplatten und Schüsseln mit Eingemachtem hin und her trippelte und ab und zu innehielt, um Harry einen Kuchen in die Hand zu stecken, ihm den Kopf zu streicheln oder seine langen Locken um ihre schneeweißen Finger zu wickeln. Sie sah Rachels füllige, mütterliche Gestalt, wie sie hin und wieder an ihr Bett trat, das Laken glattstrich und an den Kissen zupfte, um ihren guten Willen kundzutun. Sie sah ferner, wie Ruths Mann hereinkam — wie Ruth auf ihn flog und mit ihm bedeutungsvoll zu flüstern begann, indem sie eifrig mit ihrem kleinen Finger auf das Nebenzimmer deutete; Eliza sah, wie sie sich mit dem Baby auf dem Arm zum Tee setzte; sie sah die ganze Gesellschaft um den Tisch sitzen, der kleine Harry auf dem hohen Stühlchen unter Rachels Obhut; sie vernahm das halblaute Murmeln des Gesprächs, das sanfte Klirren der Teelöffel, das melodische Klappern der Tassen und Teller, alles mischte sich ihr zu einem herrlichen Traum der Erquickung; und Eliza schlief, wie sie nie zuvor geschlafen hatte seit der furchtbaren mitternächtlichen Stunde, als sie ihr Kind genommen und in die frostige Sternennacht geflohen war.

Sie träumte von einem schönen Land — einem Land der Ruhe, wie ihr schien — mit grüner Küste, lieblichen Inseln und herrlich funkelndem Wasser; und dort, in einem Haus, das freundliche Stimmen ihr als Heim zuwiesen, sah sie ihren Knaben spielen als ein freies, glückliches Kind. Sie hörte die Schritte ihres Mannes; sie fühlte ihn näherkommen, seine Arme umschlangen sie, und seine Tränen fielen auf ihr Gesicht. Da erwachte sie, und es war kein Traum! Das Tageslicht war schon verblichen; das Kind lag friedlich schlafend an ihrer Seite, eine Kerze brannte sanft auf dem Nachttisch, und ihr Mann barg schluchzend sein Gesicht in ihren Kissen.

Am nächsten Morgen ging es fröhlich zu im Quäkerhaus. Mutter war beizeiten auf den Beinen, geschäftige Buben und Mädchen hantierten um sie her, die vorzustellen wir gestern keine Gelegenheit hatten; jetzt waren sie alle auf Rachels sanftes Geheiß »Möchtest du wohl?« oder noch sanfter »Möchtest du nicht lieber?« in Bewegung, das Frühstück auf den Tisch zu bringen; denn ein Frühstück in den üppigen Tellern Indianas ist eine vielfältige und umständliche Angelegenheit. Während also John zur Quelle sprang nach frischem Wasser und Simeon der Jüngere das Maismehl für den Kuchen siebte und Mary Kaffee mahlte, ging Rachel ruhig und gelassen hin und her, richtete die Kuchen her, schnitt das Huhn auf und warf ringsumher einen Blick auf alle Vorbereitungen. Drohte ein Zusammenstoß unter den übereifrigen, zahlreichen jungen Helfern, genügte ihr sanftes »Na, na!« oder »Nicht doch!«, um alle Erregung zu glätten.

Während alle Vorbereitungen in vollem Gange waren, stand Simeon der Ältere in Hemdsärmeln vor dem kleinen Spiegel in der Ecke und war von der Tätigkeit des Rasierens vollständig in Anspruch genommen. Alles ging in der großen Küche so gesellig, so ruhig und harmonisch vor sich — jedem einzelnen erschien seine Tätigkeit im Augenblick willkommen, und es herrschte allgemein ein solcher Geist des Friedens und der Verträglichkeit — selbst die Messer und Gabeln klapperten gesellig, als man sie auf den Tisch legte, und Hühnchen und Schinken bruzzelten so vergnüglich in der Pfanne, als sei ihnen dieser Zustand durchaus behaglich -, daß Georg und Eliza und der kleine Harry, als sie aus der Stube traten und so freudig begrüßt wurden, sich wie im Traum vorkamen.

Endlich hatte man sich allgemein um den Frühstückstisch eingefunden, nur Mary stand am Herd und buk die leckeren Griddle–Ku–chen, die dann, kaum daß sie die goldbraune Knusprigkeit erreicht hatten, dampfend auf den Tisch kamen.

Rachel sah nie so von Herzen und gesegnet glücklich aus wie im Kreise der Familienrunde. In der Art, wie sie dann die Kuchenplatten weiterreichte oder den Kaffee einschenkte, lag so viel Mütterlichkeit und Herzlichkeit, daß sie sich dem Essen und Trinken förmlich mitzuteilen schienen.

Es geschah zum erstenmal, daß sich Georg gleichberechtigt an den Tisch eines weißen Mannes setzte, zuerst war er noch etwas befangen und zugeknöpft, aber seine Bedenken zerstreuten sich wie Nebel vor den Sonnenstrahlen dieser einfachen und überströmenden Herzlichkeit.

Dies war in der Tat eine Heimat, ein Wort, das bisher für Georg keine Bedeutung besessen hatte; und ein neuer Glaube an Gott, ein Vertrauen an seine Vorsehung begannen sein Herz zu erfüllen, als sich alle dunklen, menschenfeindlichen, harten Zweifel, alle wilde Verzweiflung in einer goldenen Wolke der Zuversicht und der Geborgenheit verflüchtigten in dem Licht eines lebendigen Evangeliums, das in den Gesichtern ringsum atmete und sich in tausend unbewußten Gesten der Liebe und der Hilfskraft kundtat.

»Was geschieht, Vater, wenn sie dich wieder erwischen?« fragte Simeon der Jüngere, während er sich Butter auf seinen Kuchen strich.

»Dann werde ich meine Strafe bezahlen müssen«, sagte Simeon ruhig.

»Aber wenn sie dich ins Gefängnis werfen?«

»Kannst du dann nicht mit Mutter zusammen die Farm bewirtschaften?« fragte Simeon lächelnd.

»Mutter kann freilich alles«, meinte der Junge. »Aber ist es nicht eine Schande, daß es solche Gesetze gibt?«

»Du sollst von deiner Obrigkeit nichts Böses reden, Simeon«, sagte sein Vater ernst. »Der Herrgott gibt uns unsere irdischen Güter bloß, damit wir Gerechtigkeit und Erbarmen üben, verlangt die Obrigkeit dafür einen Preis, müssen wir ihn erstatten.«

»Ach, wie ich sie doch hasse, diese alten Sklavenhalter!« sagte der Junge.

»Das überrascht mich aber, mein Sohn«, sagte Simeon; »das hat dich deine Mutter nicht gelehrt. Ich würde dem Sklavenhalter dieselben Dienste erweisen wie dem Sklaven, sollte er in einer Heimsuchung an meine Tür klopfen.«

Simeon der Zweite wurde puterrot; aber seine Mutter lächelte nur und sagte: »Simeon ist mein lieber Junge, er wird langsam größer werden und dann seinem Vater nacheifern.«

»Ich hoffe, guter Herr, daß Ihr unsertwegen nicht in Schwierigkeiten geratet«, sagte Georg ganz ängstlich.

»Keine Angst, Georg, dazu sind wir in die Welt gesandt. Wenn wir nicht gewillt sind, einer guten Sache wegen Mühsal auf uns zu nehmen, sind wir unseres Namens nicht wert.«

»Aber meinetwegen«, sagte Georg, »das könnte ich nicht ertragen.«

»Sei unbesorgt, Freund Georg, es geschieht nicht deinetwegen, sondern wir tun es vor Gott und den Menschen«, entgegnete Simeon. »Und nun mußt du dich den Tag über ruhig verhalten, denn heute abend, um zehn Uhr, wird dich Phineas

Fletcher weiter zur nächsten Siedlung bringen — dich und den übrigen Transport. Die Verfolger sind euch hart auf den Fersen; wir dürfen keine Zeit verlieren!«

»Wenn es an dem ist, warum warten wir dann bis zum Abend?« fragte Georg.

»Bei Tageslicht seid ihr hier sicher, denn in der Siedlung ist jedermann euer Freund, und alle passen auf. Zu reisen ist es in der Nacht sicherer.«

14. Kapitel
Evangeline

Die schrägen Strahlen der sinkenden Sonne zittern auf der meerweiten Ausdehnung des Mississippi. Die schwankenden Rohre und hohen dunklen Zypressen, mit Kränzen von dunklem trauerndem Moos behangen, glühen in dem goldenen Licht, während das schwerbeladene Dampfschiff vorüberstampft.

Mit Baumwollballen vieler Plantagen auf allen Decks und an allen Seiten so schwer beladen, daß es aus der Ferne wie ein vier–deckiger, massiver, grauer Block erscheint, verfolgt es schwerfällig seinen Kurs zum nahen Weltmarkt. Wir müssen uns erst geraume Zeit auf den überfüllten Decks umsehen, ehe wir unseren bescheidenen Freund Tom wiederfinden. Hoch auf dem Oberdeck, in einer kleinen Lücke zwischen den unvermeidlichen Baumwollballen, haben wir ihn glücklich gefunden.

Dank des Vertrauens, das Mister Shelbys Zeugnis hervorrief, und dank seines wirklich auffallenden harmlosen und ruhigen Charakters hatte sich Tom inzwischen ganz unmerklich das Vertrauen selbst eines solchen Mannes wie Haley erworben.

Anfangs hatte ihn dieser tagsüber noch argwöhnisch beobachtet und ihn des Nachts niemals ungefesselt schlafen lassen; aber die klaglose Geduld und die offensichtliche Ergebenheit in Toms Betragen hatten ihn allmählich bewogen, diese Vorsichtsmaßnahme fallenzulassen, und seit einiger Zeit genoß Tom jetzt eine gewisse Freiheit auf Ehrenwort, da ihm erlaubt war, sich nach Belieben frei auf dem Schiff zu bewegen.

Immer rührig und gefällig und nur allzu bereit, in jeder Notlage den Arbeitern unter Deck behilflich zu sein, hatte er sich das Vertrauen der Mannschaft erworben und viele Stunden damit zugebracht, ihnen zur Hand zu gehen, als ob er auf einer Farm in Kentucky arbeitete.

Wenn es nichts für ihn zu tun gab, pflegte er sich zwischen den Baumwollballen auf dem Oberdeck niederzulassen und sich dort in die Bibel zu versenken, wo wir ihn auch jetzt antreffen.

Auf einer Strecke von über 100 Meilen hinter New Orleans ist der Strom höher als das umliegende Land und rollt seine riesigen Fluten zwischen festen Dämmen von mehr als zwanzig Fuß Höhe dahin. Der Reisende kann daher vom Deck des Dampfers wie von der Spitze eines schwimmenden Schlosses auch das ganze Land meilenweit überblicken, so daß Tom sich angesichts der

vorüberziehenden Plantagen sein zukünftiges Leben ausmalen konnte.

Er sah in der Ferne die Sklaven bei der Arbeit; er sah von weitem ihre Hüttendörfer von mancher Plantage herüberleuchten, in gutem Abstand von den stattlichen Landsitzen und Anlagen ihrer Herrn; und wie das bewegliche Bild langsam vorüberglitt, kehrte sein armes, törichtes Herz zurück zu der Farm in Kentucky mit seinen alten, schattigen Buchen — zurück zu dem Haus seines Herrn mit den weiten, kühlen Räumen, und nicht weit davon zu seiner eigenen kleinen Hütte, überzogen mit blühenden Blumen und Ranken. Dort grüßten ihn die vertrauten Gesichter seiner Gefährten, die mit ihm aufgewachsen waren; dort sah er sein fleißiges Weib, wie sie ihm geschäftig das Abendbrot richtete; dort hörte er das fröhliche Lachen seiner Kinder beim Spiel und das Krähen seiner Jüngsten auf seinem Knie; dann aber, mit einem Schlag verschwand alles wieder, und Tom sah weiter nichts als die Rohre und Zypressen der vorüberziehenden Plantagen und hörte nichts als das Stampfen und Stöhnen der Schiffsmaschinen, die ihm nur allzusehr bestätigten, daß jene glückliche Zeit seines Lebens auf immer vorüber war.

Ist es also zu verwundern, daß einige Tränen auf die Seiten seiner Bibel fallen, als er sie auf die Baumwollballen legt und mit geduldigem Finger von einem Wort zum anderen seinen Verheißungen nachspürt? Da er das Lesen erst später im Leben erlernt hatte, war Tom ein sehr langsamer Leser und mußte sich fleißig von Vers zu Vers durcharbeiten. Es war für ihn ein Glücksumstand, daß das Buch, in das er versenkt war, durch langsames Lesen keinen Schaden litt — sondern im Gegenteil, daß seine Worte durch sorgsames Abwägen wie Goldbarren dem Gemüt erst ihren köstlichen Wert verraten. Folgen wir ihm einen Augenblick, wie er auf jedes Wort deutet und jedes halblaut ausspricht. So liest er:

»Euer — Herz — erschrecke — nicht. In — meines — Vaters — Haus–sind — viele — Wohnungen -. Ich — gehe — hin — euch — die — Stätte–zu — bereiten.«

Es war seine Gewohnheit gewesen, sich von den Kindern seines Herrn, besonders von dem jungen Herrn Georg die Bibel vorlesen zu lassen, und dabei hatte er sich, während sie lasen, mit Feder und Tinte kühne, feste Kreuze und Zeichen an den Stellen gemacht, die seinem Ohr besonders zugetan oder sein Herz besonders erquickten. In dieser Art war seine Bibel von Anfang bis Ende markiert, so daß er binnen eines Augenblicks seine Lieblingsstellen aufschlagen konnte, ohne das Dazwischenliegende lesen zu müssen; und während das Buch vor ihm lag, schien jede Stelle die Erinnerung an die verlassene Heimat wachzurufen und eine vergangene Freude zu bestätigen, damit aber wurde seine Bibel zum Inbegriff alles dessen, was ihm von seinem glücklichen Leben noch

geblieben war und was ihm die Zukunft verheißen konnte.

Unter den Reisenden auf dem Schiff befand sich auch ein junger Herr von Stand und Familie, der in New Orleans wohnte und den Namen St. Clare trug. Seine kleine Tochter im Alter von sechs bis sieben Jahren begleitete ihn zusammen mit einer Dame, die mit beiden verwandt zu sein schien und vor allem die Kleine unter ihrer besonderen Obhut hatte.

Tom hatte das kleine Mädchen schon öfters bemerkt, denn sie gehörte zu jenen flinken, beweglichen Geschöpfen, die man ebensowenig wie einen Sonnenstrahl oder einen Sommerwind an einem Ort festhalten kann, auch konnte man sie nicht so leicht wieder vergessen.

Äußerlich besaß sie jene vollendete kindliche Schönheit, ohne jedoch wie manche andere Kinder zu rundlich und pausbäckig zu sein. Sie besaß die fließende, elfenhafte Anmut unirdischer Wesen. In ihrem Gesicht fiel weniger die reine Schönheit der Züge als die träumerische, ungewöhnliche Innigkeit des Ausdrucks auf, der allen Gleichgesinnten zu Herzen ging, während auch die Grobschlächtigen sich davon ansprechen ließen, ohne recht zu wissen, warum. Die Form ihres Kopfes, die Biegung ihres Nackens waren eigentümlich edel, das lange, goldbraune Haar, das sie wie in eine Wolke einhüllte, der tiefe, nachdenkliche Ernst ihrer veilchenblauen Augen, die von dichten, goldbraunen Wimpern eingefaßt waren, alles zeichnete sie vor anderen Kindern aus und veranlaßte jedermann, sich umzudrehen und ihr nachzublicken, wenn sie auf dem Schiff vorüberglitt. Trotzdem war die Kleine weder ein besonders ernstes noch trauriges Kind.

Im Gegenteil, eine schwerelose und unschuldige Heiterkeit schien wie der Schatten von Sommerblättern beständig über ihr kindliches Gesicht und ihre zarte Gestalt zu huschen.

Sie war immer in Bewegung, stets spielte ein leichtes Lächeln um ihren Mund.

Ihr Vater und ihre weibliche Aufsicht waren beständig auf der Suche nach ihr unterwegs, kaum hatte man sie eingefangen, war sie schon wieder wie eine Sommerwolke verschwunden. Sie war überall und nirgends. Da aber nie ein Wort des Tadels ihr Ohr traf, sie mochte tun, was sie wollte, wußte sie auf dem Dampfer in jeder Ecke Bescheid.

Wenn der Heizer zuweilen schweißtriefend von seiner schweren Arbeit aufblickte, traf sein Blick auf die großen, blauen Augen des Kindes, die es staunend auf die brodelnde Tiefe des Kessels richtete, um sie dann voll Angst und Mitleid auf ihn zu heften, als ob er sich in schreckliche Gefahr begeben hätte. Ebenso hielt der Steuermann an seinem Rad zuweilen lächelnd inne, wenn der Blondkopf an seinem runden Fensterchen auf einmal auftauchte und im

selben Augenblick wieder verschwand. Tausendmal am Tage wurde sie von rauhen Stimmen gesegnet, sie ging nur vorbei, und schon glitt ein Lächeln in ungewohnter Sanftheit über harte Gesichter; trippelte sie aber furchtlos an gefährlichen Stellen vorüber, streckten sich unwillkürlich grobe, rauchgeschwärzte Hände nach ihr aus, ihr den Weg zu ebnen.

Tom mit der weichen empfänglichen Natur seiner freundlichen Rasse, die immer dem Kindlichen und Einfachen zustrebt, hatte das junge Geschöpf täglich mit wachsender Teilnahme beobachtet. Für ihn war sie beinahe ein göttliches Wesen; jedesmal, wenn ihr goldener Blondkopf und die tiefen blauen Augen hinter einem grauen Baumwollballen nach ihm ausspähten oder von den aufgetürmten Kisten auf ihn herablugten, war er beinahe im Glauben, einen Engel aus seinem Neuen Testament zu erblicken.

Viele Male kam sie traurig an der Stelle vorüber, wo Haleys Sklaventransport in seinen Ketten hockte. Sie glitt dann zwischen ihnen hindurch und betrachtete sie alle mit einem Ausdruck ernster und verwunderter Trauer; zuweilen hob sie mit ihren zarten Händen die schweren Sklavenketten auf, seufzte bekümmert und huschte wieder fort. Verschiedentlich erschien sie plötzlich unter den Unglücklichen, beide Hände voll Süßigkeiten, Nüssen und Orangen, die sie fröhlich verteilte, um rasch wieder zu verschwinden.

Tom hatte das kleine Fräulein genau beobachtet, ehe er eine erste Annäherung wagte. Er konnte eine Unmenge kleiner Kunststücke, um das junge Volk anzulocken und zu unterhalten, und er beschloß, diesmal recht behutsam zu Werke zu gehen. Er konnte zierliche Körbchen aus Kirschkernen schnitzen, aus Hickory–Nüssen komische Gesichter machen und aus Holundermark Purzelmännchen schneiden; im Schnitzen von Flöten und Pfeifen jeder Art und Größe war er ein wahrer Meister. Seine Taschen waren mit allerhand Schnickschnack vollgestopft, den er in seinen guten Tagen für die Kinder seines Herrn aufgehoben hatte. Stück für Stück zauberte er nun hervor, aber erst allmählich, um damit eine freundliche Bekanntschaft mit dem kleinen Mädchen anzubahnen.

Die Kleine war bei allem lebhaften Interesse, das sie den Geschehnissen rings um sie her bezeugte, sehr scheu, und es war nicht leicht, ihr Zutrauen zu gewinnen. Anfangs hockte sie noch wie ein Kanarienvogel auf einer Kiste oder einem Ballen und sah nur von weitem zu, wie Tom seine genannten Künste trieb. Verschämt und ernsthaft nahm sie die kleinen Geschenke entgegen, die er ihr anbot. Aber schließlich verkehrten sie ganz freundschaftlich miteinander.

»Wie heißt das kleine Fräulein?« fragte Tom schließlich, als er der Meinung war, die Dinge seien jetzt weit genug gediehen, um diese Frage zu stellen.

»Evangeline St. Clare«, sagte die Kleine, »aber Papa und alle anderen

nennen mich Eva. Aber wie heißt du denn?«

»Ich heiße Tom; die kleinen Kinder in meiner Heimat, drüben in Kentucky, nannten mich immer Onkel Tom.«

»Dann will ich dich auch Onkel Tom nennen. Denn, weißt du was? Du gefällst mir«, sagte die kleine Eva. »Wo fährst du hin?«

»Das weiß ich nicht, Fräulein Eva.«

»Das weißt du nicht?«

»Nein. Ich werde an jemand verkauft. Ich weiß aber nicht an wen.«

»Mein Papa soll dich kaufen«, sagte Eva rasch; »wenn er dich kauft, dann wird es dir gut gehen. Ich will ihn gleich fragen.«

»Vielen Dank, kleines Fräulein.«

Inzwischen hatte der Dampfer an einem kleinen Landeplatz haltgemacht, um eine Ladung Holz aufzunehmen, und Eva hatte kaum ihres Vaters Stimme gehört, als sie eilends fortsprang. Tom stand auf und begab sich nach vorn, um beim Verladen seine Dienste anzubieten; er war alsbald mit der Mannschaft tätig.

Eva und ihr Vater standen zusammen an der Reling und sahen zu, wie das Schiff vom Landeplatz abstieß. Das Rad hatte sich zwei-, dreimal ruckartig gedreht, als die Kleine durch eine plötzliche Bewegung auf einmal das Gleichgewicht verlor und über den Schiffsrand kopfüber ins Wasser stürzte. Ihr Vater, ohne recht zu wissen, was er tat, stand im Begriff, ihr nachzuspringen, aber die Umstehenden hielten ihn zurück, denn dem Kinde wurde schon wirksame Hilfe zuteil.

Tom hatte gerade unter ihr auf dem Zwischendeck gestanden, als sie hinabstürzte. Er sah sie auf dem Wasser aufschlagen und untergehen und sprang ihr im selben Augenblick nach. Bei seiner breiten Brust und seinen starken Armen war es ihm eine Kleinigkeit, sich im Wasser zu halten und abzuwarten, bis das Kind nach wenigen Augenblicken wieder auftauchte. Er ergriff sie mit beiden Armen, schwamm mit ihr zum Dampfer zurück und reichte sie, triefend naß, den hundert hilfreichen Händen hinauf, die sich ihr eifrig entgegenstreckten. Nach wenigen Augenblicken trug ihr Vater sie, noch immer völlig durchnäßt und bewußtlos, zur Damenkabine, unter deren weiblichen Bewohnern sich alsbald ein wohlgemeinter und gutherziger Wettstreit erhob, wer wohl die meisten Umstände machen und am erfolgreichsten die Wiederbelebung der Kleinen verhindern könnte.

Am andern Tage, als der Dampfer sich New Orleans näherte, herrschte ein schwüles, drückendes Wetter. Auf dem Schiff erhob sich überall das geschäftige Treiben der allgemeinen Erwartung und Vorbereitung; in den Kabinen packte man schon seine Siebensachen zusammen. Stewards und Zimmermädchen waren eifrig beschäftigt, das stattliche Schiff zu säubern, zu polieren und zu

seiner glänzenden Einfahrt in den Hafen herzurichten.

Auf dem Zwischendeck saß unser Freund Tom, er hielt die Arme verschränkt und warf von Zeit zu Zeit ängstliche Blicke auf eine Gruppe von Männern, die auf der anderen Schiffsseite standen.

Die liebliche Evangeline stand daneben, ein wenig blasser als am vorigen Tag, aber sonst hatte der Unfall weiter keine Spuren an ihr zurückgelassen. Ein schöner, noch jüngerer Mann von eleganter Gestalt stand nachlässig mit einem Ellbogen auf einen Baumwoll–ballen gelehnt, während eine große Brieftasche offen vor ihm lag. Es ließ sich mit einem Blick erkennen, daß dieser Evas Vater war. Er hatte dieselben edlen Umrißlinien des Kopfes, dieselben großen, blauen Augen, dasselbe goldbraune Haar, aber sein Ausdruck war ein völlig anderer. In den großen, klaren, blauen Augen, waren sie in Schnitt und Farbe auch denen des Kindes vollständig gleich, fehlte jene unbestimmte, traumhafte Tiefe; bei dem Vater war alles klar, kühn und hell, das Licht in seinen Augen aber stammte ganz von dieser Welt; der schön geschnittene Mund hatte einen stolzen und leicht spöttischen Ausdruck, jede Biegung und Wendung seiner schönen Gestalt aber drückte eine freie und lässig–anmutige Überlegenheit aus. Mit gutmütiger, nachlässiger Miene, halb belustigt und halb verächtlich hörte er jetzt Haley zu, der ihm wortreich und lobend die Ware anpries, um die sie handelten.

»Alle moralischen und christlichen Tugenden in Schwarzleder gebunden, vollzählig beieinander« sagte er, als Haley geendet hatte. »Also, mein guter Mann, wie hoch ist der Schaden, wie man bei uns in Kentucky sagt? Kurz und gut, wieviel wollen Sie haben bei diesem Geschäft? Um wieviel wollen Sie mich übers Ohr schlagen? Heraus mit der Sprache!«

»Na«, sagte Haley, »wenn ich dreizehnhundert Dollar für diesen Burschen verlange, dann komme ich gerade mit heiler Haut davon.«

»Armer Kerl«, sagte der Mann, den scharfen, spöttischen Blick seiner blauen Augen auf ihn heftend, »aber ich hoffe, aus besonderem Entgegenkommen werden Sie ihn mir dafür ablassen, wie?«

»Na, das junge Fräulein scheint ja ganz versessen auf ihn zu sein, mit gutem Grund.«

»Ja freilich, und das appelliert an Ihre Großmut, mein Freund. Also aus christlicher Barmherzigkeit, wie billig können Sie ihn ablassen, um einer jungen Dame gefällig zu sein?«

»Bedenken Sie es nur recht«, sagte der Händler. »Sehen Sie seine Glieder, die breite Brust, der ist stark wie ein Pferd. Sehen Sie den Kopf; die hohe Stirn ist immer ein Zeichen, daß die Neger zu rechnen verstehen und Bescheid wissen. Das habe ich oft gemerkt. Ich behaupte also, ein Neger von diesem Schlag ist schon ein gutes Stück Geld wert, auch wenn er dumm wäre, allein wegen seines

Körpers. Zieht man dazu seine geistigen Fähigkeiten und sonstigen ungewöhnlichen Gaben noch in Rechnung, so steigert das natürlich seinen Wert. Was sage ich, der Bursche hat doch seines Herrn Farm ganz allein verwaltet; er hat einen ganz ungewöhnlichen Geschäftssinn.«

»Schlimm, schlimm, sehr schlimm; da weiß er viel zuviel!« sagte der junge Mann, und wieder spielte das spöttische Lächeln um seine Lippen. »Mit so einem kommt man nicht weit. Solche schlauen Kerle reißen aus, stehlen Pferde und haben den Teufel im Leibe. Wegen seiner Schlauheit müßten Sie gerade ein paar hundert Dollar ablassen.«

»Da mag schon was daran sein, wenn er nicht einen so goldtreuen Charakter hätte. Ich kann Ihnen Empfehlungen seines Herrn und auch anderer Leute zeigen, danach ist er wirklich einer von den Frommen — das bescheidenste und frömmste Geschöpf, das Ihnen je begegnete. Tatsächlich hat man ihn doch in seiner Heimat den Prediger genannt.«

»Dann kann ich ihn womöglich als Familienkaplan einstellen«, bemerkte der junge Mann trocken. »Das wäre auch ein Gedanke. Religion ist sowieso in meinem Hause ein recht seltener Artikel.«

»Sie scherzen, mein Herr.«

»Woher wollen Sie das wissen? Haben Sie ihn nicht soeben als Prediger angepriesen? Hat er am Ende eine Prüfung vor dem Kirchenrat abgelegt? Kommen Sie, zeigen Sie einmal die Papiere.«

Hätte der Händler nicht an einem belustigten Funkeln der großen blauen Augen erkannt, daß alle Fopperei doch schließlich klingende Münze einbringen würde, wäre ihm vielleicht die Geduld ausgegangen, so aber legte er seine schmierige Brieftasche auf die Baumwollballen und forschte eifrig in seinen Papieren, während der junge Mann daneben stand und mit einem Ausdruck sorgloser Unbekümmertheit auf ihn herniederblickte.

»Papa, kauf ihn doch! Der Preis ist doch ganz gleich«, flüsterte Eva leise; sie war auf einen Ballen geklettert und hatte ihrem Vater den Arm um den Hals geschlungen. »Kauf doch den guten Mann. Ich weiß, du hast genug Geld. Ich möchte ihn gern haben.«

»Wozu denn, Mäuschen? Willst du ihn als eine Klapper oder als ein Schaukelpferd benutzen?«

»Ich will ihn glücklich machen.«

»Das ist allerdings ein eigentümlicher Grund.«

Jetzt überreichte ihm der Sklavenhändler eine Bescheinigung, unterzeichnet von Mr. Shelby, die der junge Mann nur mit Fingerspitzen anfaßte und nachlässig überflog.

»Eine gebildete Schrift«, sagte er, »auch die Rechtschreibung ist richtig.

Aber mit seiner Religion, das gibt mir doch zu denken«, und wieder trat der spöttische Ausdruck in seine Augen. »Das Land wird bereits von frommen, weißen Leuten fast zugrunde gerichtet. Was haben wir vor den Wahlen doch für fromme Staatsmänner, da herrscht in allen Kirchensprengeln, in allen Staatsdepartements ein so tolles Treiben der Frömmigkeit, daß man nie voraussagen kann, wer einen zuerst übers Ohr hauen wird. Ich weiß jetzt nicht Bescheid, wie hoch Religion zur Zeit im Kurs steht. Ich habe versäumt, in den Zeitungen nachzuschauen, was jetzt dafür geboten wird. Wie hoch lassen Sie sich denn die Religion bezahlen?«

»Jetzt scherzen Sie wieder«, sagte der Händler. »Aber in gewisser Weise haben Sie durchaus recht. Ich weiß, es gibt Unterschiede in der Religion. Manche Art taugt gar nichts: die Gemeindefrommen, die Frommen, die singen und Gebete leiern, die sind nichts wert, mögen sie nun schwarz oder weiß sein. Aber hier ist es etwas anderes. Gerade bei den Niggern hat man oft diese stille, sanfte, aufrichtige Frömmigkeit. Die lassen sich um nichts in der Welt zu einem Unrecht verleiten; hier in diesem Brief können Sie lesen, was Toms ehemaliger Herr von ihm sagt.«

»Na«, sagte der junge Mann und beugte sich ernsthaft über seine Brieftasche, »wenn Sie mir zusagen, daß ich diese Frömmigkeit wirklich kaufen kann und daß sie in dem himmlischen Rechnungsbuch auf mein Konto geht, als ob sie mir tatsächlich gehört, dann wird mir ein kleiner Aufschlag nichts ausmachen. Was meinen Sie?«

»Das kann ich freilich nicht garantieren«, sagte der Händler. »Da oben wird wohl jeder seine eigene Religion begleichen müssen.«

»Dann ist es doch bitter für einen Menschen, der extra für Religion bezahlt, daß er damit im Jenseits keine Geschäfte machen kann, wo er es wahrhaftig nötig hätte, finden Sie nicht?« sagte der junge Mann, der während dieses Gespräches ein Bündel Banknoten durchgezählt hatte. »Da, altes Haus, zählt Euer Geld!« setzte er hinzu, als er dem Händler das Geld übergab.

»Geht in Ordnung«, sprach Haley, sein Gesicht glänzte vor Befriedigung. Nachdem er ein altes Tintenfaß hervorgezogen, begann er einen Kaufvertrag aufzusetzen, den er kurz danach dem jungen Mann überreichte.

»Ich möchte nur wissen, was ich wert wäre, wenn man mich einteilen und abschätzen würde«, sagte letzterer, während er das Papier durchflog. »Soviel für die Form meines Kopfes, soviel für eine hohe Stirn, soviel für Arme, Hände und Beine, und dann etwas für die Erziehung, Bildung, Begabung, Aufrichtigkeit und Religion! Gott behüte! Für das letzte müßte man herzlich wenig veranschlagen. Aber jetzt komm, Eva«, sagte er und nahm seine kleine Tochter bei der Hand. Er schlenderte mit ihr zu der anderen Seite des Dampfers und faßte dort

gleichmütig Tom unters Kinn und sprach: »Blick einmal auf und betrachte dir deinen neuen Herrn!«

Tom blickte auf. Es wäre wider die Natur gewesen, nicht mit Vergnügen in dieses heitere, junge und hübsche Gesicht zu sehen; und Tom spürte, wie ihm die Tränen kamen, als er von Herzensgrund sagte:

»Gott segne Euch, Herr!«

»Das wollen wir hoffen. Wie heißt du? Tom? Er wird es auf deine Bitte hin wohl tun. Verstehst du dich auf Pferde?«

»Ich bin mein Lebtag mit Pferden umgegangen«, erwiderte Tom.

»Na, dann werde ich dich als Kutscher anstellen, aber unter einer Bedingung: du darfst dich nicht mehr als einmal in der Woche betrinken, es sei denn aus besonderem Anlaß, Tom.«

Tom sah überrascht und ein wenig gekränkt aus, als er sagte: »Ich trinke niemals, Herr.«

»Diese Versicherung habe ich schon öfters gehört, Tom; das wollen wir erst abwarten. Es wird allen Beteiligten die Arbeit ungemein erleichtert, wenn du nicht trinkst. Nichts für ungut, mein Junge«, setzte er gutmütig hinzu, als er sah, daß Tom noch immer ein ernstes Gesicht machte; »ich bin überzeugt, du hast die besten Vorsätze.«

»Ganz bestimmt, Herr«, versicherte Tom.

»Und du sollst es gut haben«, sagte Eva. »Papa ist zu allen Menschen gut, er neckt sie nur immer.«

»Papa bedankt sich für deine Empfehlung«, sagte St. Clare lachend; dann kehrte er sich um und ging weiter.

15. Kapitel
Von Toms neuem Herrn und manchen anderen Dingen

Nachdem sich der Lebensfaden unseres bescheidenen Helden in das Schicksal höher gestellter Menschen verwoben hat, sehen wir uns genötigt, diese erst einmal vorzustellen.

Augustin St. Clare war der Sohn eines reichen Pflanzers in Louisiana. Seine Familie stammte ursprünglich aus Kanada. Von zwei Brüdern, sehr ähnlich im Charakter und Temperament, hatte sich der eine auf einer blühenden Farm in Vermont niedergelassen, während der andere eben jener mächtige Pflanzer in Louisiana geworden war. Augustins Mutter stammte aus einer französischen Hugenottenfamilie, die in Louisiana eingewandert war, als dieses Land eben besiedelt wurde. Augustin und sein Bruder waren die einzigen Kinder ihrer Eltern. Er hatte von seiner Mutter die ungewöhnlich zarte Gesundheit geerbt, so daß man ihn während seiner Kindheit auf ärztlichen Rat für mehrere Jahre der Obhut seines Onkels in Vermont anvertraute, damit er sich in dem rauhen Klima kräftigen möge.

Während seiner Kindheit zeichnete er sich durch eine ungewöhnliche Weichheit des Charakters aus, wie man sie mehr bei der Sanftheit des weiblichen Geschlechts als bei der üblichen Härte seines eigenen vermutet. Mit der Zeit jedoch überzog sich diese Weichheit mit der rauhen Rinde seiner Männlichkeit, nur wenige ahnten, wie lebendig und frisch sie noch darunter fortbestand. Er besaß reiche Gaben des Geistes. In einem der Randstaaten lernte er ein hochgesinntes, schönes Mädchen kennen, gewann ihre Liebe und verlobte sich mit ihr. Er kehrte in den Süden zurück, um die Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen, als er völlig unerwartet seine Briefe durch die Post zurückerhielt und eine kurze Mitteilung ihres Vormundes ihn in Kenntnis setzte, daß seine Braut noch vor Eintreffen dieser Zeilen die Gattin eines anderen sein werde. St. Clare glaubte, den Verstand zu verlieren. Zu stolz, um Erklärungen zu erbitten oder einzuholen, warf er sich unverzüglich in den Strudel rauschender Geselligkeit und war schon vierzehn Tage nach Empfang des Briefes der Auserwählte der gefeierten Schönheit der Saison. Die Hochzeit wurde sogleich angesetzt, und schon war er der Gemahl einer Frau, die ihm eine blendende Figur, glänzende, dunkle Augen und hunderttausend Dollar in die Ehe brachte. Natürlich hielt ihn alle Welt für einen ausgemachten Glückspilz.

Das junge Paar verbrachte seine Flitterwochen im glänzenden Freundeskreis in einer herrlichen Villa am See Pontchartrein, als man ihm eines Tages einen Brief brachte, dessen Handschrift ihm nur allzu vertraut war. Er erhielt ihn, als er ausgelassen und sprühend eine ganze Gesellschaft unterhielt. Beim Anblick der Handschrift wurde er totenblaß, aber er bewahrte seine Fassung und beendete das Wortgeplänkel mit seiner reizenden Nachbarin, kurz danach vermißte man ihn im Kreise. Allein in seinem Zimmer öffnete und las er den Brief, der doch viel zu spät kam. Er war von ihr und enthielt einen langen Bericht über Verfolgungen, die sie von seiten der Familie ihres Vormundes hatte erdulden müssen, um sie zu veranlassen, sich mit dessen Sohn zu verbinden. Sie berichtete, wie seit längerer Zeit seine Briefe ausgeblieben waren, wie sie immer wieder geschrieben hatte, um endlich voll Zweifel und Elend zu verzagen. Der Brief schloß mit dem Ausdruck der Hoffnung und Dankbarkeit, mit Beteuerungen der unverbrüchlichen Liebe, die dem unseligen jungen Mann bitterer als der Tod erschienen. Umgehend schrieb er zurück:

»Ich habe Deinen Brief erhalten — aber zu spät. Ich habe alles geglaubt, was man mir sagte. Ich war vollkommen verzweifelt. Ich bin verheiratet, und alles ist aus. Du mußt vergessen — das ist alles, was uns beiden übrigbleibt.«

Und so endete das Lebensideal, die ganze Romantik des Lebens für Augustin St. Clare. Nur die Wirklichkeit war ihm verblieben, eine flache, leere Wirklichkeit.

Natürlich, in einem Roman bricht den Leuten das Herz, und sie sterben, damit endigt das Ganze, und in einer Geschichte ist das sehr praktisch. Aber im wirklichen Leben sterben wir nicht, wenn alles, was uns das Leben hell macht, zugrunde geht. Da bleibt noch immer der gewichtige Kreislauf von Essen und Trinken, von Ankleiden und Ausgehen, von Besuchen, von Kaufen und Verkaufen, von Reden und Lesen; was wir gemeinhin das Leben nennen bleibt übrig und ist zu bestehen, und dieses blieb auch Augustin übrig. Wäre seine Frau eine richtige Frau gewesen, hätte sie noch manches tun können — wie Frauen das verstehen -, um die zerrissenen Fäden seines Lebens wieder anzuknüpfen und sie aufs neue zu einem glänzenden Gewebe zu verarbeiten. Aber Marie St. Clare bemerkte nicht einmal, daß sie zerrissen waren. Wie wir bereits berichteten, bestand sie aus einer blendenden Figur, glänzenden Augen und hunderttausend Dollar. Keine dieser Eigenschaften war dazu angetan, ein krankes Gemüt zu pflegen.

Im Grunde seines Herzens war Augustin froh, daß er eine so wenig einsichtige Frau geheiratet hatte; aber als der erste Glanz der Flitterwochen verflogen war, entdeckte er, daß eine schöne, junge Frau, die ihr Leben lang nur verhätschelt und bedient worden war, im täglichen Leben eine sehr harte Herrin

sein kann. Marie hatte nie viel Gefühl oder Gemüt besessen, das wenige aber, was sie hatte, wurde von einer großen Selbstsucht aufgesogen.

Als St. Clare anfing, in seinem Unglück die kleinen Aufmerksamkeiten zu unterlassen, kam es zu Tränenströmen, Schmollen und heftigen Ausbrüchen, zu Auftritten, Klagen und Beschwerden. St. Clare war gutherzig und nachgiebig und suchte sie mit Geschenken und Schmeicheleien zu beschwichtigen, und als Marie ihm eine süße, kleine Tochter schenkte, empfand er große Zärtlichkeit für sie.

St. Clares Mutter war eine Frau von ungewöhnlicher Hoheit und Reinheit des Charakters gewesen, daher gab er seinem Kind den Namen seiner Mutter in der zärtlichen Vorstellung, daß sie damit zu deren Ebenbild werde. Dies war seiner Frau nicht entgangen, sie betrachtete die hingebende Liebe ihres Mannes zu dem Kinde mit Argwohn und Abneigung.

Mit ihren Klagen nahm es kein Ende. Aber ihre ganze Stärke schien in der Migräne zu liegen, die sie zuweilen drei Tage in der Woche ans Zimmer fesselte. Damit fiel natürlich die Lenkung des Haushalts den Dienstboten zu, so daß St. Clare sein häusliches Leben keineswegs als behaglich empfand. Seine kleine Tochter war sehr zart. Da niemand sich um sie kümmerte und nach ihr sah, mußte er fürchten, daß ihre Gesundheit und ihr Leben der Unfähigkeit ihrer Mutter zum Opfer fallen könnte. Daher hatte er sie auf eine Reise nach Vermont mitgenommen und seine Kusine, Miß Ophelia St. Clare überredet, gemeinsam mit ihnen in die Südstaaten zurückzukehren. Auf unserem Dampfer, wo wir sie soeben vorstellten, befanden sie sich auf der Heimreise.

Während sich in der Ferne bereits die Türme und Dächer von New Orleans abzeichnen, bleibt uns noch Zeit genug, auch Miß Ophelia vorzustellen.

Auf einer Farm voll Ordnung und Sauberkeit, in einer Familie von strengen Grundsätzen und in einem Hause, das stets aussah, als ob gerade alles frisch aufgeräumt wäre, hatte Miß Ophelia ein ruhiges Leben von ungefähr fünfundvierzig Jahren zugebracht, als ihr Vetter kam und sie nach den Südstaaten einlud. Als Älteste einer großen Familie wurde sie von Vater und Mutter noch immer als >eins der Kinder< betrachtet, und der Vorschlag, nach Orleans zu reisen, war für den ganzen Familienkreis ein Ereignis. Der alte grauköpfige Vater holte den Atlas aus dem Bücherschrank und schlug den genauen Breiten–und Längengrad nach; er zog verschiedene Reiseführer zu Rate, um sich über das fremde Land eine Meinung zu bilden.

Die gute Mutter fragte ängstlich, ob >Orleans nicht ein gottloser Ort sei<, und erklärte, daß ihr eine solche Reise nicht anders vorkäme, als wenn sie nach den Sandwich–Inseln oder unter die Heiden führe.

Der Leser sieht Miß Ophelia jetzt in einem Reisekleid aus glänzend

braunem Leinen, eine große, breitschultrige, eckige Gestalt. Ihr Gesicht war dünn, mit scharfen Umrißlinien, die Lippen zusammengepreßt wie bei Leuten, die gewohnt sind, über alle Dinge eine feste Meinung zu haben; während die lebhaften Augen einen merkwürdig forschenden und überlegten Ausdruck hatten und überall umherspähten, ob nicht etwas ihrer Obhut bedürfe.

Jede ihrer Bewegungen war scharf, bestimmt und energisch; und wenn sie auch nicht viel redete, so waren ihre Worte doch klar und unmißverständlich und trafen stets ins Ziel.

In ihren Gewohnheiten war sie die verkörperte Ordnung und Genauigkeit. Ihre Pünktlichkeit war so zuverlässig wie ein Uhrwerk und so unerbittlich wie eine Lokomotive, und sie verachtete und verabscheute entschieden alles, was in dieser Hinsicht ihrer Natur entgegengesetzt war.

Die Sünde aller Sünden in ihren Augen — die Summe aller Übel–gipfelte für sie in dem häufigen und wichtigen Ausdruck — Liederlichkeit^ In der Betonung des Wortes liederlich drückte sie ihre letzte und endgültige Verachtung aus, und damit bezeichnete sie jedes Verhalten, das nicht in direkter Beziehung zur Vollendung einer festen Absicht stand. Leute, die nichts taten oder nicht genau wußten, was sie eigentlich wollten, die nicht geradewegs auf ein festes Ziel zusteuerten, waren Gegenstand dieser völligen Verachtung, einer Verachtung, die sie weniger in Worten als in einem steinernen Ingrimm äußerte, als ob sie es verschmähte, der Sache Erwähnung zu tun.

Miß Ophelia war die absolute Sklavin des >du sollst<. War sie einmal überzeugt, in welcher Richtung der Pfad der Pflicht, wie sie es zu nennen liebte, verlief, so konnten weder Wasser noch Feuer sie davon abhalten. Sie würde stracks in einen Brunnen oder unbeirrt vor die Öffnung einer geladenen Kanone laufen, wenn sie nur wüßte, daß dieser Pfad dorthin führe. Ihr Rechtsbegriff war so hoch, so allumfassend und genau, er machte der menschlichen Schwäche so wenig Zugeständnisse, daß sie trotz heldenhafter Anstrengung ihn tatsächlich nie erfüllte und deshalb stets von dem nagenden Bewußtsein ihrer Unvollkommenheit besessen war. Dies gab ihrem religiösen Charakter einen strengen und düsteren Hintergrund.

Aber wie in aller Welt verträgt sich Miß Ophelia mit Augustin St. Clare — der so heiter, unbekümmert, unpünktlich, unpraktisch und skeptisch war? Der frech und liebenswürdig alle ihre behüteten Gewohnheiten und Meinungen über den Haufen warf?

Um die Wahrheit zu sagen: Miß Ophelia liebte ihn. Als Knabe hatte sie ihn im Katechismus unterwiesen, seine Kleider ausgebessert, ihm die Haare gebürstet und ihm den rechten Weg gezeigt; da auch ihr Herz eine weiche Stelle hatte, hatte sich Augustin, wie er das bei den meisten Menschen zu tun pflegte,

dort sogleich eingenistet; daher war es ihm ein Leichtes gewesen, sie zu überzeugen, daß der Pfad der Pflicht nach New Orleans führte, daß sie ihn begleiten müsse, um Eva zu erziehen und seinen Hausstand vor Verfall und Ruin zu schützen, solange seine Frau noch kränklich war. Die Vorstellung eines Hauses, dem niemand vorstand, ging ihr zu Herzen, außerdem liebte sie das reizende kleine Mädchen, wie das den meisten Menschen erging, und wenn sie auch Augustin für einen Heiden hielt, so liebte sie ihn trotzdem, lachte über seine Späße und sah ihm seine Fehler in einer Weise nach, die alle, die sie kannten, für unmöglich hielten. Was nun noch weiter an Miß Ophelia zu erforschen ist, muß der Leser nach persönlicher Bekanntschaft selbst entdecken.

Wir finden sie jetzt in ihrer Kabine, umgeben von einer Unmenge von kleinen und großen Reisetaschen, Körben und Schachteln, alle gefüllt mit wichtigen Dingen, die sie mit ernstem Stirnrunzeln auf–und zuband, einpackte und befestigte.

»Na, Eva, hast du deine Sachen gezählt? Natürlich nicht, Kinder tun das nie. Also da ist die gepunktete Reisetasche und die kleine blaue Hutschachtel mit deinem besten Häubchen — das macht zwei, die Gummitasche sind drei, mein Nadelkästchen vier, meine Hutschachtel fünf und meine Kragenschachtel sechs und der kleine Koffer macht sieben. Wo hast du deinen Sonnenschirm? Gib ihn her, ich wickle ihn ein und befestige ihn an meinem Regenschirm–so geht es.«

»Aber Tantchen — wir gehen doch nach Hause; wozu das alles?«

»Damit alles hübsch in Ordnung bleibt, mein Kind; man muß seine Sachen schonen, wenn man es zu etwas bringen will im Leben. Und nun, Eva, ist dein Fingerhut eingepackt?«

»Wahrhaftig, Tantchen, das weiß ich nicht.«

»Na, das macht nichts; ich werde in deinem Handarbeitskästchen nachsehen; Fingerhut, Wachs, zwei Garnrollen, Schere, Messer, Bandnadel; gut, steck es ein. Was hast du nur angefangen, Kind, als du mit deinem Papa allein gereist bist? Ich könnte mir denken, du hast alles verloren.«

»Doch, Tantchen, ich habe auch eine Menge verloren. Wenn wir unterwegs anhielten, hat Papa mir dann alles wieder gekauft.«

»Gott bewahre mich, Kind! Was ist das für eine Art!«

»Das war eine höchst einfache Art, Tantchen«, sagte Eva.

»Das ist schrecklich liederlich«, erwiderte Tantchen.

»Aber, Tantchen, was tust du da?« fragte Eva. »Der Koffer ist zu voll, der geht nicht zu.«

»Er muß zugehen«, sagte Tantchen mit der Miene eines Generals, sie zwängte die Sachen hinein und setzte sich auf den Deckel, aber noch immer klaffte ein Spalt unter dem Kofferdeckel.

»Stell dich hier drauf, Eva!« sagte Miß Ophelia ermutigend, »was sein muß, muß sein. Dieser Koffer muß zugehen und zugeschlossen werden — da bleibt uns keine Wahl.«

Da gab der Koffer nach. Zweifellos hatte ihn dieser Ausspruch eingeschüchtert. Der Riegel schnappte ein; Miß Ophelia drehte den Schlüssel um und steckte ihn triumphierend in die Tasche.

»Jetzt sind wir soweit. Wo ist der Papa? Es wird Zeit, das Gepäck hinaufzutragen. Sieh einmal, Eva, ob du den Papa nicht findest.«

»Ja gewiß, er ist drüben in der Herrenkabine und ißt eine Apfelsine.«

»Dann weiß er nicht, daß wir gleich da sind«, sagte Tantchen; »willst du nicht lieber hinlaufen und ihm Bescheid sagen?«

»Papa hat es nie eilig«, antwortete Eva. »Wir haben ja noch nicht angelegt. Komm an das Geländer, Tantchen. Sieh dort! Da ist unser Haus, oben an der Straße!«

Der Dampfer machte jetzt Anstalten mit heftigem Stöhnen, wie ein riesiges müdes Ungeheuer, sich zwischen die zahlreichen Fahrzeuge an der Landungsstelle zu drängen. Eva deutete fröhlich auf die verschiedenen Türme, Dome und Wahrzeichen ihrer Heimatstadt.

»Ja, ja, mein Goldkind, sehr hübsch«, sagte Miß Ophelia. »Aber der Himmel bewahre uns! Das Schiff legt an! Wo ist dein Vater?«

Nun folgte der übliche Landungstrubel — Kellner, die zwanzig verschiedene Wege auf einmal liefen — Männer, die Koffer, Reisetaschen und Schachteln schulterten — Frauen, die ängstlich nach ihren Kindern riefen — alles das wälzte sich dichtgedrängt zum Landungssteg, der an Land führte.

Miß Ophelia setzte sich aufrecht auf den vorhin überwältigten Koffer, ließ alle ihre Habseligkeiten in schöner militärischer Ordnung aufmarschieren und schien entschlossen, sie aufs äußerste zu verteidigen.

»Soll ich Ihren Koffer tragen, Madam?« »Soll ich Ihr Gepäck befördern?« »Kann ich Ihr Gepäck versorgen. Missis?«

»Soll ich Ihre Sachen mitnehmen, Missis?« Die Fragen nagelten auf sie ein, sie beachtete sie nicht. Da saß sie in grimmiger Entschlossenheit, so aufrecht wie eine in ein Brett gesteckte Stopfnadel, hielt ihr Bündel Sonnen–und Regenschirme umklammert und antwortete den Trägern mit einer Entschiedenheit, die selbst einen Droschkenkutscher entrüsten konnte. Dazwischen äußerte sie Eva ihr Befremden, »was in aller Welt sich nur Papa denken mochte«; »er konnte doch nicht ins Wasser gestürzt sein« - »aber etwas mußte doch geschehen sein.« - Als sie gerade anfing, sich ernstlich Sorgen zu machen, kam St. Clare glücklich heran, sorglos und ohne Hast, wie immer. Er gab Eva ein Viertel seiner Apfelsine und sagte:

Telegram@shabarsbibliothek

»Na, Kusine, bist du fertig?«

»Ich bin schon seit einer Stunde fertig und warte hier«, antwortete Miß Ophelia, »ich habe mir schon Sorgen um dich gemacht.«

»Jetzt ist es eine Kleinigkeit«, sagte er. »Der Wagen wartet, und das Gedränge ist vorbei. Jetzt kann man bequem und auf christliche Weise an Land gehen und wird nicht geschubst und gestoßen. Hier«, wandte er sich an den hinter ihm stehenden Kutscher, »nimm die Sachen.«

»Ich werde mitgehen und sehen, wie er alles verstaut«, sagte Miß Ophelia.

»Ich bitte dich, Kusine, wozu denn?«

»Auf jeden Fall nehme ich dies und dies und dies lieber selber«, sagte Miß Ophelia und ergriff drei Schachteln und eine kleine Reisetasche.

»Teuerste Kusine, das ist hier unmöglich. Du mußt dich schon ein wenig an unsere südländischen Sitten gewöhnen und nicht mit solcher Last an Land gehen. Man hält dich ja für eine Kammerzofe. Überlaß das diesem Burschen, er wird es tragen, als seien es rohe Eier.«

Verzweifelt sah Miß Ophelia zu, wie ihr Vetter ihr alle Sachen wieder abnahm, und war überglücklich, als sie alles wohlbehalten in der Kutsche vorfand.

»Wo ist Tom?« fragte Eva.

»Oh, der sitzt draußen auf dem Bock, Mäuschen. Ich werde ihn Mutter als Versöhnungsgeschenk mitbringen für den betrunkenen Kerl, der neulich den Wagen umwarf.«

»Tom wird sich glänzend als Kutscher machen, das weiß ich«, sagte Eva. »Er wird sich nie betrinken.«

Der Wagen hielt jetzt vor einem alten Gebäude, erbaut in jenem gemischten, halb spanischen, halb französischen Stil, den man noch in manchen Stadtteilen von New Orleans findet. Es war nach maurischer Art gebaut — und umschloß mit seinen Seitenflügeln einen Hof, in den die Kutsche durch einen gewölbten Torweg einfuhr. Dieser Innenhof entsprach einer malerischen und üppigen Vorstellung. Breite Galerien umliefen ihn auf allen vier Seiten, deren maurische Bogen, schlanke Pfeiler und Arabeskenornamente die Phantasie wie in einem Traum zurück unter die Herrschaft orientalischer Romantik in Spanien versetzten. In der Mitte des Hofes warf ein Springbrunnen seinen Silberstrahl hoch empor, der in ein Marmorbecken zurückfiel, dessen Rand mit einem Kranz zartblühender Veilchen umgeben war. Um den Brunnen führte ein Weg, der mit einem Mosaik von Kieselsteinen zierlich geschmückt war, dieser wiederum war von Rasen eingefaßt, weich wie grüner Samt, während der Fahrweg das Ganze umschloß. Zwei große Orangenbäume, jetzt von Blüten duftend, spendeten köstlichen Schatten; den Rasen in einem Kreis umgebend, standen Marmorvasen

in maurischem Stil, angefüllt mit den herrlichsten tropischen Blumen. Riesige Blumen. Riesige Granatbäume mit ihrem glänzenden Laub und geflammten Blumen, dunkelblättriger arabischer Jasmin mit seinen silbrigen Sternen, Geranien, üppige Rosensträucher, deren Zweige sich unter der Fülle der Blüten bogen, Goldjasmin, zitronenduftendes Verbenum vereinigten ihren Duft und ihre Blütenpracht, während hier und da eine geheimnisvolle alte Aloe mit ihren seltsamen, massigen Blättern wie ein alter Hexenmeister hervorsah.

Die Galerien, die den Hof umgaben, waren mit Vorhängen aus arabischem Stoff versehen, die sich nach Belieben zuziehen ließen, um die Sonnenstrahlen auszuschließen. Das Ganze machte einen überwältigenden Eindruck von Luxus und Romantik.

Als die Kutsche einbog, schien Eva vor grenzenloser Freude wie ein Vogel aus einem Käfig ausbrechen zu wollen.

»Ach, ist es nicht ein herrliches Zuhause, schön und wunderbar«, sagte sie zu Miß Ophelia.

»Es ist ganz hübsch«, antwortete Miß Ophelia beim Aussteigen, »es kommt mir allerdings etwas alt und heidnisch vor.«

Tom stieg herab und sah sich mit einem Ausdruck ruhiger, stiller Freude um. Man darf nicht vergessen, der Neger ist exotischen Ursprungs und stammt aus den prächtigsten und üppigsten Ländern der Welt; im tiefsten Herzen hegt er eine Leidenschaft für alles Glänzende, Reiche und Phantastische; eine Leidenschaft, die sich bei einem ungeschulten Geschmack nur unbeholfen äußert und daher der kühlen und korrekten weißen Rasse lächerlich erscheinen muß.

St. Clare, der in seinem Herzen ein praktischer Genußmensch war, lächelte zu Miß Ophelias Bemerkung und, sich an Tom wendend, der sich mit strahlendem Gesicht, leuchtend vor Bewunderung umsah, sagte er:

»Na, Tom, mein Junge, hier scheint's dir zu gefallen?«

»Ja, Herr, das scheint mir das Richtige zu sein.«

Dies alles geschah in einem Augenblick, während man die Koffer ins Haus schleppte, den Kutscher entlohnte und eine Schar von Menschen jeden Alters, jeden Geschlechts — Männer, Frauen und Kinder — die Galerien entlang gestürzt kam, von oben, von unten, um die Ankunft des Herrn mitzuerleben. Voran kam ein junger Mulatte, auffallend nach der letzten Mode gekleidet, ein parfümiertes Taschentuch feierlich in der Hand schwenkend, anscheinend eine besondere Persönlichkeit.

Dieser junge Mensch hatte mit großer Behendigkeit die ganze Dienerschaft an das andere Ende der Veranda gedrängt.

»Zurück mit euch! Ich muß mich ja schämen«, rief er befehlend. »Wollt ihr den Herrn schon in der ersten Stunde seiner Rückkehr belästigen?«

Alles schien von dieser gewandten Rede betroffen zu sein und drängte sich in respektvoller Entfernung zusammen bis auf zwei stämmige Träger, die herbeikamen und das Gepäck ergriffen.

Dank Mr. Adolfs hoheitsvoller Anordnung war also, als St. Clare sich nach der Entlohnung des Kutschers umwandte, niemand sonst zugegen als Mr. Adolf selber, in Atlasweste, mit goldener Uhrkette und weißen Hosen; er verbeugte sich mit höchster Anmut und Liebenswürdigkeit.

»Ach, Adolf, bist du's?« sagte sein Herr und gab ihm die Hand, »wie geht es dir, mein Junge?«, während Adolf mit größter Zungenfertigkeit eine Stegreifrede vom Stapel ließ, die er schon seit vierzehn Tagen auf das sorgfältigste vorbereitet hatte.

»Schon gut, schon gut«, wehrte St. Clare mit seinem üblichen amüsierten und spöttischen Ausdruck ab. »Das geht ja wie am Schnürchen, Adolf. Sieh, daß sie das Gepäck gut hereintragen. Ich werde gleich die Leute begrüßen«, und damit begleitete er Miß Ophelia über die Veranda zu einem großen Wohnzimmer.

Während dies geschah, war Eva wie ein Vogel durch das Tor und das Wohnzimmer in ein kleines Boudoir geflogen, das ebenfalls auf die Veranda führte.

Eine große, dunkeläugige, bleiche Dame richtete sich halb von ihrem Ruhelager auf.

»Mama!« sagte Eva und warf sich ihr leidenschaftlich um den Hals, sie immer aufs neue umarmend.

»Na, na — nimm dich in acht, Kind — damit ich kein Kopfweh bekomme!«, sagte die Mutter, nachdem sie das Kind matt geküßt hatte.

Dann kam St. Clare herein, umarmte seine Frau nach Art eines treuen, altmodischen Ehemannes und stellte ihr hierauf nur Ophelia vor. Marie schlug nicht ohne Neugier ihre großen Augen zu der Kusine auf und begrüßte sie mit müder Höflichkeit. Zahlreiche Diener drängten jetzt zur Tür herein, darunter eine Mulattin in reiferen Jahren, von sehr ehrbarem Äußeren, die vor Freude und Erwartung zitterte.

»Ach, da ist Mammy!« sagte Eva und flog durch das Zimmer, sie warf sich der Mulattin in die Arme und küßte sie wiederholt.

Diese Frau erklärte nicht, daß ihr Kopf schmerze, sondern im Gegenteil, sie herzte das Kind und lachte und weinte, als sei sie rein von Sinnen, bis Eva sich freimachte und nun von einem zum anderen sprang und so viele Hände schüttelte und Küsse austeilte, daß Miß Ophelia hinterher erklärte, ihr sei beinahe schlecht geworden.

»Wahrhaftig«, sagte Miß Ophelia, »ihr Kinder des Südens bringt allerhand

fertig.«

»Und das wäre?« fragte St. Clare.

»Nun, ich will gewiß auch zu jedem freundlich sein und niemandem zu nahe treten. Aber was das Küssen angeht — «

»Bei Niggern hört es auf, was?«

»Ja, in der Tat. Wie bringt sie das bloß fertig?«

St. Clare trat lachend auf den Flur. »Hallo, was ist hier los? Ihr alle — Mammy, Jimmy, Polly, Sucky — freut ihr euch, daß euer Herr wieder da ist?« sprach er, als er händeschüttelnd von einem zum anderen ging. »Nehmt die Kleinen in acht«, setzte er hinzu, als er über einen kleinen, schwarzen Bengel stolperte, der auf allen vieren entlangkroch. »Sollte ich versehentlich jemand getreten haben, mag er sich melden.«

Als St. Clare nun gar kleine Münzen unter die Anwesenden verteilte, da wollten das Gelächter und die Segenswünsche kein Ende nehmen.

»So, nun verschwindet alle miteinander«, sagte er, und die ganze Gesellschaft, hell und dunkel, entfernte sich durch die Tür auf die große Veranda, gefolgt von Eva, die eine große Tasche trug, die sie unterwegs auf der Heimfahrt mit Äpfeln und Nüssen, Bonbons und bunten Bändern, mit Spitzen und allerhand Spielsachen gefüllt hatte.

Als St. Clare sich zum Gehen wandte, fiel sein Blick auf Tom, der unten stand und unruhig von einem Fuß auf den anderen trat, während Adolf, nachlässig gegen das Geländer gelehnt, ihn durch ein Opernglas betrachtete; seine herablassende Miene hätte jedem Stutzer zur Ehre gereicht.

»Weg damit, du Affe«, sagte sein Herr und schlug ihm das Glas herunter: »Ist das eine Art, deinesgleichen zu behandeln? Mir scheint, Dolf«, setzte er hinzu und legte prüfend seine Finger auf die elegant gemusterte Seidenweste, in der Adolf prunkte, »mir scheint, das ist meine Weste.«

»Oh, Herr, diese Weste war voller Weinflecke! Der Herr konnte eine solche Weste doch nicht länger tragen! Ich dachte, ich könnte sie nehmen. Für einen armen Niggerknaben reicht sie noch.«

Und Adolf warf seinen Kopf zurück und fuhr mit zierlichen Fingern durch sein parfümiertes Haar.

»So, so«, sagte St. Clare. Er war nicht entrüstet. »Also jetzt führe ich Tom seiner Herrin vor, und du nimmst ihn dann mit in die Küche, aber wehe, wenn du dich noch weiter aufspielst! Er ist zweimal soviel wert wie ein Affe wie du.«

»Der Herr muß immer spaßen«, sagte Adolf lachend. »Ich bin entzückt, daß der Herr so guter Dinge ist.«

»Komm, Tom«, rief St. Clare und winkte ihm.

Tom kam ins Zimmer herein. Er blickte verwirrt auf die samtenen Teppiche

und die nie geschaute Pracht der Spiegel, Bilder, Statuen und Vorhänge, und wie die Königin von Saba vor Salomon verließ ihn aller Mut. Er traute sich nicht mehr, den Fuß zu heben.

»Sieh hier, Marie«, sagte St. Clare zu seiner Frau, »ich habe dir einen Kutscher nach deinem Geschmack gekauft. Ich kann dir sagen, ein wahres Wunder an Schwärze und Gesittung. Er wird dich fahren wie zu einem Begräbnis, du brauchst es bloß zu sagen. Mach deine Augen auf und sieh ihn dir an. Und sage nicht mehr, ich dächte nicht an dich, wenn ich unterwegs bin.«

Marie öffnete die Augen und heftete sie prüfend auf Tom.

»Ich weiß, er wird sich betrinken«, sagte sie.

»Nein, nein. Er wurde mir als ein frommes und nüchternes Stück empfohlen.«

»Na, hoffentlich macht er sich«, erwiderte die vornehme Dame; »wenn ich es auch kaum erwarte.«

»Dolf«, befahl St. Clare, »führe Tom nach unten und nimm dich zusammen. Denke dran, was ich dir gesagt habe.«

Adolf tänzelte zierlich davon, während Tom ihm mit schwerem Schritt folgte.

»Er ist der reine Elefant!« sagte Marie.

»Nun, Marie, sei gnädig«, bat St. Clare und setzte sich auf einen Stuhl neben ihrem Ruhelager. »Spende deinem Mann ein freundliches Wort.«

»Du bist vierzehn Tage länger geblieben, als du vorhattest«, sagte die Gnädige schmollend.

»Gewiß, aber ich schrieb dir die Ursache.«

»In einem so kurzen, kalten Brief«, entgegnete sie.

»Nun, ja doch. Die Post ging gerade ab, sonst hätte ich es lassen müssen.«

»So geht es immer«, antwortete sie. »Du hast immer einen Anlaß, deine Reisen auszudehnen und deine Briefe abzukürzen.« »Schau einmal her«, lenkte er ab und zog ein elegantes Etui aus der Tasche und öffnete es, »ich habe dir ein Geschenk aus New Orleans mitgebracht.« Es war ein Daguerrotyp[1], klar und weich wie ein Kupferstich, und stellte Eva mit ihrem Vater dar, die Hand in Hand zusammensaßen.

Marie betrachtete es unzufrieden.

»Warum habt ihr euch so unvorteilhaft hingesetzt?« fragte sie.

»Nun, die Stellung mag Ansichtssache sein; aber was hältst du von der Ähnlichkeit?«

»Wenn du im ersten Fall keinen Wert auf meine Ansicht legst, wirst du es in diesem Fall auch nicht tun«, sagte sie und schloß das Etui.

»Soll sie der Henker holen«, dachte St. Clare im stillen. Aber laut sagte er:

»Ach, komm. Marie, sag, ob du es ähnlich findest. Sei doch nicht kindisch.«

»Es ist rücksichtslos von dir, St. Clare«, versetzte Marie, »daß du mich zum Sprechen und Betrachten verleitest. Du weißt doch, daß ich den ganzen Tag mit Migräne liege. Seit deiner Ankunft herrscht hier ein solcher Trubel, ich bin halbtot davon.«

»Sie leiden an Migräne, Madam?« fragte Miß Ophelia und erhob sich plötzlich aus den Tiefen eines Sessels, wo sie still gesessen und ein Verzeichnis der Einrichtungsgegenstände aufgenommen hatte, heimlich die Kosten überschlagend.

»Ja, ich leide Qualen.«

»Wacholderbeerentee ist gut gegen Migräne«, sagte Miß Ophelia. »Auguste, die Frau von Pfarrer Abraham Percy, behauptete es wenigstens, und sie verstand sich darauf.«

»Ich werde die ersten Wacholderbeeren, die im Garten am See reif werden, zu diesem Zweck ernten lassen«, sagte St. Clare und zog mit todernstem Gesicht die Klingel. »Inzwischen, teure Kusine, wirst du dich auf dein Zimmer zurückziehen und nach der Reise ein wenig erfrischen wollen. Dolf«, setzte er hinzu, »ich lasse Mammy bitten.« Kurz darauf trat die nette Mulattin ein, die Eva so stürmisch begrüßt hatte; sie war sauber gekleidet und trug einen hohen rot und gelben Turban auf dem Kopf, den Eva ihr soeben geschenkt und eigenhändig umgebunden hatte. »Mammy«, sprach St. Clare, »ich vertraue dir diese Dame an; sie ist müde und soll sich ausruhen. Führe sie auf ihr Zimmer und sieh zu, daß sie alle Bequemlichkeiten findet«, und Miß Ophelia begab sich unter Mammys Fittiche.

16. Kapitel
Toms neue Herrin und ihre Ansichten

»Und jetzt, Marie«, sagte St. Clare, »werden goldene Tage für dich anbrechen. Jetzt ist unsere praktische, geschäftstüchtige Kusine aus New England da und wird dir alle Sorgen abnehmen. Da kannst du dich erholen und jung und schön bleiben.«

Es war wenige Tage nach Miß Ophelias Ankunft, als St. Clare am Frühstückstisch diese Ankündigung machte.

»Das soll mir nur recht sein«, erwiderte Marie und stützte leidend den Kopf auf die Hand. »Vermutlich wird sie als erstes feststellen, daß hierzulande die Hausfrauen wahre Sklaven sind.«

»Oh, gewiß wird sie das feststellen und zweifellos noch manche andere treffende Wahrheit obendrein«, antwortete St. Clare.

»Da reden sie, daß wir Sklaven halten, als täten wir das zu unserer eigenen Bequemlichkeit«, sagte Marie. »Wenn es danach ginge, könnten wir sie alle sofort freilassen.«

Evangeline heftete ihre großen, ernsten Augen mit einem forschenden und erstaunten Ausdruck auf das Gesicht der Mutter und fragte kindlich: »Warum hältst du sie denn, Mama?«

»Das weiß ich auch nicht, wahrscheinlich zur eigenen Plage; sie sind die Plage meines Lebens. Wahrscheinlich geht mein ganzes Leiden nur auf sie zurück. Und unsere Leute sind die schlimmsten, mit denen man gestraft sein kann.«

»Oh, nicht doch, Marie, du bist verstimmt heute morgen«, sagte St. Clare. »Du weißt, das trifft nicht zu. Nimm zum Beispiel Mam–my, die beste Seele der Welt — was wolltest du ohne sie anfangen?«

»Mammy ist bestimmt die beste, und doch auch Mammy ist selbstsüchtig — entsetzlich selbstsüchtig; das ist ein Fehler der ganzen Rasse.«

»Selbstsucht ist ein schrecklicher Fehler«, sagte St. Clare ernsthaft.

»Bleiben wir bei Mammy«, sagte Marie, »es ist doch selbstsüchtig von ihr, so fest des Nachts zu schlafen; sie weiß doch, daß ich ihrer Dienste beinahe stündlich bedarf, wenn es mir sehr schlimm geht. Sie ist aber kaum wachzukriegen. Heute morgen geht es mir deshalb so schlecht, weil ich solche Mühe hatte, sie in der Nacht wachzurütteln.«

»Hat sie nicht kürzlich mehrere Nächte bei dir gewacht, Mama?« frage Eva.

»Woher willst du das wissen?« fragte Marie scharf. »Wahrscheinlich hat sie sich beklagt.«

»Sie hat sich nicht beklagt; sie hat mir nur erzählt, was du für unruhige Nächte hattest.«

»Warum läßt du nicht Jane oder Rosa einmal an ihre Stelle treten«, sagte St. Clare, »damit sie sich ausruhen kann?«

»Wie kannst du mir das zumuten? St. Clare, du bist wirklich zu rücksichtslos. Ich bin so nervös, der kleinste Atemzug stört mich; und eine fremde Hand in meiner Nähe würde mich unbedingt rasend machen. Wenn Mammy das richtige Interesse an mir hätte, würde sie leichter aufwachen — ganz bestimmt. Ich habe mir von anderen Leuten sagen lassen, welches Glück sie mit ihren Dienstboten haben; das war mir nie beschert«, und Marie seufzte.

Miß Ophelia hatte sich diese Unterhaltung mit einem Ausdruck angespannter und kluger Aufmerksamkeit angehört; ihre Lippen waren fest zusammengepreßt, als sei sie entschlossen, ihre Stellung erst genau kennenzulernen, ehe sie sich einmischte.

»Gewiß hat Mammy auch ihre guten Seiten«, fuhr Marie fort. »Sie ist leise und respektvoll, aber in ihrem Herzen ist sie selbstsüchtig. So wird sie doch nie aufhören, sich über ihren Mann zu sorgen und zu grämen. Verstehen Sie, als ich heiratete und hierherzog, mußte sie mich natürlich begleiten, und ihren Mann konnte mein Vater nicht entbehren. Er war ein Schmied und wurde natürlich gebraucht, und ich sagte damals gleich, es sei das beste, er und Mammy würden sich für immer trennen, denn es würde sich kaum wieder fügen, daß sie noch einmal zusammenkämen. Jetzt wünschte ich, ich hätte damals darauf bestanden und Mammy an jemand anders verheiratet, aber damals war ich noch töricht und nachgiebig und wollte sie nicht drängen. Ich habe ihr freilich gleich gesagt, sie könnte nicht erwarten, ihren Mann noch öfter als ein-, zweimal im Leben wiederzusehen, denn die Luft in meiner Heimat bekommt mir nicht, und ich kann dort nicht wieder hin, daher riet ich ihr sehr, sich nach jemand anderm umzusehen, aber sie wollte nicht. In gewissen Dingen ist Mammy eben halsstarrig, das weiß keiner so wie ich.«

»Hat sie Kinder?« fragte Miß Ophelia.

»Ja, zwei.«

»Wahrscheinlich leidet sie unter der Trennung?«

»Ich konnte sie natürlich nicht mitbringen. Kleine, schmutzige Bälge — die könnte ich nicht um mich haben. Außerdem belegten sie ihre Mutter zu sehr mit Beschlag. Aber ich habe den Eindruck, Mammy hegt seitdem einen geheimen Groll. Sie will niemand anders heiraten, und ich bin überzeugt, obgleich sie weiß, wie unentbehrlich sie mir bei meiner schwachen Gesundheit ist, wenn sie

nur könnte, ginge sie heute noch zu ihrem Mann zurück. Ja, so selbstsüchtig sind sie, selbst die Besten von ihnen.«

»Schrecklich, wenn man es überlegt«, sagte St. Clare trocken. Miß Ophelia blickte ihn gespannt an und sah, wie ihm die Röte des Ärgers und Verdrusses in die Wangen stieg, seine Lippen kräuselten sich sarkastisch.

»Dabei habe ich Mammy immer verwöhnt«, fuhr Marie fort. »Ich wollte nur, eure Dienstboten könnten einmal einen Blick in ihren Kleiderschrank werfen — Kleider aus Seide und Musselin, ja einen echten Batistunterrock hat sie darin hängen. Ich habe schon ganze Nachmittage damit zugebracht, ihre Hauben aufzuputzen und sie für ein Fest zu schmücken. Was Schelte ist, weiß sie gar nicht, und nur ein–oder zweimal in ihrem Leben hat sie die Peitsche gekriegt. Jeden Tag bekommt sie ihren Tee oder Kaffee mit weißem Zucker darin. Eigentlich ist es himmelschreiend. Aber St. Clare will nun einmal, daß seine Leute in Saus und Braus leben, sie tun hier alles, was sie wollen. Unsere Dienstboten sind alle verzogen, soviel steht fest. Wahrscheinlich liegt es an uns, daß sie so selbstsüchtig sind und sich wie verwöhnte Kinder aufführen; aber ich habe es St. Clare schon so oft gesagt, jetzt gebe ich es auf.«

»Ich auch«, sagte St. Clare und griff nach der Morgenzeitung.

Eva hatte ihrer Mutter mit dem ihr eigentümlichen Ausdruck tiefen und geheimnisvollen Ernstes zugehört. Jetzt stellte sie sich leise hinter den Stuhl ihrer Mutter und umschlang sie mit beiden Ärmchen.

»Nun, Eva, was willst du?« fragte Marie.

»Mama, könnte ich nicht einmal bei dir wachen — nur eine Nacht? Ich weiß, ich rege dich nicht auf, und ich werde auch nicht einschlafen, ich liege oft wach in der Nacht und denke nach.«

»Ach, Unsinn, Kind! Unsinn. Du bist doch ein seltsames Mädchen!«

»Aber darf ich nicht, Mama? Ich glaube«, sagte das Kind zaghaft, »Mammy geht es nicht gut. Sie hat mir gesagt, seit kurzem tut ihr der Kopf so weh.«

»Ach, das bildet sich Mammy nur ein! Mammy ist kein bißchen besser als die anderen — von ein bißchen Kopf–oder Fingerweh so viel Aufhebens zu machen! Das soll man nie unterstützen — nie! Darin habe ich meine Grundsätze«, wandte Marie sich an Miß Ophelia, »Sie werden es mir bestätigen. Wenn man die Dienstboten in ihren Wehwehchen bestärkt, dann bekommt man alle Hände voll zu tun. Ich selber beklage mich nie — niemand weiß, was ich leide. Ich halte es für meine Pflicht, in der Stille meine Schmerzen zu tragen, und danach handle ich.«

Miß Ophelias runde Augen drückten bei diesem Erguß eine solche unverhohlene Verblüffung aus, daß St. Clare in lautes Lachen ausbrach.

»St. Clare lacht immer, wenn ich nur eine kleine Anspielung auf meine

schwache Gesundheit mache«, klagte Marie mit der Stimme eines leidenden Märtyrers. »Ich hoffe nur, daß er dies nicht eines Tages bereuen muß!« Und Marie preßte ihr Taschentuch an die Augen.

Natürlich trat jetzt ein betretenes Schweigen ein. Schließlich stand St. Clare auf, sah nach der Uhr und sagte, er hätte eine Verabredung. Eva trippelte hinter ihm her, und Miß Ophelia blieb mit Marie allein am Tisch zurück.

»Das sieht St. Clare wieder ähnlich«, sagte Marie und nahm entschlossen das Tuch von den Augen, als der Übeltäter, für den es berechnet war, sich entfernt hatte. »Er kann und will es nun einmal nicht einsehen und hat es niemals eingesehen, daß ich leide, seit Jahren leide. Wenn ich zu den klagenden Frauen gehörte oder viel Aufhebens von meinen Schmerzen machte, ließe es sich noch verstehen. Männer werden es natürlich müde, wenn die Frau ihnen die Ohren vollklagt. Aber ich habe stets alles für mich behalten und im stillen mein Kreuz getragen, so daß St. Clare sich einbildet, ich könnte alles ertragen.«

Miß Ophelia war unsicher, welche Antwort man von ihr erwartete.

Während sie noch überlegte, was sie sagen sollte, trocknete Marie langsam ihre Tränen und glättete — allgemein gesprochen — ihr Gefieder, nicht anders wie eine Taube, die nach einem Regenschauer Toilette macht, und hub nun mit Miß Ophelia ein hausfrauliches Gespräch über Schränke und Schubladen, über Wäscheschränke und Vorratskammern und andere Dinge an, über welche die letztere nun die Herrschaft antreten sollte, wobei sie ihr so viel Maßnahmen einschärfte und Winke und Ratschläge gab, daß eine weniger tüchtige und praktische Person einfach den Kopf verloren hätte.

»Damit also«, sagte Marie, »hätte ich Ihnen wohl alles gesagt. Wenn meine nächsten Anfälle mich heimsuchen, werden Sie dann imstande sein, auch ohne meinen Ratschlag auszukommen; - nur noch ein Wort über Eva, bei ihr muß man aufpassen.«

»Sie scheint ein sehr liebes Kind zu sein«, sagte Miß Ophelia. »Ich habe nie ein so fügsames Kind gesehen.«

»Eva ist merkwürdig«, sagte ihre Mutter, »sehr merkwürdig. In manchen Dingen ist sie einfach seltsam. Sie ist mir ja nicht die Spur ähnlich«, und Marie seufzte, als sei dies eine tragische Feststellung.

Miß Ophelia dachte im stillen: »Welch ein Glück!« Aber sie war klug genug, das nicht zu äußern.

»Eva hat immer einen Hang zu den Dienstboten gehabt; manchen Kindern macht das nichts. Ich habe immer mit Vaters kleinen Negern gespielt, und es hat mir nie geschadet. Aber Eva steht mit jedem Geschöpf, das in ihre Nähe kommt, irgendwie auf gleichem Fuße. Es ist merkwürdig mit dem Kind. Ich habe ihr das nie austreiben können. Ich glaube, St. Clare bestätigt sie darin. Tatsächlich übt

St. Clare mit jedem Wesen unter seinem Dach die größte Nachsicht, nur seine Frau ist ausgenommen.«

Wieder saß Miß Ophelia in starrem Schweigen.

»Bei Dienstboten empfiehlt sich nur eins«, fuhr Marie fort, »man muß sie nach unten drücken und unten halten. Das ist mir seit meiner Kindheit geläufig. Eva ist imstande und verdirbt mir das ganze Haus. Ich weiß nicht, was werden soll, wenn sie einmal selber einen Haushalt leitet. Ich bin auch für Freundlichkeit Dienstboten gegenüber — dafür war ich immer, aber sie müssen wissen, wo sie hingehören. Das kann ich Eva nicht beibringen. Sie begreift es einfach nicht. Sie haben ja gehört, wie sie sich erbot, nachts bei mir zu wachen, damit Mammy schlafen sollte! Das ist nur ein Beispiel, wie das Kind handeln würde, wenn man nicht aufpaßte.«

»Nun«, sagte Miß Ophelia geradeheraus, »auch Sie halten wahrscheinlich Dienstboten für lebendige Menschen, die der Ruhe bedürfen, wenn sie müde sind?«

»Aber natürlich. Ich habe immer darauf gesehen, daß sie alles bekommen, was keine Umstände macht — alles, was uns nicht in der Ordnung stört, verstehen Sie. Mammy kann ihren Schlaf bei Gelegenheit gut nachholen, das hält nicht schwer. Sie hat ja die reine Schlafsucht. Im Stehen, im Sitzen, beim Nähen, andauernd schläft die Person. Keine Angst, Mammy bekommt genug Schlaf. Aber Dienstboten zu behandeln, als seien sie kostbare Blumen oder Porzellanvasen, das ist einfach lächerlich«, sprach Marie, während sie sich nachlässig in die tiefen Kissen ihres üppigen und umfangreichen Diwans gleiten ließ und ein elegant geschnittenes Riechfläschchen heranzog.

»Verstehen Sie mich recht«, hauchte sie mit einer Stimme, die so zart war wie der vergehende Hauch des arabischen Jasmin. »Sie verstehen, Kusine Ophelia, daß ich häufig von mir selber spreche. Es ist nicht meine Gewohnheit, es liegt mir nicht. Tatsächlich fehlt mir die Kraft dazu. Aber es gibt Dinge, wo ich mit St. Clare nicht übereinstimme. St. Clare hat mich nie verstanden, nie meinen wahren Wert erkannt. Ich glaube, daran kranke ich im Grunde. St. Clare meint es gut, das muß ich ihm zu Ehren annehmen; aber Männer sind nun einmal eigennützig und rücksichtslos den Frauen gegenüber. Wenigstens ist das mein Eindruck.«

Miß Ophelia war auf der Hut, das war ein gutes neu–englisches Erbteil, und sie verabscheute es, in Familienstreitigkeiten eingeweiht zu werden. Ihr schwante nichts Gutes. Daher legte sie ihr Gesicht in grimmige Falten der Neutralität und zog einen ellenlangen Strumpf aus der Tasche, den sie als Abwehrmittel immer bei sich führte, denn Dr. Watts hatte sie gelehrt, daß Satan stets nach müßigen Händen auf der Lauer liegt; so begann sie energisch zu

stricken; ihre Lippen waren fest geschlossen, als ob sie deutlich zu erkennen geben wollte: »Mich bringst du nicht zum Reden. Ich will mit deinen Geschichten nichts zu tun haben.« Tatsächlich, sie sah so teilnehmend aus wie ein steinerner Löwe. Aber darum kümmerte sich Marie nicht. Endlich hatte sie jemand, mit dem sie reden konnte, da hielt sie es für ihre Pflicht zu reden. Kaum hatte sie sich an ihrem Riechfläschchen erquickt, hub sie aufs neue an.

»Sehen Sie, ich brachte mein Vermögen und meine Dienerschaft mit in die Ehe, als ich St. Clare heiratete, und bin gesetzlich befugt, ganz nach Gutdünken damit zu verfahren. St. Clare hat natürlich auch sein Vermögen und seine Dienerschaft, und mir ist es völlig recht, wie er damit umgeht, er aber erlaubt sich Übergriffe. Er hat wilde, ausschweifende Vorstellungen besonders über die Behandlung der Dienstboten. Er handelt wahrhaftig so, als ob ihm seine Leute wichtiger seien als ich oder auch seine eigene Person, er läßt sie in jeder Weise gewähren und rührt nie einen Finger. In einer Sache ist St. Clare nun wirklich schrecklich — da erschreckt er mich -, wenn er auch gemeinhin so gutartig aussieht. Also er hat ein für allemal bestimmt, daß in diesem Hause keine Schläge ausgeteilt werden, es sei denn, von uns beiden, und darin ist er so unerbittlich, daß ich ihm nicht zu widersprechen wage. Sie können ermessen, wohin das führt, denn St. Clare würde keine Hand rühren, und wenn sie alle einzeln ihn mit Füßen träten und ich — Sie sehen selbst, wie grausam es wäre, mich dazu zu veranlassen. Die Leute aber sind hier nun nichts weiter als erwachsene Kinder.«

»Davon verstehe ich nichts, und ich danke Gott dafür«, entgeg–nete Miß Ophelia kurz.

»Aber Sie werden es lernen müssen, und auf eigene Kosten, wenn Sie hier bleiben. Sie haben ja keine Ahnung, was für ein aufreizendes, dummes, nachlässiges, unvernünftiges, kindisches und undankbares Volk das ist.«

Marie war immer wunderbar in Form, wenn sie auf dieses Thema kam. Jetzt öffnete sie die Augen und schien ihr Leiden ganz vergessen zu haben.

»Sie können es sich nicht vorstellen, welchen Ärger man im Haushalt hat, wie sie einen auf Schritt und Tritt schikanieren. Aber es hat keinen Zweck, sich bei St. Clare zu beschweren. Er redet da ganz verworrenes Zeug. Er sagt, wir haben sie erst dazu gebracht und müssen es nun tragen. Er sagt, sie verdanken uns ihre Fehler, und daß es grausam wäre, sie dann für diese Fehler zu bestrafen. Er sagt, wir würden es an ihrer Stelle genauso machen, als ob man von diesen Leuten auf uns schließen könnte, finden Sie nicht auch?«

»Glauben Sie nicht, daß Gott sie genauso aus Fleisch und Blut geschaffen hat?« fragte Miß Ophelia nur.

»Aber nein, kein Gedanke! Das wäre ja eine schöne Geschichte! Sie sind

die niedere Rasse.«

»Glauben Sie nicht, daß auch diese Menschen eine unsterbliche Seele haben?« fragte Miß Ophelia in wachsender Empörung.

»Nun ja«, sagte Marie und gähnte, »das natürlich — das bezweifelt ja niemand. Aber sie mit mir auch nur in gleichem Atem zu nennen, das ist ganz unmöglich. Aber St. Clare hat tatsächlich geredet, als sei die Trennung von Mammy und ihrem Mann die gleiche wie zwischen uns beiden. Dabei kann man das nicht vergleichen. Mam–my kann nicht dieselben Gefühle haben wie ich. Das ist ein großer Unterschied — natürlich, ganz offenkundig -, aber das will St. Clare nicht einsehen, und er meint auch, daß Mammy ihre dreckigen kleinen Bälger ebenso liebhaben könnte wie ich meine Eva! Trotzdem hat St. Clare mir ganz nüchtern vorgestellt — wo ich so kränklich bin und so leiden muß -, ich müßte Mammy zurückschicken und statt dessen jemand anders nehmen. Das war selbst mir zuviel. Ich zeige ja meine Gefühle nicht häufig. Es ist nun einmal mein Grundsatz, in der Stille zu leiden; das gehört zu dem harten Los eines Weibes, und ich trage es. Aber diesmal gab es einen Sturm, so daß er das Thema nie wieder berührt hat. Aber an seinen Blicken und kleinen Bemerkungen ersehe ich, daß seine Einstellung noch dieselbe ist, und das geht mir so entsetzlich auf die Nerven.«

Miß Ophelia sah ganz so aus, als fürchte sie, eine Antwort geben zu müssen; sie klapperte in einer Weise mit ihren Stricknadeln, die Bände sprach, wenn Marie es nur verstanden hätte.

»Da sehen Sie also«, fuhr sie fort, »was Ihrer wartet. Ein Haushalt ohne alle Regeln, in dem die Dienstboten tun, was ihnen beliebt, und sich aneignen, was ihnen in die Augen sticht, soweit ich es nicht bei meiner schwachen Gesundheit verhindern kann. Ich habe meinen Lederriemen stets bei mir und benutze ihn auch zuweilen. Wenn St. Clare es nur machen wollte, wie die anderen.«

»Und das wäre?«

»Nun, man schickt sie ins Gefängnis oder an einen anderen Ort und läßt sie da auspeitschen, das ist die einzige Möglichkeit. Wäre ich nicht ein so armes und schwaches Geschöpf, so würde ich mit doppelt soviel Energie wie St. Clare dafür sorgen.«

»Und wie wird St. Clare mit ihnen fertig?« fragte Miß Ophelia. »Sie sagen, er schlägt sie nie?«

»Ach, wissen Sie, Männer haben doch mehr Autorität; sie haben es leichter. Außerdem wenn man ihm ins Auge blickt — das ist seltsam, diese Augen — und wenn er die Stimme hebt, dann kann er richtig blitzen. Dann bekomme ich selber Angst; und die Leute wissen, daß sie dann gehorchen müssen. Ich erreiche mit Schelten und Krachschlagen nicht halb soviel wie St. Clare mit einem

einzigen Blick seiner Augen, wenn er einmal Ernst macht. Bei St. Clare gibt es keine Schwierigkeit. Daran liegt es auch, daß er kein Mitleid mit mir hat, aber Sie werden es erfahren, ohne Strenge kann man nicht durchgreifen — sie sind zu verdorben, zu aufgeblasen und zu faul.«

»Das alte Lied«, sagte St. Clare und schlenderte herein. »Was für ein Schuldkonto legt dieses böse Volk sich an, wenn man nur ihre Faulheit bedenkt! Sie sehen, Kusine«, sagte er, während er sich der Länge nach auf ein Ruhelager Marie gegenüber ausstreckte, »bei den Leuten ist es unverzeihlich, zumal bei dem Beispiel, das Marie und ich ihnen geben — diese Faulheit.«

»Aber, St. Clare, das geht zu weit!« sagte Marie.

»Wieso? Ich dachte, ich hätte mich diesmal ausnehmend richtig ausgedrückt? Ich wollte deine Ansicht nur unterstreichen, Marie.«

»Du weißt genau, daß du das nicht wolltest, St. Clare.«

»Oh, dann hast du mich mißverstanden. Ich danke dir, mein Schatz, daß du mich zurechtgewiesen hast.«

»Du willst mich nur in Harnisch bringen«, sagte Marie.

»Ach, laß sein, Marie, es wird schon heiß, und ich hatte einen ziemlichen Streit mit Dolf, der hat mich ganz erschöpft; also sei gnädig, und laß deinen Gemahl ruhen im Licht deines Lächelns.«

»Was ist denn los mit Dolf?« fragte Marie. »Die Unverschämtheit dieses Burschen hat einen Grad erreicht, der mir allmählich unerträglich wird. Ich wollte, ich bekäme ihn unter meine Fuchtel; ich würde ihn schon kleinkriegen.«

»Was du sagst, mein Herz, kennzeichnet deinen bekannten Scharfsinn und Verstand«, sagte St. Clare. »Was nun Dolf angeht, so hat er sich so lange bemüht, meine Vorzüge und Tugenden nachzuahmen, bis er sich schließlich mit seinem Herrn verwechselt hat; da fühlte ich mich genötigt, ihn ein wenig über seinen Irrtum aufzuklären.«

»Inwiefern?« fragte Marie.

»Nun ja, ich mußte ihm nachdrücklich klarmachen, daß ich Wert darauf lege, einige Kleider zu meinem eigenen Gebrauch zu behalten, weiter beschränkte ich seine Gnaden auf eine bestimmte Menge Kölnisch Wasser und war schließlich so grausam, ihm nur ein Dutzend meiner Batisttaschentücher abzutreten. Dolf war sehr erbost darüber, und ich mußte ihm väterlich zureden, bis er es einsah.«

»Oh! St. Clare! Wann wirst du es lernen, deine Dienstboten richtig zu behandeln? Es schreit zum Himmel, wie du ihnen nachgibst!« sagte Marie.

»Na, was ist groß dabei, wenn der arme Kerl durchaus seinen Herrn nachahmt? Wenn ich ihn nicht besser erzogen habe, als daß er sein Heil in Kölnisch Wasser und Batisttaschentüchern zu finden glaubt, warum sollte ich

Telegram@shabarsbibliothek

ihm diese Dinge dann nicht geben?«

»Und warum hast du ihn nicht besser erzogen?« fragte Miß Ophelia unumwunden.

»Das wäre zu anstrengend gewesen — aus Faulheit, Kusine, aus Faulheit, damit verdirbt man mehr Seelen, als man schimpfen kann. Wenn die Faulheit nicht wäre, dann wäre ich selber der reine Engel. Ich neige nämlich allmählich der Ansicht zu, daß Faulheit das ist, was euer alter Dr. Botherem, oben in Vermont, mit der Wurzel allen Übels zu bezeichnen pflegte, gewiß ein entsetzlicher Gedanke.«

»Ich finde, ihr Sklavenhalter habt eine furchtbare Verantwortung übernommen. Ich möchte sie nicht haben, um keinen Preis der Welt. Ihr solltet eure Sklaven erziehen und wie vernünftige Menschen behandeln — wie Menschen mit einer unsterblichen Seele, mit denen zusammen wir vor die Schranken Gottes treten. Das ist meine Ansicht«, sagte Miß Ophelia und hatte damit ihrem Herzen Luft gemacht.

»Ach, ich bitte dich«, rief St. Clare, »was verstehst du von unseren Verhältnissen?« Und er setzte sich ans Klavier und spielte ein lebhaftes Stück. St. Clare hatte eine ausgesprochene musikalische Begabung. Er hatte einen glänzenden, festen Anschlag, und seine Finger glitten geschwind und vogelleicht über die Tasten, zart und doch bestimmt. Er spielte Stück um Stück, wie ein Mann, der sich bemüht, im Spiel seine Heiterkeit wiederzugewinnen. Dann schob er die Noten zur Seite, stand auf und sagte fröhlich: »Kusine, du hast uns ja tüchtig die Meinung gesagt, und deine Pflicht getan; du bist dadurch nur in meiner Achtung gestiegen. Ich will dir nicht verhehlen, daß du mir eine diamantene Wahrheit an den Kopf geworfen hast. Sie hat mich getroffen, deshalb habe ich ihren Wert nicht gleich erkannt.«

»Für meine Person kann ich den Nutzen eines solchen Gesprächs nicht recht einsehen«, sagte Marie. »Ich möchte nur wissen, wer mehr tut für seine Leute als wir. Dabei hat es gar keinen Zweck–nicht die Spur -, sie treiben es nur immer schlimmer. Was das Zureden anlangt, so habe ich ihnen gut zugeredet, bis ich heiser war, über ihre Pflichten und so weiter. Sie können bei mir zur Kirche gehen, wenn sie Lust haben. Zwar verstehen sie nicht ein Wort von der Predigt, so wenig, wie ein Schwein davon versteht — daher kann ich eigentlich den Sinn nicht einsehen. Aber sie gehen trotzdem und haben also jede Gelegenheit — aber wie ich schon sagte, sie sind eine niedere Rasse, und das werden sie bleiben; ihnen ist nicht zu helfen, soviel man auch versucht, da kann man gar nichts machen. Sehen Sie, Kusine Ophelia, ich habe es versucht und Sie noch nicht; ich bin unter ihnen geboren und erzogen worden, ich muß es wissen.«

Miß Ophelia fand, sie habe bereits genug gesagt und schwieg. St. Clare

pfiff eine Melodie.

»St. Clare, ich wollte, du ließest das Pfeifen sein«, sagte Marie, »es steigert meine Kopfschmerzen.«

»Dann will ich es unterlassen«, antwortete St. Clare. »Kann ich sonst noch etwas unterlassen?«

»Ich wünschte, du hättest etwas Mitgefühl mit meinen Leiden; jedes Gefühl für mich geht dir ab.«

»Mein lieber Klageengel!«

»Du reizest mich mit diesen Reden.«

»Wie soll ich denn reden? Ich werde mich ganz deinem Willen beugen. Sag es nur, damit ich dich in jeder Hinsicht zufriedenstellen kann.«

Da drang vom Hof her ein heiteres Lachen durch die seidenen Vorhänge der Veranda. St. Clare trat hinaus, hob den Vorhang und stimmte in das Lachen ein.

»Was gibt's denn?« fragte Miß Ophelia und trat an die Brüstung.

Auf einer kleinen Moosbank im Hof saß Tom, in jedem Knopfloch ein Jasminsträußchen, und Eva hing ihm mit fröhlichem Lachen einen Rosenkranz um den Hals, und dann setzte sie sich wie ein kleiner Vogel auf seine Knie und lachte immer noch.

»Ach, Tom, wie lustig du aussiehst!«

Tom lächelte gutmütig und schien auf seine ruhige Art ebensoviel Spaß an der Sache zu haben wie seine kleine Herrin. Als er seinen Herrn erblickte, sah er mit halber Entschuldigung zu ihm hinauf.

»Wie kannst du das nur zulassen?« sagte Miß Ophelia.

»Warum denn nicht.«

»Ich weiß auch nicht, es stößt mich irgendwie ab.«

»Du fändest nichts dabei, wenn das Kind einen großen Hund liebkoste, selbst wenn er schwarz wäre. Aber weil er ein Mensch ist mit Verstand und Gefühl und einer unsterblichen Seele, da schaudert dir. Gesteh es nur, Kusine. Ich weiß genau, was ihr im Norden denkt, es ist keine Tugend, daß wir das Gefühl nicht haben, bei uns hat die Gewohnheit das bewirkt, was Sache des Christentums wäre, nämlich jedes persönliche Vorurteil wegzuwischen. Auf meinen Reisen in den Norden habe ich oft bemerkt, wieviel stärker dieses Vorurteil bei euch besteht. Ihr haßt die Schwarzen wie Schlangen oder Kröten. Aber ihr entrüstet euch, wenn ihnen ein Unrecht geschieht. Ihr wollt nicht, daß man sie mißhandelt, aber ihr selber wollt nichts mit ihnen zu tun haben. Am liebsten schicktet ihr sie nach Afrika, damit ihr sie nicht mehr zu sehen und zu riechen braucht, und zwei Missionare hinterher, die dann ihre Bekehrung besorgten. Stimmt es nicht?«

»Ja, Vetter«, antwortete Miß Ophelia nachdenklich, »da mag wohl etwas

Telegram@shabarsbibliothek

Wahres daran sein.«

»Was sollen diese Armen und Niedrigen anfangen ohne die Kinder,« sprach St. Clare, als er sich über das Geländer beugte und zusah, wie Eva davon trippelte und Tom hinter sich herzog. »Die Kinder sind die wahren Demokraten. Tom zum Beispiel ist für Eva ein Held; seine Geschichten sind Wunder in ihren Augen, seine Lieder und Gesänge besser als jede Oper, und die Kleinigkeiten und Spielereien in seiner Tasche sind für sie eine Goldgrube. Er ist einfach der herrlichste Tom, der je in einer schwarzen Haut steckte. Damit hat Gott eine Rose für die Armen und Niedrigen aus seinem Garten Eden fallen lassen, die gewiß nur wenig andere erhalten.«

»Wie merkwürdig, Vetter«, sagte Miß Ophelia, »man könnte beinahe denken, du wärst ein Professor, wenn man dich so reden hört.«

»Ein Professor?« rief St. Clare.

»Ja, ein Religionsprofessor.«

»Ach, woher. Nicht ein Professor wie ihr Stadtleute ihn habt. Was aber schlimmer ist, ich fürchte, ich bin nicht einmal ein Praktiker.«

»Warum redest du dann so?«

»Nichts ist leichter als reden«, sagte St. Clare. »Ich glaube, Shakespeare läßt jemand sagen: >Ich könnte eher zwanzig Leuten zeigen, was sie Gutes tun sollen, als einer von den zwanzig sein und das Gute tun.< Es geht nichts über Arbeitsteilung. Meine Stärke liegt im Reden, und deine, Kusine, liegt im Tun.«

Über seine äußere Lage hatte Tom zu dieser Zeit — wie man zu sagen pflegt — nicht zu klagen. Die kleine Eva hatte ihn ins Herz geschlossen — in der instinktiven Dankbarkeit und Lieblichkeit ihres kleinen Herzens — und ihren Vater gebeten, Tom doch zu ihrem ständigen Begleiter zu bestimmen, wenn sie immer auf Spaziergängen und Ausritten eines Dieners bedurfte; also hatte Tom die genaue Anweisung, alles liegenzulassen und Fräulein Eva zu folgen, sobald sie ihn brauchte — eine Anweisung, die ihm, wie unser Leser sich vorstellen kann, durchaus nicht unangenehm war. Man hielt ihm gute Kleider, denn in diesem Punkt war St. Clare sehr eigen. Sein Stalldienst war ein sehr leichtes Amt und bestand lediglich in einer täglichen Aufsicht und Unterweisung eines Stallburschen, denn Mrs. St. Clare hatte erklärt, daß sie einen Pferdegeruch an ihm nicht ertragen könnte, falls er in ihre Nähe käme. Sollte er ihr nicht lästig werden, dürfe er keine niedrigen Dienste verrichten, das hielt ihr zartes Nervensystem nicht aus. Nach ihrer Darstellung genügte eine Nase voll üblen Duftes, und alle ihre Leiden würden für immer ein jähes Ende nehmen. Daher sah Tom in seinem gutgebürsteten Rock von feinem Tuch, in dem runden Hut und glänzenden Stiefeln mit den tadellosen Manschetten und der Halskrause so ehrwürdig aus, wie ein Bischof in Karthago, was in anderen Jahrhunderten

Männer seiner Farbe gewesen waren.

Außerdem befand er sich in einer schönen Umgebung, ein Vorzug, gegen den diese Rasse nie unempfindlich ist. Mit stiller Freude genoß er die Vögel, die Blumen, den Springbrunnen, die Wohlgerüche, das Licht und die Schönheit des Hofes, die seidenen Vorhänge und Bilder, die Leuchter und Standfiguren, die Vergoldung, wonach ihm die Wohnräume drinnen wie Aladins Palast vorkamen.

Eines Sonntags stand Marie St. Clare, prächtig gekleidet, auf der Veranda und befestigte ein kostbares Brillanten–Armband um ihr schlankes Handgelenk. Sie war jetzt im Begriff, im höchsten Staat — Brillanten, Seide und Spitzen — in eine bekannte Kirche zu gehen und sich dort der Frömmigkeit zu ergeben. Marie machte es sich stets zur Regel, am Sonntag recht fromm zu sein. Da stand sie, schlank und elegant und voller Anmut, ihr Spitzenschal umhüllte sie wie eine leichte Wolke. Sie sah bezaubernd aus und kam sich selbst höchst tugendhaft und elegant vor. Miß Ophelia stand neben ihr als vollkommener Gegensatz. Es lag nicht daran, daß ihr Seidenkleid und ihr Schal nicht ebenso kostbar und ihr Taschentuch nicht ebenso zierlich gewesen wäre, aber Steifheit und Gedrungenheit, die Gradheit einer Bohnenstange waren für sie so kennzeichnend wie Anmut für die andere, freilich nicht die himmlische Anmut, die ist ganz etwas anderes.

»Wo ist Eva?« frage Marie.

»Das Kind machte auf der Treppe halt, um Mammy noch etwas zu sagen.«

Und was sagt sie zu Mammy auf der Treppe? Spitze die Ohren, lieber Leser, du magst es hören, was Marie nicht erfährt.

»Liebe Mammy, ich weiß, dein Kopf tut furchtbar weh.«

»Der Herrgott segne dich, Fräulein Eva, mein Kopf tut jetzt immer weh. Mach dir keine Sorgen.«

»Es ist gut, daß du ausgehst; sieh her« - und das Kind umschlang sie mit beiden Ärmchen. — »Mammy, du sollst mein Riechfläschchen haben.«

»Was! Das goldene Stück da, mit den Diamanten! Um Himmels willen, Fräulein Eva, das geht auf keinen Fall.«

»Warum nicht? Du brauchst es und ich nicht. Mama benutzt es immer bei Kopfschmerzen, dir wird es gut tun. Nein, du sollst es haben, nur mir zuliebe, bitte.«

»Hör einer nur das Herzblatt!« sagte Mammy, als Eva ihr das Riechfläschchen in den Busen schob, sie küßte und der Mutter nacheilte.

»Wo bist du so lange geblieben?«

»Ich habe nur Mammy mein Riechfläschchen geschenkt für den Kirchgang.«

»Eva!« rief Marie und stampfte ungeduldig auf - »dein goldenes

Riechfläschchen an Mammy! Weißt du nicht, daß sich das nicht schickt! Geh sofort, und hol es zurück!«

Eva sah niedergeschlagen und bekümmert aus, langsam kehrte sie sich um.

»Hör, Marie, laß das Kind in Ruh. Sie soll tun, was sie für richtig hält« sagte St. Clare.

»St. Clare, wie soll sie jemals weiterkommen in der Welt?«

»Das weiß der Herrgott; aber im Himmel wird sie weiterkommen als du oder ich.«

»Ach, Papa, nicht doch«, sagte Eva und zupfte ihn sanft am Ellbogen, »das bekümmert Mama.«

»Nun, Vetter, bist du zum Gottesdienst gerüstet?« fragte Miß Ophelia und wandte sich direkt an St. Clare.

»Nein, danke, ich gehe nicht mit.«

»Ich wollte, St. Clare würde auch einmal zur Kirche gehen«, sagte Marie. »Aber er hat nicht die leiseste religiöse Empfindung. Das gehört sich einfach nicht.«

»Das weiß ich«, sagte St. Clare, »ihr Damen geht vermutlich zur Kirche, um dort zu erfahren, wie man in der Welt vorankommt, und eure Frömmigkeit gibt unserem Haus den ehrbaren Anstrich. Wenn ich jemals in die Kirche ginge, würde ich mit Mammy gehen, da ist wenigstens Betrieb.«

»Was, zu den Methodisten? Wie entsetzlich!« sagte Marie.

»Alles lieber als die tödliche Langeweile in eurer wohlanständigen Kirche, Marie. Tatsächlich, das ist von einem Mann zuviel verlangt. Eva, gehst du gern dahin? Komm, bleib hier, dann spielen wir zusammen.« »Danke vielmals, Papa; aber ich gehe doch lieber in die Kirche.«

»Ist das nicht entsetzlich langweilig?« fragte St. Clare.

»Manches ist langweilig«, gab Eva zu, »und manchmal schlafe ich ein, versuche aber immer wieder wachzubleiben.«

»Warum gehst du dann hin?«

»Ach, weißt du, Papa«, sagte sie flüsternd, »die Tante hat gesagt, der liebe Gott wünscht es; und er schenkt uns doch alles, weißt du; und wenn er es gern möchte, dann ist es doch nicht viel verlangt. Dann ist es gar nicht so langweilig.«

»Du bist eine fügsame kleine Seele«, sagte St. Clare und küßte sie; »geh nur hin, sei ein liebes Kind, und bete für mich.«

»Gewiß, das tu ich immer«, antwortete das Kind und sprang seiner Mutter nach in den Wagen.

St. Clare stand auf den Stufen und warf ihr eine Kußhand nach, als der Wagen davonfuhr; große Tränen standen ihm in den Augen.

»O Evangeline, wie treffend ist dein Name! Hat Gott dich mir nicht als

frohe Botschaft gesandt?«

Einen Augenblick bewegten ihn diese Gefühle, dann rauchte er eine Zigarre und las seine Zeitung. Seine kleine Evangeline hatte er vergessen. War er nicht wie andere Leute?

»Siehst du, Evangeline«, sagte die Mutter zu ihr, »es ist durchaus richtig, wenn man freundlich zu den Dienstboten ist, aber es gehört sich nicht, daß man sie genauso behandelt wie Verwandte oder wie Menschen unseresgleichen. Wenn Mammy zum Beispiel krank wäre, möchtest du sie doch auch nicht in dein Bett legen?«

»Aber ja, Mama«, sagte Eva »da könnte ich sie viel besser pflegen, und weißt du, mein Bett ist auch viel weicher als ihres.«

Marie geriet in Verzweiflung.

»Was kann ich nur tun, um mich dem Kinde begreiflich zu machen«, sagte sie.

»Gar nichts«, erwiderte Miß Ophelia bedeutsam.

Eva machte einen Augenblick ein betrübtes und betroffenes Ge–sichtchen; aber zum Glück wechseln bei Kindern die Eindrücke rasch; nach wenigen Minuten schon lachte sie wieder fröhlich über alles, was draußen an den ratternden Wagenfenstern vorüberglitt.

17. Kapitel
Die Verteidigung des freien Mannes

Als der Abend hereinbrach, war im Quäkerhaus alles in gelinder Aufregung. Rachel Halliday ging ruhig hin und her und entnahm ihren Vorräten alle brauchbaren Artikel, die sich auf kleinstem Raum zusammenpacken ließen, für die Wanderer, die heute nacht aufbrechen wollten. Die Schatten des Nachmittags streckten sich nach Osten, und die rote, runde Sonne verharrte nachdenklich am Horizont, und ihre Strahlen fielen gelb und still in die kleine Schlafstube, wo Georg mit seinem Weib zusammensaß. Er hielt ihre Hand und hatte sein Kind auf den Knien. Beide sahen ernst und nachdenklich aus, Tränenspuren lagen auf ihren Wangen.

»Ja, Eliza«, sagte Georg, »ich weiß, du hast recht. Du bist ein guter Mensch, viel besser als ich, und ich will versuchen, dir zu folgen. Ich will jetzt handeln, wie es einem freien Mann ziemt. Ich will versuchen, wie ein Christ zu fühlen. Gott der Allmächtige weiß, daß ich mich bemüht habe, selbst als alles sich gegen mich verschwor. Und nun will ich die Vergangenheit vergessen und alle Bitterkeit ablegen. Nun will ich die Bibel lesen und ein guter Mensch werden.«

»Wenn wir erst nach Kanada kommen«, sagte Eliza, »kann ich dir helfen. Ich verstehe mich auf die Schneiderei, und ich kann waschen und plätten; mit vereinten Kräften werden wir weiterkommen.«

»Ja, Eliza, solange wir nur einander haben und das Kind. O Eliza! Wenn die Leute nur wüßten, was für einen Segen es für einen Mann bedeutet, Weib und Kind sein eigen zu nennen! Wie man sich da noch sorgen und grämen kann, verstehe ich nicht. Doch ich fühle mich so reich und stark, obgleich wir doch nichts haben als unsere leeren Hände. Mir ist, als dürfte ich Gott nun um nichts mehr bitten. Ja, wenn ich auch bis zu meinem fünfundzwanzigsten Jahr schwer gearbeitet habe und keinen Pfennig besitze, kein Dach über meinem Kopf, kein Fleckchen Erde mein eigen nenne, wenn sie mich nur in Frieden lassen, will ich dankbar und glücklich sein. Ich will arbeiten und das Geld für dich und das Kind zurücklegen. Was meinen Herrn angeht, so hat er fünfmal soviel an mir verdient; ihm bin ich nichts schuldig.«

»Aber noch sind wir nicht der Gefahr entronnen«, sagte Eliza, »noch sind wir nicht in Kanada.«

»Richtig«, erwiderte Georg, »aber mir ist, als atmete ich schon die Luft der

Freiheit, und das beflügelt mich.«

In diesem Augenblick ließen sich im Vorderzimmer Stimmen in ernster Unterhaltung vernehmen, und sogleich wurde an die Tür geklopft. Eliza fuhr auf und öffnete.

Da stand Simeon Halliday und neben ihm ein Quäkerbruder, den er als Phineas Fletcher vorstellte. Phineas war groß und dürr und rothaarig. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck von Schlauheit und Durchtriebenheit. Er hatte nichts von Simeons Hallidays ruhigem, gelassenem und unweltlichem Wesen; im Gegenteil, er schien immer auf dem Sprung und bei der Sache zu sein; er wirkte wie ein Mann, der weiß, was er will, und immer seinen Kopf oben behält, was absonderlich von seinem umständlichen, förmlichen Reden abstach.

»Unser Freund Phineas hat etwas Wichtiges entdeckt, was dich und deine Gesellschaft interessieren wird, Georg«, sagte Simeon; »du hörst es dir am besten selber an.«

»Das stimmt«, sagte Phineas, »und es zeigt, daß ein Mann gut daran tut, an gewissen Orten nur mit einem Ohr zu schlafen, wie ich schon immer sagte. Vorige Nacht kehrte ich in einer kleinen einsamen Schenke abseits vom Wege ein. Du wirst dich an den Ort erinnern, Simeon, wir haben dort im vorigen Jahr die Äpfel an die dicke Frau mit den großen Ohrringen verkauft. Ich war müde vom langen Fahren und streckte mich in der Ecke auf einem Haufen Säcke aus und zog mir eine Büffelhaut übers Ohr, um zu warten, bis mein Bett fertig war, und was geschieht mir? Ich schlafe fest ein.«

»Mit einem offenen Ohr, Phineas?« fragte Simeon ruhig.

»Nein, ich schlief, ein zwei Stunden ganz fest, denn ich war hundemüde; als ich wieder ein wenig zu mir kam, merkte ich, daß Leute im Zimmer waren, die um einen Tisch saßen und tranken und redeten; da dachte ich bei mir, ehe ich aufstehe, will ich sehen, was sie im Schilde führen, besonders als ich sie die Quäker erwähnen hörte. >Sie sind jedenfalls in der Quäkersiedlung<, sagte der eine. Dann spitzte ich beide Ohren und merkte, daß sie ausgerechnet von euch sprachen. Also lag ich und hörte, wie sie ihre Pläne entwickelten. Du, junger Mann, sagten sie, solltest nach Kentucky zurückgeschickt werden zu deinem Herrn, der mit dir ein Exempel statuieren will, damit allen Niggern das Weglaufen vergeht; dein Weib wollten zwei von ihnen nach New Orleans bringen und dort auf eigene Faust verkaufen; sie berechneten schon, daß sie wohl sechzehn–oder achtzehnhundert Dollar bekämen, und das Kind müßte an den Händler gehen, der es gekauft hat; der junge Jim und seine Mutter sollten zurück an ihren Herrn in Kentucky. Sie behaupteten, im nächsten Ort wohnten zwei Gendarmen, die würden mitmachen und die junge Frau vor den Richter schleppen; und einer von den Kerlen, der kleine, der sehr redegewandt war, will

dann schwören, sie sei sein Eigentum damit sie ihm ausgeliefert wird und er sie in den Süden mitnehmen kann. Sie wissen Bescheid über unseren Weg heute nacht und werden uns mit sechs bis acht Mann überfallen. Was machen wir da?«

Nach dieser Mitteilung befand sich die ganze Gruppe in einer Haltung, die einen Maler gereizt hätte. Rachel Halliday, die ihre Hände aus dem Biskuitteig gezogen hatte, um die Neuigkeit mitan–zuhören, hielt sie mehlig und aufrecht gen Himmel gestreckt, tiefes Mitleid malte sich auf ihrem Gesicht. Simeon war in tiefes Sinnen versunken; Eliza hielt ihren Gatten umschlungen und blickte zu ihm auf. Georg aber hatte die Fäuste geballt, seine Augen loderten, und er sah aus, wie jeder aussehen mag, dessen Weib öffentlich versteigert und dessen Sohn an einen Händler ausgeliefert werden soll, alles unter dem Schutz des Gesetzes eines christlichen Volkes.

»Was fangen wir an, Georg?« fragte Eliza mit schwacher Stimme.

»Ich weiß, was *ich* tun werde«, erwiderte Georg, ging nach nebenan und prüfte seine Pistolen.

»Ja, ja«, sagte Phineas und nickte Simeon zu, »da siehst du die Wirkung.«

»Ich sehe es wohl«, antwortete Simeon und seufzte; »ich bete nur, daß uns das erspart bleibt.«

»Ich will niemand meinetwegen in Ungelegenheit bringen«, sagte Georg. »Wenn Ihr mir Euren Wagen leiht und uns den Weg zeigt, will ich wohl allein zur nächsten Station fahren. Jim ist bärenstark und so tapfer wie der Tod und Teufel.«

»Alles gut und schön, Freund«, bemerkte Phineas, »trotzdem brauchst du einen Kutscher. Du magst das Kämpfen schon allein besorgen, weißt du; aber vom Weg verstehe ich mehr.«

»Aber ich mag Euch nicht mit hineinziehen.«

»Hineinziehen«, wiederholte Phineas mit einem verschlagenen Gesichtsausdruck, »ich möchte nur wissen, wann du mich hineinziehen solltest!«

»Phineas ist ein kluger und geschickter Mann«, sagte Simeon. »Du tust gut daran, Georg, wenn du dich auf ihn verläßt; außerdem«, setzte er freundlich hinzu, Georg die Hand auf die Schulter legend und auf die Pistolen deutend, »sei damit nicht zu voreilig; junges Blut ist hitzig.«

»Ich werde keinen Menschen angreifen«, sagte Georg. »Alles, was ich von diesem Lande verlange, ist, in Ruhe gelassen zu werden, dann werde ich es friedlich verlassen; aber« - er machte eine Pause; seine Stirn umwölkte sich, und es arbeitete in seinem Gesicht -»meine Schwester wurde verkauft auf jenem Markt in New Orleans. Ich wußte wozu. Und da soll ich ruhig zulassen, daß sie mein Weib verkaufen, wenn Gott mir doch starke Arme gab, um sie zu verteidigen? Nein, Gott steh mir bei! Ich werde bis zum letzten Atemzug

kämpfen, ehe sie mir Weib und Kind nehmen. Könnt Ihr mich deshalb tadeln?«

»Sterbliche Menschen können dich gewiß nicht tadeln, Georg. Fleisch und Blut können nicht anders handeln«, antwortete Simeon. »Wehe der Welt wegen des Ärgernisses, aber wehe denen, so das Ärgernis geben.«

»Und Ihr, würdet Ihr nicht auch an meiner Stelle ebenso handeln?«

»Ich bete zu Gott, daß er mich nicht in Versuchung führt«, sagte Simeon, »das Fleisch ist schwach.«

»Ich glaube, mein Fleisch wäre ganz hübsch stark in einem solchen Fall«, bemerkte Phineas und streckte seine Arme aus, die so kräftig wie die Flügel einer Windmühle waren. »Ich weiß nicht, Freund Georg, ob ich dir nicht einen der Kerle festhielte, wenn du eine Rechnung mit ihm zu begleichen hättest.«

»Wenn jemals ein Mensch sich gegen das Unrecht wehren darf«, sagte Simeon, »dann dürfte jetzt Georg sich zur Gegenwehr berechtigt fühlen. Dennoch lehrten die Führer unserer Sekte eine bessere Methode, denn der Zorn des Menschen vollzieht nicht den Willen Gottes; aber noch will der Mensch in seiner Verblendung das nicht einsehen, und die Lehre kann nur empfangen, wem die Einsicht vergönnt ist. Laßt uns den Herrn bitten, daß wir nicht in Versuchung kommen.«

»Das will ich gern tun«, sprach Phineas, »kommen wir aber zu arg in Versuchung, na, dann mögen sie sich hüten, mehr sage ich nicht.«

»Man merkt es doch, daß du kein geborener >Freund<[2] bist«, sagte Simeon lächelnd. »Deine alte Natur bricht sich immer wieder Bahn.«

Um die Wahrheit zu sagen, Phineas war ein treuherziger Hinterwäldler gewesen, mit riesigen Fäusten, ein gewaltiger Jäger und das Verderben eines jeden Rehbocks; aber nachdem er eine hübsche Quäkerin geehelicht, war er der nächsten Gemeinde beigetreten; so wurde er zwar ein aufrichtiges, tüchtiges Mitglied, dem im einzelnen nichts vorzuwerfen war, doch die Geistigen und tiefer Veranlagten konnten nicht umhin, einen gewissen Mangel an Milde in seiner Entwicklung festzustellen.

»Freund Phineas hat nun einmal seine eigenen Ansichten«, bemerkte Rachel Halliday lächelnd; »aber wir sind alle überzeugt, trotz allem hat er das Herz auf dem rechten Fleck.«

»Wäre es dann nicht am besten«, fragte Georg, »wenn wir unsere Flucht beschleunigten?«

»Ich bin um vier Uhr aufgestanden und kam in größter Eile her, ich bin ihnen gut zwei bis drei Stunden voraus, wenn sie zur vereinbarten Zeit aufgebrochen sind. Auf jeden Fall wäre es unklug, vor Einbruch der Dunkelheit loszufahren, denn in den nächsten Dörfern gibt es einige Schurken, die unseren Wagen anhalten könnten, und das würde uns mehr Zeit kosten als hier das

Warten; aber in zwei Stunden könnten wir es riskieren. Ich werde inzwischen Michael Cross aufsuchen und ihn beauftragen, mit seinem schnellen Roß hinter uns herzureiten und ein wachsames Auge auf den Weg zu halten. Wenn dann irgendwelche Reiter kommen, kann er uns warnen. Michaels Pferd überholt alle anderen, und wenn Gefahr droht, kann er einen Warnungsschuß abgeben. Ich werde auch Jim und die alte Frau benachrichtigen, damit sie sich bereithalten, und nach Pferden sehen. Wir haben einen guten Vorsprung und die besten Aussichten, die nächste Station zu erreichen, bevor sie uns einholen. Also, sei guten Mutes, Freund Georg, dies ist nicht die erste scheußliche Klemme, der ich mit euch Flüchtlingen entkommen bin«, meinte Phineas und schloß die Tür.

»Phineas ist ganz gerissen«, meinte Simeon. »Bei ihm bist du gut aufgehoben, Georg.«

»Es tut mir leid, daß ich euch alle in Gefahr bringe«, sagte Georg.

»Tu uns einen Gefallen, Freund, und sprich nicht mehr davon. Wir handeln nur nach unserem Gewissen, wenn wir dir helfen. Wir haben da gar keine Wahl. Und jetzt, Mutter«, fügte er hinzu und wandte sich an Rachel, »beeile dich mit deinen Vorbereitungen, wir wollen unsere Freunde nicht mit leerem Magen ziehen lassen.«

Während also Rachel und ihre Kinder geschäftig dabei waren, Maiskuchen zu backen, Schinken und Hühnchen zu kochen und alle Zutaten zum Abendessen herzurichten, saßen Georg und sein Weib in dem kleinen Stübchen eng umschlungen beieinander und unterhielten sich über alle Dinge, die gesagt sein müssen, wenn ein Abschied für immer droht.

Jetzt kam Rachel und nahm liebevoll Elizas Hand und führte sie an den Abendbrottisch. Als sie alle Platz nahmen, klopfte es leicht an die Tür und Ruth kam herein.

»Ich bin nur herübergelaufen, um dem kleinen Jungen die Strümpfchen zu bringen — drei Paar, schöne, warme, wollene. In Kanada werdet ihr es kalt genug haben. Ist Eliza auch guten Mutes?« fragte sie und huschte an die Tischseite, wo Eliza saß. Sie schüttelte ihr herzlich die Hand und steckte Harry einen Kringel in die Hand. »Ich hab ihm davon noch eine Tüte voll mitgebracht«, setzte sie hinzu und zerrte an ihrer Tasche, um sie herauszuholen. »Man weiß ja, Kinder können immer essen.«

»Oh, danke vielmals; Ihr seid so gut«, rief Eliza.

»Komm, Ruth, iß mit zu Abend«, bat Rachel.

»Das kann ich unmöglich. Ich habe John bei dem Baby gelassen und habe den Kuchen im Ofen. Ich kann nicht länger bleiben, sonst läßt John den Kuchen verbrennen und gibt dem Baby den ganzen Zucker aus der Dose. So treibt er es immer«, sagte die kleine Quäkerfrau und lachte. »Also, leb wohl, Eliza; leb

wohl, Georg; der Herr schenke euch eine sichere Fahrt«, und schon war Ruth zur Tür hinaus.

Kurz nach dem Abendbrot fuhr ein großer Planwagen vor dem Hause vor; die Nacht war sternenklar; mit einem Satz sprang Phi–neas rasch herab, um seine Fahrgäste unterzubringen. Georg schritt aus der Haustür, das Kind auf einem Arm und am anderen sein Weib. Sein Schritt war fest, und sein Gesicht sah gefaßt und entschlossen aus. Rachel und Simeon begleiteten sie.

»Steigt Ihr einen Augenblick aus«, wandte sich Phineas an die Insassen, »dann kann ich die Sitze für die Frauensleute und den Jungen richten.«

»Hier sind die beiden Büffelhäute«, sagte Rachel. »Mach es ihnen recht bequem, so eine Fahrt in der Nacht ist anstrengend.«

Jim stieg zuerst aus und half behutsam seiner Mutter, die sich an seinen Arm klammerte und ängstlich umherblickte, als sei ihr der Verfolger schon auf den Fersen.

»Jim, sind deine Pistolen in Ordnung?« fragte Georg mit leiser, fester Stimme.

»Ja, natürlich«, erwiderte Jim.

»Und du weißt Bescheid, was du zu tun hast, wenn sie kommen?«

»Das will ich meinen«, sagte Jim, sich in die Brust werfend und tief Atem holend. »Denkst du, ich lasse sie meine Mutter noch einmal fangen?«

Während dieser kurzen Unterhaltung hatte sich Eliza von Rachel, ihrer mütterlichen Freundin, verabschiedet. Simeon half ihr in den Wagen, wo sie sich mit dem Kind auf den Büffelfellen niederließ. Die alte Frau kam an ihre Seite, Georg und Jim setzten sich ihnen gegenüber auf ein Brett, und Phineas stieg auf den Kutschbock.

»Fahrt mit Gott!« rief Simeon von draußen.

»Vergelt's Gott!« riefen sie von drinnen.

Und der Wagen fuhr holpernd über den gefrorenen Weg in die Nacht hinaus.

Zur Unterhaltung war keine Gelegenheit, der Weg war uneben und die Räder ratterten. Der Wagen rumpelte dahin, durch lange Strecken dunklen Waldgebietes — über weite öde Ebenen, bergauf, bergab, Stunde um Stunde. Das Kind war gleich eingeschlafen und lehnte sich schwer gegen die Mutter. Die arme, verängstigte, alte Frau hatte allmählich ihre Furcht verloren, und selbst Eliza konnte, als die Nacht voranschritt, sich trotz aller Sorgen des Schlafes nicht erwehren. Phineas schien von allen der Munterste zu sein, er vertrieb sich die lange Fahrt, indem er sich ein leichtes Liedchen pfiff, das wenig den strengen Quäkersitten entsprach.

Aber gegen drei Uhr morgens vernahm Georgs feines Ohr in der Ferne den

eiligen raschen Hufschlag eines einzelnen Pferdes, er stieß Phineas an den Ellbogen, Phineas bremste seine Pferde und horchte.

»Das muß Michael sein«, sagte er; »ich denke, ich erkenne ihn an seinem Galopp«, und er stand auf und blickte besorgt über den Weg zurück.

Man erkannte jetzt undeutlich auf dem Gipfel einer Anhöhe einen mit verhängten Zügeln dahersprengenden Reiter.

»Ich glaube, das ist er!« rief Phineas. Ohne Besinnen sprangen Georg und Jim aus dem Wagen. Schweigend standen sie da und erwarteten den Boten. Er kam immer näher. Jetzt verschwand er in einer Talsenke, aber sie vernahmen deutlich, wie der eilige Hufschlag immer näher kam, endlich tauchte er wieder auf und kam in Rufnähe.

»Ja, das ist Michael!« sagte Phineas und rief mit erhobener Stimme, »Hallo, Hallo, Michael!«

»Phineas, bist du das?«

»Ja, was ist los? Kommen sie?«

»Direkt hinter mir, acht oder zehn Mann, betrunken, fluchend und schäumend wie die Wölfe.«

Während er noch sprach, trug der Wind den schwachen Hall galoppierender Reiter herüber.

»Einsteigen, rasch, Jungens!« rief Phineas. »Wenn es zum Kampf kommt, ist es besser, ich fahre euch noch ein Stück weiter.«

Beide waren auf sein Geheiß in den Wagen gesprungen, und Phi–neas schlug auf die Pferde, um sie in Trab zu bringen, während der Reiter dicht neben ihnen folgte.

Der Wagen ratterte, er flog fast über den gefrorenen Erdboden dahin, aber immer deutlicher wurde der Lärm der näherkommenden Reiter. Die Frauen hörten sie auch; sie lehnten sich angstvoll hinaus und sahen weit hinten auf dem Rand eines fernen Hügels einen Trupp Reiter sich in unbestimmten Umrissen gegen den rotstreifigen Himmel des grauenden Morgens abheben. Noch eine Anhöhe, da hatten die Reiter offensichtlich den Wagen erblickt, dessen weiße Plane schon von weitem auffiel, der Wind trug ihr lautes Triumphgebrüll herüber. Eliza wurde es dunkel vor den Augen, sie preßte ihr Kind fester an die Brust, und Georg und Jim packten ihre Pistolen mit verzweifelten Fäusten. Die Verfolger holten rasch auf, da bog der Wagen scharf hinter einer steil aufragenden Felsklippe ein, die sich als einzelner Ausläufer eines felsigen Geländes aus der Ebene erhob und ringsherum glatt abfiel. Diese Felsgruppe stand schwarz und schwer gegen den heller werdenden Himmel und schien Schutz und Obdach zu verheißen. Phineas kannte sich hier von seinen Jagdzeiten her gut aus, er hatte seine Pferde nur angetrieben, um diesen Standort zu

erreichen.

»Jetzt gilt's!« sagte er, hielt die Pferde an und war mit einem Satz vom Wagen. »Raus mit euch und dann mir nach, die Felsen hinauf. Michael, du bindest dein Pferd an die Deichsel und fährst weiter zu Amariah und holst ihn und seine Leute, damit sie mit den Kerlen verhandeln.«

Im Nu waren sie alle heraus aus dem Wagen.

»Los«, sagte Phineas und ergriff Harry, »ihr beide seht nach den Frauen, und jetzt lauft, was ihr nur laufen könnt!«

Es bedurfte keiner Ermahnung. Schneller, als wir es schildern können, waren alle über den Zaun geklettert und strebten den Felsen zu, während Michael sich eilig vom Pferd warf, es mit dem Zaum am Wagen befestigte und, so schnell er konnte, mit dem Wagen davonfuhr.

»Kommt weiter«, sagte Phineas, als sie die Felsen erreichten und in dem erblassenden Licht der schwachen Sterne und der aufsteigenden Morgendämmerung die Spur eines schmalen Fußpfades erkannten, der zur Höhe führte. »Das ist ein altes Jagdversteck. Hinauf!«

Phineas schritt voran, mit dem Jungen auf dem Arm sprang er wie eine Ziege über die Steine. Jim kam als zweiter und trug seine zitternde, alte Mutter über der Schulter, Georg und Eliza bildeten den Abschluß. Die Reiter langten bei dem Zaun an und stiegen unter Geschrei und Fluchen ab, um ihren Opfern zu Fuß nachzueilen. Diese waren nach kurzem Klettern auf dem Gipfel der Felsklippe angelangt, nun führte der Pfad durch eine schmale Kluft, in der jeweils nur eine Person Platz hatte, bis sie plötzlich vor einem neuen Querspalt ankamen, der mehr als meterbreit zu einer neuen Felsgruppe führte, die abermals getrennt sich dreißig Fuß hoch erhob, mit steil abfallenden Wänden wie die Wälle einer Burg.

»Springt!« rief Phineas, »springt um euer Leben!« Und einer nach dem anderen sprang hinüber. Mehrere lose Felsstücke bildeten drüben eine Art Brustwehr und verbargen sie vor den Blicken der Verfolger.

»So, da wären wir«, sagte Phineas und spähte über die Steine nach den Verfolgern aus, die mit lautem Getöse unter den Felsen herankamen. »Nun mögen sie kommen. Wer herauf will, muß einzeln zwischen den beiden Felsen durch in bester Schußweite, seht ihr?«

»Jawohl«, sagte Georg, »und jetzt ist es unsere Sache, jetzt tragen wir das Risiko und übernehmen den Kampf.«

»Das Kämpfen will ich dir schon überlassen, Georg«, bemerkte Phineas und zerkaute beim Sprechen einige Mitchellablätter; »aber das Zusehen wirst du mir wohl noch erlauben. Aber seht, die Kerle bereden sich anscheinend und blicken herauf wie Hühner, die auf die Stange fliegen wollen. Ob man ihnen

nicht lieber einen Wink gibt und ihnen höflich erklärt, daß sie erschossen werden, wenn sie es wagen?«

Die Gesellschaft unten war beim wachsenden Licht des Morgens jetzt allmählich besser zu erkennen. Sie bestand aus unseren alten Bekannten, Tom Locker und Marks, zwei Gendarmen und einer Rotte von Gesellen, die man im letzten Wirtshaus unter der Einwirkung des Branntweins leicht überredet hatte, sich an dieser Niggerjagd zu beteiligen.

»Na, Tom, dein Wild hätten wir gestellt«, sagte einer von ihnen.

»Ja, ich habe sie dort hinauflaufen sehen«, erwiderte Tom. »Und hier ist auch ein Fußpfad. Ich bin dafür, wir gehen sofort hinterher. So schnell können sie nicht herunterspringen, und es wird nicht lange dauern, da haben wir sie aufgestöbert.«

»Aber Tom, sie könnten uns hinter den Felsen auflauern und schießen. Das wäre doch sehr unangenehm.«

»Pah!« grinste Tom, »du bist immer bange um dein kostbares Leben, Marks! Keine Gefahr! Nigger sind viel zu feige, um zu schießen.«

»Ich sehe nicht ein, daß ich mir nicht mein Leben bewahren soll«, sagte Marks. »Ein anderes habe ich nicht, und Nigger können sich zuweilen wie die Teufel verteidigen.«

In diesem Augenblick erschien Georg auf der Höhe des Felsens und hub mit fester, klarer Stimme an zu reden: »Wer sind Sie, meine Herren, und was wollen Sie da unten?«

»Wir suchen eine entlaufene Niggerbande«, rief Tom Locker. »Einen gewissen Georg Harris und Eliza Harris mit ihrem Sohn, Jim Seiden und eine alte Frau. Wir haben die Beamten hier und einen Haftbefehl, wir werden sie also zu fassen kriegen, versteht ihr? Bist du nicht Georg Harris, der dem Mr. Harris in der Grafschaft Shelby in Kentucky gehört?«

»Ich bin Georg Harris. Ein Mr. Harris in Kentucky hat mich einst sein Eigentum genannt. Aber jetzt bin ich ein freier Mann und stehe auf Gottes freiem Boden. Mein Weib und mein Kind gehören zu mir. Jim und seine Mutter sind auch hier. Wir führen Waffen zur Verteidigung bei uns und werden davon Gebrauch machen. Sie können gern heraufkommen. Aber der erste, der uns vor die Flinte kommt, ist ein toter Mann, und ebenso der nächste, alle der Reihe nach.«

»Spart Euch die schönen Reden«, rief jetzt ein vierschrötiger kurzer Mann, der vortrat und sich die Nase schneuzte. »Junger Mann, das steht Euch nicht zu. Ihr seht, wir sind Gerichtsbeamte. Das Recht steht auf unserer Seite, auch die Gewalt und alles andere. Also gebt das Rennen auf. Am Ende zieht Ihr doch den kürzeren.«

»Ich weiß wohl, daß Ihr Recht und Gewalt auf Eurer Seite habt«, rief Georg mit Bitterkeit. »Ihr wollt mir meine Frau wegreißen und in New Orleans verkaufen und meinen Knaben wie ein Kalb an den Händler abliefern. Jims Mutter wollt Ihr der Bestie zurückgeben, die sie schon einmal auspeitschen und mißhandeln ließ, weil er ihren Sohn nicht greifen konnte. Jim und mich aber wollt Ihr zur Folter und Mißhandlung unseren alten Herren ausliefern, damit sie uns mit Füßen treten. Und Eure Gesetze sagen ja dazu — Schmach und Schande über Euch! Noch habt Ihr uns nicht. Eure Gesetze gehen uns nichts an, Euer Staat kümmert uns nicht; wir stehen hier als freie Menschen unter Gottes freiem Himmel, nicht anders als Ihr. Und bei dem lebendigen Gott, der uns alle erschaffen hat, wir werden bis zum Tode um unsere Freiheit kämpfen.«

Georg stand frei und offen auf der Felshöhe, als er diese Unabhängigkeitserklärung abgab; seine wettergebräunten Wangen flammten im Morgenrot; Verzweiflung und bittere Empörung loderten in seinen dunklen Augen; als ob er sich vom Menschen ab zu Gott wandte, hatte er seine Hand zum Himmel erhoben.

Haltung und Blick, Stimme und Auftreten des Sprechers brachten die Verfolger für einen Augenblick zum Schweigen. Kühnheit und Entschlossenheit nötigen selbst der rohesten Natur für kurze Minuten eine gewisse Achtung ab. Nur Marks blieb ganz ungerührt. Er spannte vorsichtig den Hahn seiner Pistole, und in der kurzen Stille, die Georgs Rede folgte, schoß er nach ihm. »Man kriegt für ihn denselben Preis in Kentucky, ob tot oder lebendig«, sagte er kalt und wischte seine Pistole am Rockärmel ab.

Georg sprang zurück — Eliza stieß einen Schrei aus — die Kugel war knapp an seinem Haar vorbeigegangen, hatte fast die Wange seiner Frau gestreift und war in einem Baum steckengeblieben.

»Es ist nichts, Eliza«, sagte Georg sogleich.

»Du wärst mit deinen Reden besser in Deckung geblieben«, meinte Phineas; »das sind gemeine Hunde.«

»Los, Jim«, sagte Georg, »mach deine Pistole fertig; wir wollen beide den Paß da im Auge behalten. Ich schieße auf den ersten Mann, der sich zeigt; du nimmst den zweiten und dann so weiter. Wir können nicht zwei Schuß für einen Mann vergeuden, verstehst du?«

»Und wenn du nicht triffst?«

»Ich *werde* treffen«, erwiderte Georg ruhig.

»Gut, der Junge ist aus dem richtigen Holz«, brummte Phineas durch die Zähne.

Unten stand die Bande, nachdem Marks den Schuß abgegeben, noch unentschlossen zusammen.

»Ich glaube, du mußt jemand getroffen haben«, bemerkte einer der Leute, »ich habe jemand schreien hören.«

»Ich gehe jetzt stracks hinauf«, sagte Tom. »Vor Negern habe ich niemals Angst gehabt, soll mir auch jetzt nicht passieren. Wer kommt mir nach?« Und schon sprang er die Felsen hinauf.

Georg hatte die Worte deutlich gehört. Er entsicherte seine Pistole, prüfte sie und hielt sie dann auf den Felspaß gerichtet, wo der erste Mann erscheinen mußte.

Der mutigste der Bande folgte Tom; nachdem so der Anfang gemacht war, drängten alle hinterher — die letzten stießen die ersten, so daß sie ins Gedränge kamen und sich eiliger hindurchquetschten, als es einzeln der Fall gewesen wäre. Sie kamen immer näher, bis Toms ungeschlachte Gestalt zum Vorschein kam, unmittelbar vor der Felsspalte.

Georg schoß — der Schuß traf den anderen in die Seite -, aber trotz der Verwundung wich er nicht zurück, sondern sprang wie ein wildgewordener Stier mit einem Wutgebrüll direkt über die Spalte unter die Flüchtlinge.

»Nein, mein Freund«, sprach Phineas, plötzlich hervortretend, und stieß ihn mit kräftigem Arm zurück. »Dich können wir hier nicht brauchen.«

Da stürzte er den Spalt hinunter, Bäume, Sträucher, Baumstämme, lose Steine, alles im Fallen mit sich reißend, bis er in dreißig Fuß Tiefe zerschlagen und ächzend liegenblieb. Der Sturz hätte ihn getötet, wären nicht seine Kleider an den Zweigen der Bäume hängengeblieben; aber der Aufprall war doch ziemlich stark, wenigstens alles andere als angenehm und sanft.

»Gott, steh uns bei, das sind die reinen Teufel!« zischte Marks und führte die Bande als erster und mit größerer Eile als beim Aufstieg wieder hinab. Die anderen stolperten hinter ihm her; besonders der dicke Gendarm schnob pustend den Berg hinunter.

»Hört, Leute«, sagte Marks, »Ihr geht um die Ecke und hebt Tom auf, während ich mein Pferd nehme und Hilfe hole — gehabt euch wohl«; und ungeachtet der Schimpf–und Spottreden der Bande schlug sich Marks durch die Büsche und galoppierte davon.

»Da sieht man den feigen Hund«, sagte einer der Leute; »uns bringt er alle her und dann drückt er sich.«

»Wir müssen den andern auflesen. Verflucht, mir soll es gleich sein, ob er tot oder lebendig ist.«

Die Leute gingen dem Stöhnen des Verwundeten nach, sie kletterten über Baumstämme und Klötze und arbeiteten sich durch dichtes Gestrüpp hindurch bis zu der Stelle, wo Tom abwechselnd stöhnend und fluchend am Boden lag.

»Du machst ja schönen Radau, Tom«, sagte einer. »Bist du ernstlich

verwundet?«

»Weiß ich nicht. Bringt mich in die Höhe. Soll der Henker diesen verfluchten Quäker holen! Wäre er nicht gewesen, hätte ich die Nigger hier runtergestoßen und gewartet, wie ihnen das zusagte.«

Unter großen Anstrengungen und mit vielem Gestöhn hob man den Verletzten auf, zwei Leute packten ihn unter den Schultern, und so schleppte man ihn mühsam und fluchend zu den Pferden zurück.

»Wenn ihr mich nur zurück in die Schenke schaffen könntet. Gebt mir doch einen Lappen, damit ich dies verfluchte Bluten stillen kann.«

Georg spähte über die Felsen und sah, wie sie versuchten, Toms ungeschlachte Gestalt in den Sattel zu heben. Nach zwei oder drei vergeblichen Versuchen taumelte er und stürzte zu Boden.

»Ach, hoffentlich ist er nicht tot!« sagte Eliza, die mit der ganzen Gesellschaft dem Vorgang gefolgt war.

»Warum nicht?«, fragte Phineas, »er hätte es wahrhaftig verdient.«

»Weil nach dem Tode das Gericht folgt«, antwortete Eliza.

»Ja«, sagte die alte Frau, die während des ganzen Vorfalles gestöhnt und auf ihre Methodistenweise gebetet hatte, »seine arme Seele wird Schreckliches erleiden.«

»Wahrhaftig, ich glaube, sie wollen ihn im Stich lassen«, rief Phineas.

Das war richtig: denn nach einigem Zaudern und Bereden stieg die Bande auf die Pferde und ritt davon. Als sie verschwunden war, besann sich Phineas wieder.

»Wir müssen jetzt hinunter und ein Stück zu Fuß gehen«, sagte er. »Ich hatte Michael beauftragt, Hilfe zu holen und den Wagen wieder zurückzubringen. Aber ein Stück Weges werden wir wohl noch zurücklegen müssen, bis wir ihn treffen. Gott gebe, daß er bald kommt. Es ist noch früh am Tage, da wird noch nicht viel Verkehr unterwegs sein; wir sind nicht viel mehr als zwei Meilen von unserem nächsten Halteplatz entfernt. Wären die Wege in der Nacht nicht so schlecht gewesen, wären wir ihnen längst entkommen.«

Als unsere Flüchtlinge an dem Zaun wieder ankamen, sahen sie bereits in der Ferne auf der Straße ihren eigenen Wagen zurückkehren, einige Reiter begleiteten ihn.

»Da kommen ja schon Michael und Stephan und Amariah«, rief Phineas freudig aus. »Jetzt haben wir es geschafft, als ob wir schon dort wären.«

»Dann könnten wir uns doch um den armen Kerl kümmern«, sagte Eliza, »er stöhnt so schrecklich.«

»Das wäre nicht mehr als Christenpflicht«, sagte Georg, »wir wollen ihn aufheben und mitnehmen.«

»Und ihn bei den Quäkern verarzten! Ganz sinnig! Na, mir soll's gleich sein. Zuerst wollen wir ihn einmal ansehen«, und Phineas, der sich in seinem Wald–und Jägerleben einige primitive chirurgische Kenntnisse erworben hatte, kniete neben dem Verwundeten nieder und untersuchte ihn sorgfältig.

»Marks«, sagte Tom mit schwacher Stimme, »bist du das, Marks?«

»Nein, Freund, anscheinend nicht. Marks kümmert sich erst um dich, wenn er seine Haut in Sicherheit weiß. Er ist schon lange auf und davon.«

»Dann bin ich geliefert«, stöhnte Tom. »Der verfluchte feige Hund, mich hier allein sterben zu lassen. Meine arme alte Mutter hat es mir immer vorausgesagt.«

»Hört ihn an! Der arme Mensch, jetzt hat er eine Mammy«, sagte die alte Negerin. »Er tut mir doch leid.«

»Sachte, sachte; jetzt brumme und beiße nicht, mein Freund«, sagte Phineas, als Tom zusammenzuckte und seine Hand wegstieß. »Es ist aus mit dir, wenn ich das Blut nicht zum Stillstand bringe.« Und Phineas mühte sich, einen Notverband anzulegen, zu dem alle ihr Taschentuch beigesteuert hatten.

»Ihr habt mich hinuntergestoßen«, sagte Tom mit schwacher Stimme.

»Ja, siehst du, sonst hättest du uns hinabgestoßen«, antwortete Phineas, als er sich bückte und den Verband anlegte. »So, so — laß mich nur den Verband festmachen. Wir meinen es gut mit dir, wir tragen dir nichts nach. Wir bringen dich jetzt in ein Haus. Da werden sie dich erstklassig pflegen, deine eigene Mutter könnte es nicht besser.«

Tom ächzte und schloß die Augen. Bei Leuten seiner Art war Kraft und Entschlossenheit eine rein körperliche Sache, die mit dem strömenden Blut vorbei war; der riesige Bursche sah in seiner Hilflosigkeit wirklich bemitleidenswert aus.

Inzwischen war der Wagen herangekommen. Man nahm die Sitze heraus, breitete die doppelt zusammengelegten Büffelfelle alle auf eine Seite und dann hoben vier Mann Toms schweren Körper mühsam hinein. Noch bevor er lag, verlor er die Besinnung. In überströmendem Mitleid setzte sich die alte Negerin auf den Boden und nahm seinen Kopf auf ihren Schoß. Eliza, Georg und Jim teilten sich, so gut es ging, in den übrigen Platz, und der Wagen fuhr weiter.

»Was haltet Ihr von seinem Zustand?« fragte Georg, der vorn neben Phineas saß.

»Ach, er hat nur eine ziemlich tiefe Fleisch wunde; der Fall hat ihm nicht gerade gut getan. Es hat tüchtig geblutet — das hat anscheinend alles mitgeschwemmt, den ganzen Mut — aber er wird es überstehen, und vielleicht war es ihm eine Lehre.«

»Das freut mich«, sagte Georg. »Es hätte mir doch sehr auf der Seele

gelegen, wenn ich seinen Tod verursacht hätte, selbst in gerechter Sache.«

»Ja«, erwiderte Phineas. »Töten ist kein angenehmes Geschäft, wie man es auch drehen mag — Mensch oder Tier. Ich bin zu meiner Zeit ein großer Jäger gewesen, und ich kann dir sagen, ich habe gesehen, wie ein sterbender Rehbock mich anblickte, daß ich mir schlecht vorkam, ihn geschossen zu haben, und bei den Menschen ist es noch schlimmer, denn wie deine Frau sagt, ihnen folgt das Letzte Gericht nach dem Tode. Daher weiß ich nicht, ob unsere Leute nicht recht haben, wenn sie so streng über diese Dinge denken. Wenn ich bedenke, was ich erlebte, bin ich doch ziemlich ihrer Ansicht.«

»Was wollt ihr mit diesem armen Kerl anfangen?« fragte Georg.

»Oh, den tragen wir zu Amariah; da wohnt Stephans alte Großmutter — Doreas mit Namen -, die versteht sich großartig auf die Krankenpflege. Nichts kommt ihr mehr gelegen, als wenn sie einen Kranken zu versorgen hat. Wir können damit rechnen, daß er vierzehn Tage liegen bleiben muß.«

Nach einstündiger Fahrt hielt man vor einem schmucken Farmhaus, wo die erschöpften Reisenden mit einem reichen Frühstück empfangen wurden. Tom Locker wurde behutsam in ein Bett gelegt, das viel weißer und sauberer war als alle bisherigen, in denen er gelegen hatte. Seine Wunde wurde sorgfältig behandelt und verbunden, so daß er wie ein krankes Kind ruhig liegen und zuweilen auf die weißen Fenstervorhänge und die ruhigen Gestalten blicken konnte, die in seinem Krankenzimmer leise hin und her gingen. Und hier wollen wir unseren Freunden vorderhand Lebewohl sagen.

18. Kapitel
Miß Ophelias Ansichten und Erfahrungen

Unser Freund Tom verglich oft auf seine einfache Weise sein glückliches Los in der Sklaverei mit dem Schicksal Josephs in Ägypten, und als die Zeit voranschritt und er sich tatsächlich mehr und mehr unter den Augen seines Herrn entwickelte, drängte sich auch ihm dieser Vergleich immer stärker auf.

St. Clare war nachlässig und achtlos in Geldsachen. Bisher hatte Adolf grundsätzlich das Einteilen und Einkaufen besorgt und sich darin mindestens so leichtsinnig und verschwenderisch wie sein Herr erwiesen; gemeinsam hatten beide mit großer Leichtigkeit die Verschwendung beschleunigt. Seit Jahren daran gewöhnt, seines Herrn Eigentum als eigene Verpflichtung zu betrachten, sah Tom mit einer Besorgnis, die er kaum verhehlen konnte, diese riesige Verschwendung an allen Ecken des großen Haushalts und machte zuweilen auf die leise indirekte Weise seiner Klasse Vorschläge, dem Unwesen zu steuern.

Zunächst stellte St. Clare ihn nur gelegentlich an, als ihm aber Toms gesunder Verstand und sein heller Geschäftssinn auffiel, zog er ihn allmählich ins Vertrauen, bis ihm schließlich alle Einkäufe für den Haushalt übertragen wurden.

»Nein, nein, Adolf«, sagte er, als Adolf sich eines Tages beschwerte, daß alle Befugnisse seinen Händen entglitten; »laß du Tom in Ruhe, du verstehst dich nur auf deine Wünsche, Tom versteht sich auf Kosten und Auslagen, und es muß sich einmal jemand darum kümmern, sonst wird das Geld eines Tages zu Ende sein.«

Tom wurde nun jeder Versuchung zur Untreue ausgesetzt, denn sein sorgloser Herr vertraute ihm grenzenlos und übergab ihm Rechnungen, die er selbst nicht ansah, und nahm das Wechselgeld, ohne es zu zählen in Empfang. Aber mit der unerschütterlichen Einfalt seines Herzens, verstärkt durch den christlichen Glauben, widerstand Tom jeder Verlockung. Im Gegenteil, ein schrankenloses Vertrauen war für seinen Charakter nur Schwur und Siegel zu einer noch peinlicheren Genauigkeit.

Bei Adolf war es genau umgekehrt gegangen. Gedankenlos, genußsüchtig und unbeaufsichtigt von einem Herrn, der es bequemer fand, ihn gewähren zu lassen, anstatt ihn zu beaufsichtigen, war er in bezug auf Mein und Dein einer völligen Verwirrung anheimgefallen, die zuweilen selbst St. Clare beunruhigte. Er sah wohl ein, daß seine Nachsicht für seine Leute gefährlich und nicht richtig

war. Daher fühlte er sich von dauernden Gewissensbissen verfolgt, die jedoch nicht heftig genug waren, um sein Verhalten zu ändern; gerade diese Gewissensbisse veranlaßten ihn zu immer größerer Nachsicht. Die ernstesten Vergehen überging er leichthin, weil er sich sagen mußte, daß seine mangelnde Strenge seine Dienerschaft erst dazu gebracht hatte.

Tom betrachtete seinen leichtlebigen, heiteren und schönen jungen Herrn mit einer merkwürdigen Mischung von Unterwürfigkeit, Verehrung und väterlicher Besorgnis. Daß er niemals in der Bibel las, niemals zur Kirche ging, daß er sich über alles und jedes lustig machte, was seine Spottlust erregte, daß er die Sonntagabende in der Oper oder im Theater verbrachte, daß er öfter als nötig zu Galagelagen und Abendgesellschaften ging — das waren Dinge, die Tom so gut wie jeder andere bemerkte, und worauf er seine Überzeugung gründete, daß >der Herr kein Christ< war — eine Überzeugung, die er allerdings kaum einem anderen gegenüber ausgedrückt hätte, wenn sie ihm auch Anlaß war zu heißen Gebeten aus seinem einfachen Gemüt, die er in seiner kleinen Schlafkammer vor sich hinsprach. Das will nicht heißen, daß Tom nicht auch seine eigene Weise hatte, einmal seine Meinung zu sagen, wobei er jenen Takt bewies, der kennzeichnend ist für seine Klasse. Das geschah zum Beispiel am Tage nach jenem Sonntag, den wir beschrieben hatten, an dem St. Clare abends zu einem vergnügten Weingelage geladen und nachts zwischen ein und zwei Uhr in einem Zustand nach Hause gebracht worden war, als sein geistiges Bewußtsein bereits dem körperlichen Befinden weit unterlegen war. Tom und Adolf hatten ihm ins Bett geholfen, der letztere war dabei äußerst belustigt gewesen und hatte den Vorfall für einen guten Witz gehalten. Über Toms kindliches Entsetzen hatte er sich ausgeschüttet vor Lachen, jener war in der Tat einfältig genug gewesen, die restliche Nacht aufzubleiben und für seinen jungen Herrn zu beten.

»Na, Tom, auf was wartest du noch?« sagte St. Clare am nächsten Tage, als er in Morgenrock und Pantoffeln in seiner Bibliothek saß. St. Clare hatte Tom gerade mit etwas Geld und verschiedenen Besorgungen beauftragt. »Ist noch etwas nicht in Ordnung?« setzte er hinzu, als Tom noch immer wartend dastand.

»Ich befürchte es beinahe, Herr«, erwiderte Tom mit ernstem Gesicht. St. Clare ließ seine Zeitung sinken und setzte seine Kaffeetasse hin.

»Ja, Tom, was ist denn los? Du siehst wie ein Sarg so feierlich aus.«

»Mir geht es schlecht, Herr. Ich habe immer gedacht, der Herr sei gut zu jedermann.«

»Na, Tom, und das bin ich nicht? Schieß los, was möchtest du? Wahrscheinlich fehlt dir etwas, und dies ist die Einleitung.«

»Der Herr ist immer gut zu mir. In diesem Punkt kann ich nicht klagen. Aber zu jemand anders ist der Herr nicht gut.«

»Aber Tom, was ist denn in dich gefahren? Sprich frei heraus; was willst du?«

»Heute nacht zwischen eins und zwei, da fiel es mir auf. Seitdem habe ich darüber gegrübelt. Der Herr ist zu sich selbst nicht gut.«

Tom hatte seinem Herrn den Rücken zugekehrt, während er sprach, seine Hand lag auf dem Türgriff. St. Clare fühlte, wie ihm die Röte ins Gesicht stieg, aber er lachte.

»Oh, ist das alles?« fragte er wohlgelaunt.

»Alles!« sagte Tom, drehte sich plötzlich um und fiel auf die Knie. »Oh, lieber, junger Herr! Ich befürchte, Sie werden alles verlieren–Leib und Seele — alles! Die Heilige Schrift sagt: >Er beißt wie eine Schlange und sticht wie eine Otter!<«

Toms Stimme erstickte und Tränen liefen über seine Backen.

»Du alter Narr!« sagte St. Clare, selber mit Tränen in den Augen. »Steh auf, Tom. Ich bin nicht wert, daß man um mich weint.«

Aber Tom wollte sich nicht erheben und blickte mit flehenden Augen auf.

»Na also, ich werde nicht wieder hingehen zu diesen blöden Gesellschaften, Tom«, sagte St. Clare. »Auf mein Ehrenwort, nie wieder. Es hat mich immer geekelt, auch vor mir selber — also Tom, wisch dir die Tränen ab, und geh deinen Geschäften nach. Komm, laß sein«, setzte er hinzu, »keine Segenssprüche. Ich verdiene das gar nicht«, sagte er und schob Tom sanft zur Tür. »Also, Tom, auf Ehrenwort, du wirst mich in diesem Zustand nicht wieder sehen«, wiederholte er, und Tom ging hinaus, nachdem er sich tiefbefriedigt die Augen getrocknet hatte.

»Und ich werde Wort halten«, sagte St. Clare, als er die Tür schloß.

Und St. Clare hielt es, denn seiner Natur war grobe Sinnlichkeit keine gefährliche Versuchung.

Aber wer will unterdessen die vielfachen Bedrängnisse unserer Freundin Miß Ophelia schildern, die inzwischen das Amt einer Hausfrau in den Südstaaten übernommen hatte?

Am ersten Morgen ihrer Regentschaft erhob sich Miß Ophelia um vier Uhr. Nachdem sie ihr eigenes Zimmer in Ordnung gebracht, was sie zur staunenden Verwunderung des Stubenmädchens seit ihrer Ankunft jeden Morgen eigenhändig getan hatte, traf sie alle Vorbereitungen, um eine Untersuchung der Wandschränke und Kammern in Angriff zu nehmen, zu denen sie die Schlüssel hatte. Vorratskammer und Wäscheschränke, Porzellankammer, Küche und Keller mußten sich alle eine schreckliche Musterung gefallen lassen.

Da kamen verborgene Dinge der Dunkelheit in einem Ausmaß ans Tageslicht, das alle Gewaltigen im Küchenbereich in Schrecken versetzte und

unter dem ganzen Personal Staunen und Murren über diese >nördliche Dame< erregte.

Die alte Dinah, Oberköchin und Inhaberin aller Herrschaft und Gewalt im Küchenbereich, wurde vom heiligen Zorn ergriffen über diesen — wie sie es empfand — Eingriff in ihre Rechte.

Dinah war auf ihre Weise ein besonderer Charakter, und wir täten ihrem Andenken unrecht, wenn wir dem Leser nicht einen näheren Begriff von ihrem Wesen vermittelten. Sie war die geborene Köchin, ebenso wie Tante Chloe — wie ja die Kochkunst eine besondere Gabe der Neger ist -, aber Chloe besaß Schulung und Methode und arbeitete in einem geordneten Hauswesen, während Dinah ein Genie eigener Prägung war, und wie das Genie im allgemeinen bestand auch sie hartnäckig und über die Maßen exzentrisch auf ihrer eigenen Ansicht. Kein noch so großer Aufwand an Scharfsinn, Autorität und Erklärungen konnte sie jemals überzeugen, daß ein anderes Verfahren besser war als ihr eigenes und daß sich ihre Maßnahmen auch nur im geringsten abwandeln ließen. So viel hatte sich schon ihre alte Herrin, Maries Mutter, eingeräumt, und >Miß Marie<, wie Dinah ihre junge Herrin selbst noch nach der Heirat nannte, hatte es leichter gefunden, ihr nachzugeben, als sich durchzusetzen, und auf diese Weise herrschte Dinah unumschränkt. Dies gelang ihr um so leichter, als ihr die diplomatische Kunst vorzüglich zu Gebote stand, die äußerste Demut im Gebaren mit der Unbeirrbarkeit ihres Handelns zu vereinigen.

Jetzt war die Zeit ihrer dringendsten Vorbereitung zum Mittagessen herbeigekommen. Da Dinah großer Pausen der Ruhe und Überlegung bedurfte und sich in ihren Anordnungen stets der größten Bequemlichkeit befleißigte, saß sie in der Küche auf dem Fußboden und rauchte ihre kurze Stummelpfeife, die sie heiß liebte und stets wie eine Art Opferfeuer anbrannte, wenn es sie nach der nötigen Beflügelung für ihre Anordnung verlangte. Damit lockte sich Dinah die Musen herbei. Um sie her saßen zahlreiche Glieder des kommenden Geschlechts, an denen ein südlicher Haushalt stets einen unbegrenzten Reichtum hat, die mit Erbsenpalen, Kartoffelschälen, Geflügelrupfen und anderen Vorbereitungen beschäftigt waren–wobei Dinah zuweilen ihre Überlegungen unterbrach und mit dem Puddinglöffel neben sich den jungen Gehilfen Schläge und Backenstreiche austeilte.

Jetzt betrat Miß Ophelia auf ihrem Rundgang durch alle Teile des Hauses endlich auch die Küche. Dinah hatte bereits aus verschiedenen Quellen erfahren, was vorging, und beschlossen, eine Stellung der Verteidigung zu beziehen, mit der festen Absicht, sich allen neuen Maßnahmen ohne sichtbaren Kampf zu widersetzen und sie stillschweigend zu übergehen.

Die Küche war ein großer, mit Ziegelsteinen gepflasterter Raum, mit einem

großen, altmodischen Küchenherd, der eine ganz Seite einnahm; vergeblich hatte St. Clare Dinah zu überreden versucht, ihn mit einem modernen Kochherd zu vertauschen, aber das tat sie im Leben nicht.

Als Miß Ophelia die Küche betrat, blieb Dinah ruhig sitzen und rauchte in göttlicher Ruhe ihre Pfeife, nur aus einem Augenwinkel verfolgte sie die Schritte der anderen, sonst scheinbar völlig vertieft in die Vorgänge um sie her.

Miß Ophelia begann, die Fächer einer Kommode aufzuziehen.

»Wozu ist diese Schublade, Dinah?« fragte sie.

»Sie dient zu allem Möglichen, gnädiges Fräulein«, sagte Dinah. Das traf allem Anschein nach zu. Aus dem bunten Allerlei ihres Inhalts zog Miß Ophelia zuerst ein feines Damasttafeltuch voller Blutflecke hervor, offensichtlich benutzt zum Einwickeln von rohem Fleisch.

»Was ist dies, Dinah? Du wickelst doch nicht dein Fleisch in das beste Tafeltuch ein?«

»O Gott, gnädiges Fräulein, gewiß nicht. Mir fehlten die Handtücher, da nahm ich das. Ich hab es da zum Waschen reingelegt, darum liegt es dort.«

»Liederlich«, sprach Miß Ophelia zu sich selbst, zog die Schublade heraus und stülpte sie um. Da fand sie eine Muskatnußreibe und zwei bis drei Muskatnüsse, ein Gesangbuch, ein paar schmutzige bunte Taschentücher, ein Strickzeug mit Garn, Tabakblätter und eine Pfeife, einige Zwiebäcke und verschiedene durchlöcherte Tüten, aus denen getrocknete Küchenkräuter hervorrieselten.

»Wo hebst du deine Muskatnüsse auf, Dinah?« fragte Miß Ophelia und sah aus, als ob sie um Geduld betete.

»Beinah überall, gnädiges Fräulein; ein paar sind in der kaputten Teetasse da oben und ein paar drüben im Schrank.«

»Hier liegen ein paar in der Reibe«, sagte Miß Ophelia und hielt sie in die Höhe.

»Lieber Gott, ja. Heute morgen hab ich sie da hingetan — ich habe meine Sachen gern zur Hand«, erwiderte Dinah. »He, Jake, was reißt du das Maul auf? Hast du es mitgekriegt? Sei still!« und schon schlug sie mit ihrem Stock nach dem Übeltäter.

»Ich werde die ganz Küche durchsehen und alles in Ordnung bringen, ein für allemal, Dinah, und dann erwarte ich, daß du Ordnung hältst.«

»Um Gottes willen, Fräulein Ophelia, das schickt sich nicht für Damen. Das habe ich bei Damen nie erlebt! Meine alte Gnädige und auch Miß Marie haben das nie getan, und ich wüßte auch nicht, wozu es gut wäre.« Tief gekränkt schob Dinah ab, während Miß Ophelia Geschirr sortierte und auftürmte, den Inhalt verschiedener Zuckerdosen in ein Gefäß leerte, Servietten und Handtücher zur

Wäsche heraussuchte und mit eigener Hand, mit einer Geschwindigkeit und einem Unternehmungsgeist alles selber abwusch und auswischte, daß Dinah vor Erstaunen erstarrte.

»Du lieber Gott, wenn so die Damen im Norden wirtschaften, dann sind es keine Damen«, sagte sie zu ihren Untergebenen, als sie außer Hörweite war. »Ich habe meine Sachen auch in Ordnung, wenn es Zeit zum Aufräumen wird; aber Damen mag ich nicht im Wege haben, die mir alles wegkramen, damit ich nichts mehr finden kann.«

In wenigen Tagen hatte Miß Ophelia jeden Teil des Hauses nach einem bestimmten Muster auf das Gründlichste umgekehrt; aber ihre Anstrengungen auf allen Gebieten, die der Zusammenarbeit mit den Leuten bedurften, waren vergeblich. Verzweifelt wandte sie sich eines Tages an St. Clare.

»Es ist einfach unmöglich, in deine Familie System zu bringen.«

»Ganz recht, das ist unmöglich«, sagte St. Clare.

»Solche liederliche Führung, solche Verschwendung und Verwirrung habe ich noch nie gesehen!«

»Das kann ich mir denken.« »Aber Augustin, du weißt nicht, in welchem Zustand ich alles fand.«

»Das wüßte ich nicht? Ich wüßte nicht, daß sie das Nudelholz unter ihrem Bett verwahrt und die Muskatreibe in ihrer Tasche mit dem Tabak, daß sie über fünfundsechzig verschiedene Zuckerdosen hat, eine in jeder Ecke des Hauses, daß sie einen Tag das Geschirr mit einer Tischserviette wäscht, und am nächsten mit einem Stück alten Unterrock? Aber das Entscheidende ist, sie bringt herrliche Mahlzeiten zustande und bereitet einen wunderbaren Kaffee; du mußt sie beurteilen, wie Feldherren und Staatsmänner beurteilt werden, nach ihrem ***Erfolg.«***

»Aber die Verschwendung — die Ausgaben?«

»Na, ja! Verschließe, was du kannst, und nimm den Schlüssel an dich, gib alles einzeln heraus, aber frage nie, was übrigbleibt.«

»Das bekümmert mich, Augustin. Ich kann mir nicht helfen, deine Leute kommen mir nicht absolut ehrlich vor. Kann man sich auf sie verlassen?«

Augustin lachte unmäßig über das ernste und bange Gesicht, mit dem Miß Ophelia diese Frage stellte.

»O Kusine, das ist unbezahlbar — ehrlich! — Als ob man das erwarten könnte! Ehrlich — natürlich sind sie das nicht. Wozu sollten sie auch? Wie in aller Welt kämen sie dazu?«

»Warum unterweisest du sie nicht?«

»Unterweisen! Larifari! Wie sollte ich sie unterweisen? So sehe ich aus! Was Marie angeht, so hat sie Gemüt genug, eine ganze Plantage zu töten, wenn

ich sie gewähren ließe. Aber das Betrügen könnte sie ihnen nicht austreiben.«

»Und es gibt keine Ehrlichen?«

»Nun, hin und wieder wohl einen, den die Natur so unpraktisch einfach, aufrichtig und treu angelegt hat, daß ihn der schlimmste Einfluß nicht verderben kann. Aber siehst du, schon an der Mutterbrust spürt und sieht das farbige Kind, daß ihm nur die krummen Wege offen sind.«

»Und was wird aus ihren Seelen?«

»Soviel ich weiß, geht mich das nichts an«, sagte St. Clare; »ich befasse mich nur mit den Tatsachen des irdischen Lebens. Tatsächlich ist man wohl allgemein dahin übereingekommen, ihnen hier auf Erden zu unseren Gunsten die Hölle zu bereiten, was danach kommt, soll uns nicht kümmern.«

»Das ist ja wirklich entsetzlich!« sagte Miß Ophelia; »ihr solltet euch schämen!«

»Das weiß ich nicht recht. Wir befinden uns dabei in keiner schlechten Gesellschaft«, sagte St. Clare, »wie das Leuten auf der breiten Straße zu gehen pflegt. Betrachte dir hoch und niedrig in der ganzen Welt, überall ist es dieselbe Geschichte. Die niedere Klasse wird verbraucht, mit Leib und Geist und Seele zugunsten der oberen. So geschieht es in England, so geschieht es überall, und doch erbleicht die ganze Christenheit in tugendhafter Entrüstung, weil bei uns dasselbe nur ein klein wenig in anderer Form geschieht.«

»Aber in Vermont ist es nicht so.«

»Nun ja, in Neu–England und den freien Staaten seid ihr uns voraus, das gebe ich zu. Aber da läutet die Glocke, also lassen wir unsere Vorurteile vorderhand ruhen, Kusine, gehen wir zu Tisch.«

Wir laufen Gefahr, unseren bescheidenen Freund Tom über den Erlebnissen der feinen Leute ein wenig zu vernachlässigen. Aber wenn der Leser uns hinauf in die kleine Kammer über den Ställen folgen will, mag er vielleicht ein wenig mehr über seine Sorgen und Nöte erfahren. Es war ein sauberes Stübchen und enthielt ein Bett, einen Stuhl und einen kleinen rohgezimmerten Tisch, auf dem Toms Bibel und Gesangbuch lagen und an dem er gegenwärtig sitzt; seine Schiefertafel vor sich und ganz vertieft in eine Tätigkeit, die ihm anscheinend große Mühe macht. Tatsächlich hatte Toms Heimweh so zugenommen, daß er Eva um einen Briefbogen gebeten hatte und nun sein ganzes literarisches Wissen, das er sich unter Herrn Georgs Belehrung erworben hatte, aufbot und mit dem kühnen Gedanken spielte, einen Brief zu verfassen. Und jetzt war er dabei, auf der Schiefertafel einen ersten Entwurf anzufertigen. Tom war in großen Nöten, denn er hatte die Form mancher Buchstaben ganz und gar vergessen und die, an die er sich erinnerte, wußte er nicht mehr genau anzuwenden. Während er sich abmühte, ließ sich Eva wie ein Vogel auf der

Rücklehne seines Stuhles nieder und lugte ihm über die Schulter.

»Oh, Onkel Tom, was machst du da für komische Sachen!«

»Ich versuche, an meine Alte und die kleinen Kinderchen zu schreiben, Miß Eva«, sagte Tom und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen, »aber ich befürchte, ich kriege es nicht zustande.«

»Ich würde dir gerne helfen, Onkel Tom. Ich habe ja ein bißchen Schreiben gelernt. Im vorigen Jahr kannte ich alle Buchstaben, aber ich fürchte, ich habe viele vergessen.«

So beugte sich Evas goldenes Köpfchen neben ihm über die Tafel, und beide begannen eine ernste und besorgte Unterhaltung, alle beide tiefernst und unwissend. Mit vielem Grübeln und Nachdenken begannen ihre Worte eine Form anzunehmen, die sie in ihrer Begeisterung für ganz leserlich hielten.

»Ja, Onkel Tom, es sieht schon ganz schön aus«, rief Eva, ihr Werk mit Entzücken betrachtend. »Wie wird sich deine Frau freuen und erst die armen kleinen Kinder! Ach, es ist eine Schande, daß du sie verlassen mußtest. Ich will doch Papa fragen, ob er dich nicht eines Tages ziehen läßt.«

»Die gnädige Frau hat gesagt, sie wolle Geld schicken, sobald sie es zusammen hätte«, sagte Tom. »Sie wird es sicher tun. Und der junge Herr Georg hat gesagt, er wolle mich holen, und er gab mir diesen Dollar hier als ein Zeichen«, und Tom zog den kostbaren Dollar unter seinen Kleidern hervor.

»Oh, dann kommt er gewiß«, sagte Eva, »da freue ich mich!«

»Und ich wollte ihnen jetzt einen Brief schicken, damit sie wissen, wo ich bin, und der armen Chloe sagen, daß es mir gutgeht–weil es ihr so naheging, der armen Seele!«

»Hallo, Tom!« ertönte da St. Clares Stimme, der in diesem Augenblick zur Tür hereintrat.

Tom und Eva fuhren beide auf.

»Was geht denn hier vor?« fragte St. Clare herankommend und blickte auf die Tafel.

»Ach, das ist Toms Brief. Ich helfe ihm beim Schreiben«, erwiderte Eva. »Ist er nicht sehr schön?«

»Ich will euch beide nicht entmutigen«, sagte St. Clare, »aber ich würde meinen, Tom, es wäre besser, wenn du ihn mich schreiben ließest. Ich schreibe ihn dir, wenn ich von meinem Ausritt zurück bin.«

»Es ist sehr wichtig, daß er schreibt«, erklärte Eva, »weil seine Herrin Geld schicken will, um ihn loszukaufen, weißt du, Papa. Er hat mir erzählt, daß sie ihm das versprochen haben.«

St. Clare dachte im stillen, daß es sich hier wieder einmal um ein Versprechen handelte, wie es gutherzig Eigentümer ihren Sklaven geben, um

ihren Schrecken vor dem Verkauf zu mildern, ohne dabei die Absicht zu hegen, die so erregte Erwartung auch zu erfüllen. Aber davon ließ er nichts verlauten, sondern befahl nur Tom, die Pferde für den Ritt zu satteln.

Am Abend wurde Toms Brief in gehöriger Form geschrieben und sicher auf dem Postamt abgegeben.

Miß Ophelia setzte ihre Bemühungen um die Wirtschaft unbeirrt fort. Im Haushalt war man — von Dinah abwärts bis zum jüngsten Gemüse — allgemein der Ansicht, daß Miß Ophelia völlig >komisch< sei, eine Bezeichnung, mit der im Süden die Dienerschaft umschreibt, daß ihre Herrschaft ihnen nicht recht zusagt.

Dagegen erklärte der höhere Haushaltszirkel — Adolf, Jane und Roland — übereinstimmend, daß sie keine Dame sei; Damen rackerten sich nicht so ab. Damen hätten etwas >Feines<, und sie waren überrascht, daß sie eine Verwandte des Mr. St. Clare war. Selbst Marie behauptete, es sei ermüdend, Kusine Ophelia immer so in Tätigkeit zu sehen. Und in der Tat war Miß Ophelias Fleiß ohne Ende und gab alle Ursache zu diesen Klagen. Sie säumte und nähte vom Morgen bis zum Abend mit einer Energie, als würde sie beständig zur Eile angetrieben; war dann das Tageslicht verblaßt, kam blitzschnell das stets bereite Strickzeug zum Vorschein, und schon ging es wieder los, und sie war so tätig wie vorher. Es war wirklich sehr anstrengend mitanzusehen.

Telegram@shabarsbibliothek

19. Kapitel
Topsy

Eines Morgens, als Miß Ophelia ihren häuslichen Pflichten nachging, vernahm man St. Clares Stimme, der unten an der Treppe nach ihr rief.

»Komm doch mal herunter, Kusine, ich habe dir etwas zu zeigen.«

»Was denn?« fragte Miß Ophelia und kam mit der Näharbeit in der Hand herunter.

»Ich habe etwas für dein Arbeitsgebiet gekauft — da sieh«, sagte St. Clare, und mit diesen Worten zog er ein kleines Negermädchen herbei, das ungefähr acht oder neun Jahre alt war.

Die Kleine war pechschwarz, und ihre glänzenden Augen, glitzernd wie Glasperlen, schweiften blitzschnell über alle Geräte im Zimmer. Ihr Mund stand vor Staunen über alle die Wunder im Zimmer ihres neuen Herrn halb offen und ließ zwei Reihen blendend weißer Zähne sehen. Das wollige Haar war in straffe, kleine Zöpfchen geflochten, die nach jeder Richtung abstanden. Der Ausdruck ihres Gesichtes zeigte eine sonderbare Mischung von Schlauheit und Gerissenheit, über den sich wie eine Art Schleier ein Ausdruck beflissener Frömmigkeit legte. Sie war nur in ein Stück schmutzige Sackleinwand gekleidet; unterwürfig stand sie mit gefalteten Händen da. Über ihrer ganzen Erscheinung lag etwas merkwürdig Koboldhaftes — etwas, wie es Miß Ophelia später erklärte, >völlig Heidnisches<, was die gute Dame mit Entsetzen erfüllte. Sich an St. Clare wendend, sprach sie:

»Augustin, wozu in aller Welt hast du das Ding hergebracht?«

»Einzig dazu, daß du es erziehst und ihm den rechten Weg weisest. Sie kam mir wie eine komische kleine Vogelscheuche vor. He, Topsy«, setzte er hinzu und pfiff, wie man einem Hunde pfeift, »sing einmal etwas vor, und zeige, wie du tanzen kannst.«

Die schwarzen Augen blitzten in drolliger Komik, und das kleine Ding fing an, mit klarer, schriller Stimme eine seltsame Negermelodie zu singen, wozu sie mit Händen und Füßen den Takt schlug, herumwirbelte, in die Hände klatschte und in einem wilden, phantastischen Takte die Knie aneinanderschlug und dabei jene gutturalen Kehllaute hervorstieß, die für die Negermusik charakteristisch sind; schließlich landete sie nach ein oder zwei Luftsprüngen und einem langgezogenen Schlußtriller, der so merkwürdig und unwirklich klang wie der Pfiff einer Eisenbahn, plötzlich auf dem Teppich und stand wieder mit gefalteten

Händen und einem höchst scheinheiligen Gesichtsausdruck feierlicher Demut da, zu dem nur die listigen Seitenblicke nicht recht passen wollten, die sie aus den Augenwinkeln um sich warf.

Miß Ophelia war stumm vor Staunen.

St. Clare schien sich wie ein Lausbub an ihrem Staunen zu weiden, dann wandte er sich an das Kind und sprach:

»Topsy, dies ist die neue Herrin, ihr übergebe ich dich jetzt, gib acht, und benimm dich gut.«

»Ja, Herr«, sagte Topsy mit scheinheiligem Ernst, während ihre durchtriebenen Augen funkelten.

»Du mußt brav sein, Topsy, verstehst du«, sagte St. Clare.

»O ja, Herr«, antwortete Topsy und funkelte wieder mit demütig gefalteten Händen.

»Aber Augustin, was in aller Welt soll das bedeuten?« fragte Miß Ophelia. »In diesem Haus wimmelt es von diesen kleinen Plagegeistern, kein Mensch kann einen Fuß rühren, ohne auf sie zu treten. Morgens stehe ich auf und finde eins schlafend hinter der Tür, unter dem Tisch taucht ein schwarzer Kopf auf, auf der Türmatte liegt das nächste; sie turnen und balgen sich am Treppengeländer, sie purzeln in der Küche umher, wozu in aller Welt noch eins mehr dazu?«

»Damit du seine Erziehung übernimmst, sagte ich das nicht? Du redest doch immer von Erziehung. Da dachte ich, bringe ich dir eins zum Geschenk, daran magst du dich versuchen und sie in die richtige Bahn lenken.«

»Ich will sie gewiß nicht haben. Ich habe schon mehr mit ihnen zu schaffen, als mir lieb ist.«

»Das nenne ich echt christlich! Ihr gründet einen Verein und beauftragt ein paar arme Missionare, bis an ihr Lebensende bei solchen Heiden zu bleiben. Aber zeige mir einen von euch, der sich die Mühe macht, einen Neger ins Haus zu nehmen und selber die Bekehrung zu vollziehen. Nein. Wenn es dazu kommen soll, sind sie schmutzig und unangenehm, dann macht es zuviel Mühe und so weiter.«

»Augustin, du weißt, daß ich es nicht in ***dem*** Licht betrachtete«, sagte Miß Ophelia, offensichtlich weicher werdend. »Es mag wohl wirklich eine Missionsaufgabe sein«, setzte sie hinzu und blickte nachsichtiger auf das Kind.

St. Clare hatte die richtige Saite berührt. Miß Ophelias Gewissenhaftigkeit konnte man immer anrufen. »Aber«, setzte sie hinzu, »daß du dieses Kind extra kaufen mußtest, sehe ich nicht recht ein–in diesem Hause sind genug andere, denen ich Zeit und Kraft opfere.«

»Ach, komm doch, Kusine«, sagte St. Clare und zog sie beiseite. »Ich sollte dich um Verzeihung bitten für meine losen Reden. Du bist doch die Güte selbst.

Die Sache ist die, dieses Balg gehörte ein paar Trunkenbolden, die eine billige Kneipe haben, an der ich jeden Tag vorüberkomme, und schließlich hatte ich es satt, immer ihr Geschrei zu hören, wenn die Alten sie schlugen und beschimpften. Sie sah außerdem so lustig und schlau aus, als ob sich aus ihr etwas machen ließe — darum habe ich sie gekauft und will sie dir schenken. Versuche es doch, und erziehe sie auf gute, alte neu–englische Art, und dann warte ab, was daraus entsteht. Du weißt doch, ich habe dazu keine Begabung, aber ich möchte gern, daß du es versuchst.«

»Nun, dann will ich tun, was in meinen Kräften steht«, sagte Miß Ophelia, und sie näherte sich ihrem Zögling, wie man sich ungefähr einer schwarzen Spinne nähert, der man nichts zu Leide tun will.

»Sie ist entsetzlich schmutzig und halbnackt«, bemerkte sie.

»Dann nimm sie hinunter, und laß sie säubern und frisch anziehen.«

Miß Ophelia brachte sie in die Küche.

»Verstehe nicht, daß Mr. St. Clare immer noch neue Nigger kauft«, sagte Dinah und sah recht unfreundlich auf den Neuankömmling. »Hier unten ist sie überflüssig, soviel steht fest.«

»Puh«, sagten Rosa und Jane naserümpfend, »uns soll sie auch fernbleiben. Warum in aller Welt der Herr immer noch neue Nigger anschafft, ist gar nicht einzusehen!«

»Haltet den Mund! Du bist genau so ein Nigger, Fräulein Rosa«, sagte Dinah, die sich von der letzten Bemerkung getroffen fühlte. »Du scheinst dich für eine Weiße zu halten. Du bist gar nichts, weder schwarz noch weiß. Ich bin lieber das eine oder das andere.«

Miß Ophelia mußte einsehen, daß sich in diesem Lager niemand bereit fand, das Säubern und Einkleiden des neuen Ankömmlings zu übernehmen; sie sah sich gezwungen, es selber zu tun, wobei ihr Jane nur sehr widerwillig und ungnädig zur Hand ging.

Vornehme Ohren dürfen sich die Beschreibung der ersten Toilette eines vernachlässigten und mißhandelten Kindes nicht anhören. Es steht fest, daß in dieser Welt zahllose Menschen in Umständen leben und sterben müssen, die nur zu schildern und anzuhören für die Nerven ihrer Mitmenschen einen zu großen Schock bedeutet. Miß Ophelia war voll praktischer und energischer Entschlossenheit. Sie vollzog den Reinigungsprozeß mit heroischer Gründlichkeit — aber wir müssen gestehen, mit keinem sehr freundlichen Gesicht -, sie hielt aus, aber Gefühl vermochte sie nicht aufzubringen. Erst als sie auf des Kindes Rücken und Schultern große Striemen und Narben entdeckte, unauslöschliche Kennzeichen des Systems, unter dem es bisher aufgewachsen war, füllte sich ihr Herz mit Mitleid.

»Da, sehen Sie«, sagte Jane und deutete auf die Narben. »Zeigt das nicht, daß sie ein Teufelsbraten ist? Wir werden unseren Tanz mit ihr haben, schätze ich. Ich hasse diese Niggerbälger, widerlich. Ich staune, daß der Herr sie gekauft hat.«

Der Teufelsbraten hörte sich diese Bemerkung mit der unterwürfigen und kläglichen Miene an, die wir schon an ihm kennen, er streifte nur mit hurtigem, verstohlenem Blick seiner glitzernden Augen Janes Ohrenschmuck. Als sie schließlich ein sauberes und heiles Kleidchen trug und ihr Haar kurz geschnitten war, stellte Miß Ophelia mit Befriedigung fest, daß sie nun schon christlicher aussah, und überlegte die ersten Pläne zu ihrer Unterweisung.

Sie nahm Platz und stellte ein Verhör an.

»Wie alt bist du, Topsy?«

»Weiß nicht, Frau«, sagte der Kobold und zeigte grinsend alle Zähne.

»Weißt du nicht, wie alt du bist? Hat dir das niemand gesagt? Wer war deine Mutter?«

»Habe keine gehabt!« sagte das Kind und grinste wieder.

»Du hast keine gehabt, was soll das heißen? Wo bist du geboren?«

»Bin nicht geboren!« beteuerte Topsy mit neuem Grinsen, das so koboldartig wirkte, daß Miß Ophelia, hätte sie dazu geneigt, sich einbilden mußte, einen Gnom aus dem Teufelsland erwischt zu haben, aber Miß Ophelia neigte nicht dazu; sie war einfach, praktisch und sprach daher mit einiger Strenge:

»So mußt du mir nicht antworten, Kind. Sage mir, wo du geboren bist und wer deine Eltern waren.«

»Bin nicht geboren«, wiederholte das Kind ausdrücklich, »habe keinen Vater, keine Mutter, rein gar nichts. Ein Händler zog mich auf mit einer Masse anderen. Alte Tante Sue hat uns gehütet.«

Das Kind sprach offensichtlich die Wahrheit, und Jane erklärte mit gereiztem Lachen:

»O Gott, gnädiges Fräulein, solche gibt es in Unmassen. Die werden billig aufgekauft, wenn sie klein sind, und für den Verkauf aufgezogen.«

»Wie lange warst du bei deinem letzten Herrn?«

»Weiß nicht, Frau.«

»War es ein Jahr oder länger oder kürzer?«

»Weiß nicht, Frau.«

»O Gott, gnädiges Fräulein, das wissen so niedrige Nigger nicht. Sie verstehen nichts von der Zeit«, sagte Jane; »sie wissen nicht, was ein Jahr ist, sie kennen ihr eigenes Alter nicht.« »Hast du jemals etwas von Gott gehört, Topsy?«

Das Kind machte eine verlegenes Gesicht und grinste wie bisher.

»Weißt du, wer dich erschaffen hat?«

»Niemand, soviel ich weiß«, sagte das Kind lachend.

Die Vorstellung schien sie entschieden zu amüsieren; denn ihre Augen funkelten, und sie setzte hinzu: »Ich bin allein gewachsen, mich hat niemand geschafft.«

»Kannst du nähen?« fragte Miß Ophelia, die ihren Fragen jetzt eine mehr praktische Wendung zu geben trachtete.

»Nein, Frau.«

»Was kannst du denn? — Was hast du für deinen Herrn getan?«

»Wasser geholt, Geschirr gespült, Messer geputzt, Leute bedient.«

»Waren sie gut zu dir?«

»Ich glaube«, sagte das Kind und blickte Miß Ophelia schlau an.

Miß Ophelia erhob sich nach dieser wenig ermutigenden Unterhaltung; St. Clare neigte sich über ihre Stuhllehne.

»Hier findest du jungfräulichen Boden, Kusine; stecke deine eigenen Gedanken hinein — auszuziehen gibt's da keine.«

Miß Ophelias Begriffe von Erziehung waren wie alle ihre Begriffe sehr bestimmt und entschieden und von der Art, wie sie in Neu–England vor einem Jahrhundert bestanden und sich noch erhalten haben in den entlegenen und unberührten Teilen, wo es noch keine Eisenbahn gibt. Sie ließen sich in wenige Worte zusammenfassen; dem Kinde wurde beigebracht, daß es gehorchen muß, es wurde im Katechismus, im Nähen und Lesen unterrichtet, und es wurde geschlagen, wenn es log. Heute fällt natürlich eine Flut von Licht auf alle Erziehung, so daß diese altmodischen Begriffe längst überholt sind, dennoch läßt sich nicht leugnen, daß unsere Großmütter einige recht vernünftige Männer und Frauen danach großgezogen haben, was viele von uns noch bestätigen und bezeugen können. Jedenfalls wußte es Miß Ophelia nicht besser und widmete sich daher ihrem Heidenkind mit der allergrößten Sorgfalt.

Das Kind galt im ganzen Haus als Miß Ophelias Mädchen, und da man es in der Küche nur sehr ungnädig betrachtete, entschloß sich Miß Ophelia, sein Wirkungsfeld und seinen Unterricht hauptsächlich auf ihr Zimmer zu beschränken — mit aufopfernder Überwindung, die einige Leser vielleicht zu würdigen wissen, entschloß sie sich, anstatt in aller Ruhe selbst ihr Bett zu machen und ihr eignes Zimmer zu kehren und abzustauben — was sie bisher, aller angebotenen Hilfeleistung von Seiten des Stubenmädchens ungeachtet, eigenhändig getan hatte — nahm sie das Märtyrertum auf sich, Topsy in der Verrichtung dieser Dinge zu unterweisen — wehe diesem Tag! War jemals einer unserer Leser in der gleichen Lage, wird er ihr die Pein nachfühlen können.

Miß Ophelia fing damit an, daß sie Topsy am ersten Morgen mit in ihr

Zimmer nahm und sie feierlich in die Geheimnisse des Bet–tenmachens einweihte.

Da sehen wir also Topsy, gewaschen und geschoren und aller ihrer kleinen Rattenschwänze beraubt, die ihres Herzens Freude waren, angetan mit einem sauberen Kleid und frisch gestärkter Schürze, wie sie ehrerbietig vor Miß Ophelia steht und sie mit einem Ausdruck von Feierlichkeit anstarrt, der einem Begräbnis angemessen wäre.

»Also, Topsy, ich werde dir jetzt zeigen, wie mein Bett gemacht wird. Ich bin sehr eigen mit meinem Bett. Du mußt das genau lernen.«

»Ja, Madam«, sagte Topsy mit tiefem Seufzer und einem Gesicht voll kläglichem Ernst.

»Also, Topsy, sieh her, dies ist der Saum des Lakens — dies die linke Seite -, wirst du das behalten?«

»Ja, Madam«, antwortete Topsy mit einem neuen Seufzer.

»Jetzt also mußt du das untere Laken unter das Polster ziehen–so — und hier unter der Matratze einstecken. Schön glatt — so -, siehst du das?« »Ja, Madam«, sagte Topsy mit tiefer Aufmerksamkeit.

»Aber das obere Laken«, fuhr Miß Ophelia fort, »muß so gelegt und am Fußende fest und glatt eingesteckt werden.«

»Ja, Madam«, sagte Topsy wieder; - aber wir müssen hinzufügen, was Miß Ophelia nicht gesehen hatte, daß es der jungen Schülerin, während ihr die gute Dame im Eifer ihrer Unterweisung den Rücken zugekehrt hatte, gelungen war, ein Paar Handschuhe und ein Seidenband zu erraffen und geschickt in ihren Ärmel zu schieben, um dann wie vorher wieder mit gefalteten Händen dazustehen.

»Nun, Topsy, jetzt versuch du es einmal«, sagte Miß Ophelia, zog die Tücher heraus und setzte sich hin.

Mit Ernst und Geschicklichkeit verrichtete Topsy ihre Arbeit zu Miß Ophelias völliger Zufriedenheit, sie glättete die Laken, strich jede Falte aus und zeigte bei dem ganzen Vorgang einen Ernst und eine Beflissenheit, die ihre Lehrerin höchst erbaute. Jedoch durch eine unglückliche Bewegung glitt ein flatterndes Ende des Seidenbandes aus ihrem Ärmel und erregte Miß Ophelias Aufmerksamkeit, gerade als sie fertig war. Miß Ophelia ergriff es augenblicklich.

»Was ist das? Du böses, schlechtes Kind — du hast mir das gestohlen!«

Das Band wurde aus Topsys Ärmel gezogen, was sie jedoch keineswegs aus der Fassung brachte; sie betrachtete es nur mit der Miene überraschter und arglosester Unschuld.

»O Gott, das ist doch Miß Feelys Band? Wie kam es denn in meinen

Ärmel?«

»Topsy, lüge nicht! Du hast das Band gestohlen!«

»Frau, ich sage es dir, ich habe es nicht getan — ich habe es nie gesehen bis zu dieser Minute.«

»Topsy, du kriegst Prügel, wenn du lügst.«

»O Gott, Frau, und wenn du mich den ganzen Tag schlägst, ich war es nicht«, sagte Topsy und fing an zu heulen. »Ich habe es nie gesehen — es muß in meinen Ärmel geschlüpft sein. Miß Feely muß es auf dem Bett gelassen haben, und es verfing sich in meinen Kleidern und fing sich in meinem Ärmel.«

Miß Ophelia war so entrüstet über diese schamlose Lüge, daß sie das Kind ergriff und schüttelte.

»Das sag mir noch einmal.«

Durch das Schütteln waren die Handschuhe aus dem andern Ärmel zu Boden gefallen.

»Oha!« sagte Miß Ophelia, »willst du immer noch behaupten, du hast das Band nicht gestohlen?«

Topsy bekannte jetzt den Diebstahl der Handschuhe, aber in bezug auf das Band blieb sie bei ihrem Leugnen.

»Komm, Topsy«, sagte Miß Ophelia, »wenn du mir alles gestehst, gibt es diesmal keine Prügel.« Auf dieses Versprechen hin gestand Topsy alles, nicht ohne ihre Reue zu beteuern.

»Also, nun sag mir einmal genau: Ich weiß, du hast auch schon andere Sachen genommen, seitdem du im Hause bist, denn gestern habe ich dich überall herumlaufen lassen. Also nun gestehe mir, was du noch genommen hast, und du bekommst keine Prügel!«

»Ach, Frau! Ich nahm das rote Ding von Miß Eva, das sie um den Hals trägt.«

»Wirklich? Du böses Kind! Was denn noch?«

»Ich nahm Rosas Ohrringe — die roten.«

»Geh und bring sie her, alle beide, in dieser Minute!«

»O Gott, Frau! Ich kann nicht — sie sind verbrannt.«

»Warum hast du sie verbrannt?«

»Weil ich bös bin — jawohl. Ich bin mächtig böse. Das ist in mir.«

Im selben Augenblick kam Eva ahnungslos ins Zimmer mit dem fraglichen Halsband um den Hals.

»Ach Eva, wo hast du das Halsband her?«

»Her? Ich trage es schon den ganzen Morgen«, sagte Eva.

»Hast du es gestern auch gehabt?«

»Ja, und komischerweise auch die ganze Nacht, Tantchen. Ich vergaß, es

abzunehmen, als ich zu Bett ging.«

Miß Ophelia sah ganz bestürzt aus, um so mehr, als in diesem Augenblick Rosa mit einem Korb frisch geplätteter Wäsche auf dem Kopf und den tanzenden Korallenringen in den Ohren ins Zimmer trat.

»Jetzt weiß ich nicht mehr, was ich mit solch einem Kind anfangen soll«, rief sie in Verzweiflung. »Warum in aller Welt hast du gesagt, du hast Sachen gestohlen, Topsy?«

»Aber Frau hat doch gesagt, ich soll gestehen, und was anderes ist mir nicht eingefallen«, sagte Topsy.

»Aber ich wollte natürlich nicht, daß du mir Dinge gestehst, die du gar nicht genommen hast«, sagte Miß Ophelia, »das ist ebenso gelogen wie das andere.«

»Ach, Gott, wirklich?« rief Topsy mit Unschuldsmiene.

»In dem Teufelsbraten steckt nicht eine Spur von Wahrheit«, sagte Rosa und blickte voll Entrüstung auf Topsy. »Wenn ich Mr. St. Clare wäre, würde ich sie bis aufs Blut peitschen lassen. Bei mir sollte sie es schon kriegen.«

»Nein, nein, Rosa«, sagte Eva gebieterisch, wie das Kind zuweilen sein konnte, »so mußt du nicht reden, Rosa, das ertrag' ich nicht.«

»O Himmel, Miß Eva! Sie sind so gut, Sie wissen gar nicht, wie man mit Niggern umspringen muß, man kann sie nur zuschanden schlagen, sage ich Ihnen.«

»Rosa, sei still!« befahl Eva, »kein solches Wort mehr.« Und das Auge des Kindes flammte auf, und ihre Wangen färbten sich tiefer.

Rosa lenkte sofort ein.

»Miß Eva hat das Blut der St. Clares in ihren Adern, das ist klar. Sie redet ja genau so wie ihr Papa«, sagte sie und verließ das Zimmer.

Eva stand und betrachtete Topsy.

Da standen die beiden Kinder, Vertreter der beiden Extreme der menschlichen Gesellschaft. Das blonde, hochgezüchtete Kind mit seinem goldenen Haar, seinen tiefen Augen, der geistigen, edlen Stirn und dem fürstlichen Anstand und sein schwarzes, schlaues, kriechendes und doch aufgewecktes Gegenüber. Sie waren beide die Vertreter ihrer Rasse. Das angelsächsische Kind, hervorgegangen aus jahrhundertealter Kultur, Herrschaft und Bildung, aus körperlicher und seelischer Auslese; das afrikanische Kind, als Produkt jahrhundertealter Unterdrückung, Unterwerfung, Unwissenheit, Plage und Laster.

Vielleicht dämmerten Gedanken dieser Art in Evas Seele.

Aber die Gedanken eines Kindes sind verworrene, unbestimmbare Instinkte, und in Evas adeligem Wesen war mancherlei Suchen und Sehnen, das

sie nicht in Worte kleiden konnte. Als Miß Ophelia sich über Topsys unartiges, böses Wesen beklagte, machte das Kind ein betrübtes Gesicht, sagte aber mit sanfter Stimme:

»Arme Topsy, warum mußt du stehlen? Du sollst doch jetzt in gute Obhut kommen. Ich gebe dir lieber etwas von meinen Sachen, als daß du sie stiehlst.«

Dies war das erste freundliche Wort, das das schwarze Kind in seinem Leben zu hören bekam: die sanfte Art berührte eigentümlich sein wildes, rohes Herz, und etwas wie eine Träne blitzte in den scharfen, runden und glitzernden Augen auf; aber schon folgte das kurze Auflachen und gewohnte Grinsen. Nein! Ein Ohr, das niemals etwas anderes hörte als Beschimpfung, hegt einen besonderen Unglauben gegenüber so himmlischer Freundlichkeit; Topsy fand Evas Worte komisch und unverständlich — sie glaubte ihnen nicht.

Aber was sollte man mit Topsy anfangen? Miß Ophelia war ratlos; ihre Erziehungskünste ließen sie im Stich. Sie wollte sich Zeit lassen und nachdenken. Sie hoffte noch auf ungewisse moralische Tugenden, die manchmal in dunklen Winkeln verborgen sind. Vorläufig schloß sie das Kind ein, bis sie mit ihren Gedanken ins reine kam.

»Ich weiß nicht«, sagte Miß Ophelia zu St. Clare, »wie ich ohne Prügel mit dem Kind fertig werden soll.«

»Na, dann prügle sie doch nach Herzenslust; ich gebe dir zu allem unumschränkte Vollmacht.«

»Kinder brauchen Prügel«, sagte Miß Ophelia, »ich habe nie gehört, daß man ohne Prügel auskommt.«

»Aber natürlich«, erwiderte St. Clare. »Tu ganz, was du für richtig hältst. Ich gebe nur eins zu bedenken: Ich habe gesehen, wie man dieses Kind mit der Feuerzange schlug, mit der Kohlenschaufel, mit allem, was zur Hand war. Bedenkt man nun, daß sie an diesen Stil gewöhnt ist, meine ich, deine Prügel müßten energisch sein, um ihr Eindruck zu machen.«

»Was soll man denn mit ihr machen?«

»Damit schneidest du eine sehr ernste Frage an«, sagte St. Clare; »ich wollte, du beantwortest sie selber. Was macht man mit einem menschlichen Wesen, das nur mit der Peitsche gelenkt wird, die nun auf einmal wegfällt? Das ist hier bei uns ein häufiger Zustand!«

»Ich sehe keinen Ausweg; ich habe nie solch ein Kind erlebt.«

»Solche Kinder haben wir häufig und auch solche Erwachsene. Wie soll man sie regieren?«

»Ich kann nur sagen, ich kann es nicht entscheiden.«

»Ich genausowenig«, sagte St. Clare. »Die entsetzlichen Grausamkeiten und Ausschreitungen, die zuweilen ihren Weg in die Presse nehmen, wo rühren

sie her? In vielen Fällen ist es ein allmählicher Verhärtungsprozeß auf beiden Seiten, der Besitzer wird immer grausamer und der Sklave immer verstockter. Auspeitschen und Beschimpfen wirkt wie Opium; man muß die Dosis vergrößern, und die Empfindlichkeit wird geringer. Ich erkannte das sehr früh, als ich die Sklaven übernahm; und ich entschloß mich, niemals damit anzufangen, weil ich nicht wußte, wo ich aufhören würde — und ich beschloß, wenigstens meine eigene Moral zu beschützen. Die Folge ist, daß meine Leute sich wie verwöhnte Kinder gebärden; aber ich halte das für besser, als daß beide Teile sich in der Roheit steigern.

Du hast viel von unserer Verantwortung in der Erziehung gesprochen, Kusine. Da wollte ich gern, du versuchtest es mit ***einem*** Kind, das ein Beispiel ist für Tausende!«

»Euer System hat diese Kinder auf dem Gewissen«, sagte Miß Ophelia.

»Ich weiß; aber nun sind sie da, sie existieren — was soll man mit ihnen anfangen?«

»Ach, ich kann nicht sagen, daß ich dir dankbar bin für den Versuch. Aber da es eine Pflicht zu sein scheint, werde ich durchhalten und mein Bestes geben.« Und daraufhin arbeitete Miß Ophelia wirklich mit liebenswertem Eifer und großer Energie an ihrem neuen Zögling. Sie richtete regelmäßigen Unterricht ein, wies ihr gewisse Dienste zu und lehrte sie lesen und nähen.

In der ersten Kunst war das Kind sehr aufgeweckt. Sie lernte die Buchstaben wie durch Zauberei und war gar bald imstande, einen einfachen Text zu lesen. Aber das Nähen war schwierig. Die kleine Person war so flink wie eine Katze und so zappelig wie ein Äffchen, das Stillsitzen beim Nähen war ihr furchtbar; also zerbrach sie die Nadeln, warf sie heimlich aus dem Fenster oder steckte sie in die Mauerritze. Sie verhedderte, zerriß und beschmutzte ihren Faden oder warf eine ganze Garnrolle fort. Ihre Bewegungen waren so flink wie die eines geübten Taschenspielers, und ihre Beherrschung der Gesichtszüge war genauso vollkommen. Miß Ophelia hatte zwar das Gefühl, daß so viele Unfälle hintereinander unmöglich zufällig geschehen konnten, aber sie vermochte die Übeltäterin nicht zu überführen, es sei denn, sie paßte ihr auf die Finger auf, dann hatte sie aber zu nichts anderem Zeit.

Topsy wurde im Haushalt bald wie ein bunter Hund bekannt. Ihr Talent für jede Art von Komik, für Grimassen, für Nachahmung–ihre Begabung für Tanzen und Springen, für Klettern, Singen und Pfeifen — jeden Ton, den sie auffing, konnte sie nachahmen — schien unerschöpflich zu sein. In ihrer Freizeit hingen sämtliche Kinder des großen Hauses wie die Kletten an ihr und rissen vor Staunen und Bewunderung Mund und Nase auf, Miß Eva nicht ausgenommen, die von Topsys Teufelskünsten ganz bezaubert zu sein schien, wie manchmal

eine Taube von einer schillernden Schlange hingerissen ist.

Miß Ophelia wurde unruhig, daß Eva Topsys Gesellschaft zu viel aufsuchte, und beschwor St. Clare, es zu verbieten.

»Laß das Kind in Ruhe«, sagte St. Clare. »Topsy tut ihr gut.«

»Aber ein so haltloses Kind — bist du nicht bange, sie bringt ihr nur Unarten bei?«

»Sie kann ihr keine Unarten beibringen, das mag ihr bei anderen Kindern gelingen, aber von Eva rollt das Böse ab wie Tauperlen von den Kohlblättern, es sinkt nicht ein Tropfen ein.«

»Sei nicht so sicher«, sagte Miß Ophelia. »Ich weiß nur, meine Kinder ließe ich nicht mit Topsy spielen.«

»Deine Kinder würden es nicht nötig haben«, sagte St. Clare, »meinem tut es gut. Wenn man Eva verderben könnte, wäre es schon vor Jahren geschehen.«

Topsy wurde zunächst von der feineren Dienerschaft verachtet und über die Achsel angesehen. Sie sahen sich aber alsbald veranlaßt, ihre Einstellung zu ändern. Man stellte bald fest, daß jedem, der Topsy zu nahe trat, sogleich etwas Unangenehmes geschah. Entweder fehlten ein paar Ohrringe oder ein teures Andenken, oder ein Kleidungsstück war völlig verdorben, oder der Betreffende stürzte versehentlich über einen Eimer heißen Wassers, oder ein Stückchen Schmutz fiel gänzlich unvorhergesehen herab, wenn man höchsten Staat angelegt hatte — und jedesmal, wenn man nachforschte, war niemand für die Streiche verantwortlich zu machen. Topsy wurde gerufen und von allen häuslichen Richtern in ein scharfes Verhör genommen, aber sie überstand jede Prüfung mit der erhabenen Miene reinster Unschuld. Niemand hegte den geringsten Zweifel, wer der Spitzbube war, aber nicht die geringste Spur eines kleinsten Beweises konnte die Verdächtigungen unterstützen, und Miß Ophelia war viel zu gerecht, um aufs Geratewohl strafend einzugreifen.

Die Streiche waren auch zeitlich immer sehr sinnig ausgedacht, um den Missetäter auch weiterhin zu schützen. So wurde die Rache an den Stubenmädchen Rosa und Jane immer dann vorgenommen, wenn sie (was nicht selten geschah) bei ihrer Herrin in Ungnade waren, wenn ihre Beschwerden also auf kein Mitgefühl stießen. Kurz gesagt, Topsy hatte dem ganzen Haushalt bald beigebracht, daß man sie besser in Ruhe ließe. Also ließ sie jeder in Ruhe.

Topsy war in allen Handfertigkeiten geschickt und ausdauernd, alles, was man sie lehrte, lernte sie mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Schon nach wenigen Lektionen hatte sie begriffen, Miß Ophelias Zimmer so blitzblank zu halten, daß selbst diese sehr eigene Dame nichts auszusetzen fand. Keine Meisterhände konnten die Laken glatter streichen, die Kissen genauer aufbauen, besser kehren, Staub wischen und aufräumen als Topsy, wenn sie wollte — aber

sie wollte nicht sehr oft. Als Miß Ophelia nach drei oder vier Tagen sorgfältiger und peinlicher Überwachung so leichtsinnig war, anzunehmen, daß Topsy sich jetzt daran gewöhnt und ohne Aufsicht arbeiten könnte, so daß sie selber ging, um etwas anderes zu erledigen, da feierte Topsy für zwei, drei Stunden einen wahren Karneval von Unordnung und Tollheiten. Anstatt das Bett zu machen, unterhielt sie sich damit, die Kissenbezüge abzustreifen und ihren wolligen Kopf in das Inlett zu stecken, bis er über und über voll Federn war, die nach allen Richtungen flogen; sie kletterte auf die Bettpfosten und machte Kopfstand; Tücher und Laken verstreute sie auf dem Fußboden; das Keilkissen schmückte sie mit Miß Ophelias Nachthemd und vollführte allerhand Theater damit — sie sang und pfiff und machte Grimassen gegen ihr Spiegelbild; kurzum, wie Miß Ophelia es nannte: sie feierte Kains Auferstehung.

Bei anderer Gelegenheit fand Miß Ophelia Topsy mit ihrem besten, scharlachroten Schal aus indischem Krepp, den sie sich als Turban um den Kopf gewürgt hatte, während sie großartige Bewegungen vor dem Spiegel probte — denn Miß Ophelia hatte in nie gekannter Sorglosigkeit den Schlüssel an ihrem Schrank steckenlassen.

»Topsy!« rief sie, da ihre Geduld erschöpft war, »warum mußt du schauspielern?«

»Weiß nicht, Madam — vielleicht, weil ich so böse bin.«

»Ich weiß nicht mehr, was ich mit dir tun soll, Topsy.«

»Ach, Madam, Sie müssen mich versohlen; meine alte Herrin hat mich immer versohlt. Ich bin nicht an Arbeit gewöhnt ohne Hiebe.«

»Aber, Topsy, ich mag dich nicht hauen. Wenn du willst, kannst du alles sehr schön. Warum willst du nicht immer?«

»Ach, Madam, ich bin an Hiebe gewöhnt, ich weiß, die tun mir gut.«

Miß Ophelia versuchte das Rezept, und Topsy erhob dabei jedesmal einen entsetzlichen Lärm, sie schrie, sie ächzte, sie flehte, um eine halbe Stunde später, auf dem Balkongitter hockend, umgeben von dem jungen Gemüse, ihre abgrundtiefe Verachtung für die ganze Angelegenheit auszudrücken. »Hach, Miß Feely und prügeln! — Ihre Prügel töten keine Fliege. Sie sollte sehen, wie mein früherer Herr schlug, da flog das Fleisch in Fetzen; der hat es verstanden.«

Topsy schlug immer Kapital aus ihren Sünden und Untaten, sie betrachtete sie augenscheinlich als eine Art großer Auszeichnung.

»O Gott, ihr Nigger«, predigte sie ihrem Publikum. »Wißt ihr, daß ihr alle Sünder seid? Ihr seid es — jeder von euch. Die weißen Leute sind auch Sünder — Miß Feely sagte es, aber ich glaube, Nigger sind die schlimmeren. Ich bin so schrecklich böse, mit mir wird keiner fertig. Die ganze Zeit hat früher meine Herrin auf mich geflucht. Ich glaube, ich bin das verdorbenste Geschöpf in der

Welt.« Und Topsy schlug einen Purzelbaum, erklomm strahlend und selbstzufrieden einen höheren Balkonpfeiler und brüstete sich mit ihrer Verdorbenheit.

Miß Ophelia war jeden Sonntag sehr bemüht, Topsy den Katechismus einzutrichtern, Topsy hatte ein ungewöhnliches Gedächtnis und lernte mit einer Geläufigkeit, die ihre Lehrerin sehr in ihrem Tun bestärkte.

»Was denkst du, was sie davon gewinnt?« fragte St. Clare.

»Kinder haben immer davon gewonnen. Kinder haben das immer lernen müssen, weißt du«, antwortete Miß Ophelia.

»Ob sie es wohl verstehen?« fragte St. Clare.

»Ach, gleich verstehen Kinder das nicht, aber wenn sie erwachsen sind, fällt es ihnen wieder ein.«

»Mir ist es noch nicht wieder eingefallen«, sagte St. Clare, »obgleich ich bezeugen muß, du hast es mir gründlich eingepaukt, als ich ein Junge war.«

»Du hast immer leicht gelernt, Augustin. Auf dich habe ich große Hoffnungen gesetzt«, sagte Miß Ophelia.

»Nun, und jetzt hast du keine mehr?« fragte St. Clare.

»Ich wollte, du wärst noch so brav, wie du als Junge warst, Augustin.«

»Das wollte ich auch tatsächlich, Kusine. Na, fahr fort, und frag Topsy ab, vielleicht kommt doch etwas dabei heraus.«

Topsy hatte während der Unterhaltung unbeweglich wie ein schwarzes Denkmal mit artig gefalteten Händen dabei gestanden; auf ein Zeichen von Miß Ophelia fuhr sie fort.

»Unsere ersten Vorahnen, ihrer Willensfreiheit überlassen, fielen aus dem Stande der Unschuld, in welchem sie erschaffen waren.« Topsys Augen funkelten, und sie blickte fragend auf.

»Was ist, Topsy?« fragte Miß Ophelia.

»Bitte, Madam, war dieser Stand Kentucky?«

»Welcher Stand, Topsy?«

»Der Stand, aus dem sie fielen? Ich hörte immer, wie der Herr sagte, wir kämen vom Stand Kentucky.«

St. Clare lachte.

»Du mußt ihr schon eine Erklärung geben, sonst gibt sie sich selbst eine«, sagte St. Clare. »Sie verwechselt Stand mit Staat und schlägt da anscheinend einen Zusammenhang mit der Auswanderung vor.«

»O Augustin, sei still!« sagte Miß Ophelia. »Wie kann ich weiterkommen, wenn du dabeistehst und lachst?«

»Na, auf mein Ehrenwort, ich werde eure Übung nicht länger stören«, und St. Clare nahm seine Zeitung und ging ins Nebenzimmer und setzte sich dort

hin, bis Topsy fertig war mit Aufsagen. Sie machte es sehr schön, nur daß sie hin und wieder ein wichtiges Wort komisch verdrehte und trotz aller Bemühung auf dem Irrtum beharrte. Und St. Clare hatte trotz aller Versprechungen, sich zu bessern, seinen diebischen Spaß an diesen Irrtümern. Jedesmal, wenn er zu Scherz aufgelegt war, rief er Topsy zu sich und ließ sie die entstellten Sätze hersagen, soviel Miß Ophelia auch protestierte.

»Wie soll ich bei dem Kind zum Guten wirken, wenn du so weitermachst, Augustin?« sagte sie dann.

»Ja, es ist ungezogen — ich will es auch nicht wieder tun. Aber ich finde es unbezahlbar, wie dieser komische Kobold über die langen Worte stolpert!«

»Aber du bestärkst sie in ihren Fehlern.«

»Was schadet das? Für sie ist ein Wort so gut wie das andere.«

»Du erwartest von mir, daß ich sie erziehe; und du solltest dich erinnern, daß sie ganz vernünftig ist, da mußt du vorsichtig sein, daß du sie nicht falsch beeinflußt.«

»Oh, verflixt! Das sollte ich wirklich.«

Auf diese Weise vollzog sich Topsys Erziehung in den nächsten zwei Jahren. — Miß Ophelia ärgerte sich mit ihr tagtäglich wie mit einer dauernden Plage, an deren Heimsuchung sie sich mit der Zeit gewöhnte, wie manche Leute an Nervenschmerz oder Migräne sich gewöhnen.

St. Clare hatte an dem Kind dasselbe Vergnügen wie an einem Papagei. Sobald Topsy bei den anderen Bewohnern des Hauses in Ungnade fiel, suchte sie Schutz hinter seinem Stuhl; und irgendwie schloß St. Clare dann Frieden für sie. Sie bekam manches Trinkgeld von ihm, das sie in Nüssen und Bonbons anlegte und in sorgloser Freigebigkeit an alle Kinder des Hauses verteilte; denn, um ihr gerecht zu werden: Topsy war gutherzig und freimütig und boshaft nur in der Verteidigung.

20. Kapitel
Kentucky

Es wird unsern Lesern gewiß recht sein, wenn wir jetzt für eine kurze Weile zu Onkel Toms Hütte, auf der Farm in Kentucky, zurückkehren und nach allen denen Ausschau halten, die er zurücklassen mußte.

Es war ein später Sommernachmittag, Fenster und Türen des großen Wohnzimmers standen weit offen, um jedem Lüftchen Einlaß zu gewähren, das nur die geringste Lust zum eintreten verspürte. Mr. Shelby saß in der großen Diele, auf die das Zimmer mündete und die sich der Länge nach, auf beiden Seiten von einem Balkon begrenzt, durch das ganze Haus erstreckte. Behaglich in einem Stuhl zurückgelehnt, die Füße auf einem zweiten ausgestreckt, genoß er seine Mittagszigarre. Mrs. Shelby saß mit einer feinen Handarbeit in der Tür; sie hatte anscheinend etwas auf dem Herzen und schien nur auf eine passende Gelegenheit zu warten, um davon anzufangen.

»Weißt du schon«, fragte sie, »daß Chloe einen Brief von Tom bekam?«

»Nein, wirklich? Dann muß Tom dort ja gute Freunde haben. Wie geht es denn dem alten Knaben?«

»Anscheinend hat ihn eine vornehme Familie gekauft«, sagte Mrs. Shelby; »er wird gut behandelt und hat nicht viel zu tun.«

»Sehr schön! Das freut mich ganz besonders«, erwiderte Mr. Shel–by, und es kam ihm von Herzen. »Ich denke, Tom wird sich mit seinem Aufenthalt im Süden noch ganz aussöhnen und dann kaum noch Lust haben zurückzukehren.«

»Im Gegenteil, er erkundigt sich ängstlich, wann wohl das Geld zu seinem Rückkauf flüssig gemacht wird.«

»Das möchte ich auch wissen«, sagte Mr. Shelby. »Wenn die Geschäfte einmal bergab gehen, scheint es kein Halten zu geben; als ob man in einem Sumpf von einem Stein zum anderen springt; man borgt bei einem, um den andern zu bezahlen, und borgt bei dem anderen, um den ersten zu bezahlen — dabei werden diese Wechsel fällig, bevor man noch Zeit hat, eine Zigarre zu rauchen und den Rücken zu kehren — Schuldbriefe und Schuldverschreibungen -, graue Haare kann man dabei kriegen!«

»Mein Lieber, man müßte doch versuchen, die Dinge zu glätten. Wie wär's, wenn wir alle Pferde verkauften und eines der Güter und dann die Schulden ins reine brächten?«

»Ach, lächerlich, Emily! Du bist die beste Frau in ganz Kentucky, aber du

Telegram@shabarsbibliothek

willst nicht einsehen, daß du nichts von Geschäften verstehst. Frauen können das nicht und lernen das auch nie.«

»Aber könntest du mir nicht wenigstens«, sagte Mrs. Shelby, »eine Liste von allen Schulden und Außenständen aufstellen, dann könnte ich doch versuchen, ob wir nicht etwas einsparen könnten.«

»Ach, Unsinn! Plag mich nicht, Emily — ich weiß es auch gar nicht so genau. Ich habe nur ungefähr eine Vorstellung, wie es um die Dinge steht. Man kann sie nicht glätten und verzieren, wie Chloe das bei ihren Pasteten macht. Ich sage dir ja, du verstehst nichts von Geschäften.«

Und Mr. Shelby wußte seinen Worten nicht anders Nachdruck zu verschaffen als mit erhobener Stimme, eine sehr praktische und überzeugende Methode für einen Mann, um mit seiner Frau geschäftliche Dinge zu besprechen.

Mrs. Shelby seufzte verstohlen und gab das Gespräch auf. Tatsächlich hatte sie trotz aller Weiblichkeit einen klaren, energischen und praktischen Verstand und war ihrem Mann an Charakterstärke in jeder Weise überlegen; ihr Vorschlag, ihr Einblick in die Geschäfte zu gewähren, um danach handeln zu können, war demnach gar nicht so abwegig, wie Mr. Shelby meinte. Ihr Herz hing an der Erfüllung des Versprechens, das sie Tom und Tante Chloe gegeben hatte, und sie seufzte, daß immer mehr Hindernisse sich auftürmten.

»Meinst du nicht, daß wir auf irgendeine Weise das Geld doch aufbringen könnten? Die arme Tante Chloe! Ihr ganzes Herz hängt daran.«

»Das tut mir leid. Ich war sehr voreilig mit meinem Versprechen. Ich weiß wirklich nicht, ob es nicht das beste wäre, Chloe vor die vollendeten Tatsachen zu stellen, dann weiß sie Bescheid. Tom wird sich in ein, zwei Jahren ein anderes Weib nehmen, und sie sucht sich dann am besten auch jemand anders.«

»Shelby, ich habe meine Leute gelehrt, daß ihre Ehen ebenso heilig sind wie die unseren. Niemals könnte ich Chloe einen solchen Rat geben.«

»Schade, daß du ihnen eine Moral aufbürdest, die weit über ihre Verhältnisse geht. Das habe ich schon oft gedacht, Frau.«

»Es ist nur die Moral der Bibel, Shelby!«

»Laß, Emily, ich will mich ja nicht in deine religiösen Ansichten mischen; nur für Leute in diesen Verhältnissen sind sie denkbar ungeeignet.« »Das ist allerdings richtig«, sagte Mrs. Shelby. »Darum hasse ich die ganze Sklaverei ja auch aus tiefster Seele. Ich kann dir nur versichern, mein Lieber, ich kann mich nicht von Versprechungen freimachen, die ich diesen hilflosen Menschen gegeben habe. Wenn ich das Geld nicht anders bekommen kann, will ich Musikschüler annehmen; ich weiß, ich bekäme genug und könnte mir selbst das Geld verdienen.«

»Du würdest dich doch nicht so erniedrigen, Emily? Dazu würde ich nie

meine Einwilligung geben.«

»Erniedrigen! Würde es mich nicht ebenso erniedrigen, wie wenn ich diesen Geschöpfen die Treue bräche? Wahrhaftig nicht!«

»Nun, du bist immer heroisch und überirdisch!« sagte Mr. Shel–by, »aber ich finde, du solltest es dir weidlich überlegen, ehe du dem Don Quichotte nacheiferst.«

Hier wurde die Unterhaltung durch Tante Chloe unterbrochen, die am Ende der Veranda auftauchte.

»Wenn Sie erlauben, gnädige Frau« - sagte sie.

»Nun, Chloe, was gibt's?« fragte die Herrin, erhob sich und kam ans Ende der Veranda.

»Wenn gnädige Frau einmal dies Geflieder anschauen möchte.«

Chloe hatte eine besondere Vorliebe, Geflügel mit >Geflieder< zu bezeichnen, ein Sprachgebrauch, an dem sie hartnäckig festhielt, ungeachtet aller Verbesserungen, die von den jüngeren Familienangehörigen vorgeschlagen wurden.

»Lieber Himmel!« pflegte sie zu sagen, »das versteh ich nicht. Eins ist so gut wie das andere. Geflieder ist doch nicht schlecht«; und Chloe fuhr fort, von Geflieder zu sprechen.

Mrs. Shelby lächelte, als sie die toten Hühner und Enten am Boden liegen sah, die Chloe mit ernster, nachdenklicher Miene musterte.

»Ach, wirklich, Tante Chloe, das ist mir gleich; richte sie an, wie du meinst.«

Chloe nahm sie geistesabwesend auf; es war ganz offensichtlich, daß die Hühner sie nicht beschäftigten. Schließlich sagte sie mit dem kurzen Auflachen, womit ihr Stamm häufig eine verwickelte Sache einleitet - »Du liebe Güte, gnädige Frau, warum bemühen sich der gnädige Herr und die gnädige Frau um das Geld und benutzen nicht, was sie in der Hand haben?« und Chloe lachte wieder.

»Ich versteh dich nicht, Chloe«, sagte Mrs. Shelby und hegte keinen Zweifel, daß Chloe, nach ihrem Betragen zu schließen, jedes Wort von der Unterhaltung zwischen ihr und ihrem Mann mitan–gehört hatte.

»Liebe Güte, gnädige Frau«, fuhr Chloe abermals lachend fort, »andere Herrschaften vermieten ihre Nigger und verdienen viel Geld dabei. Warum halten Sie sich eine Horde, die Ihnen die Haare vom Kopf frißt?«

»Na, Chloe, wen sollten wir denn deiner Meinung nach vermieten?«

»Liebe Zeit, ich habe keine Meinung; nur Sam sagte, in Louisville ist so ein >Perditor<, der braucht jemand für Kuchen und Torten und will vier Dollar die Woche zahlen, hat er gesagt.«

»Na und, Chloe?«

»Liebe Güte, gnädige Frau, eigentlich wird es Zeit, daß Sally mal zugreift. Sally war die ganze Zeit unter meiner Fuchtel, und wenn man es recht bedenkt, macht sie alles ebenso gut. Wenn die gnädige Frau mich gehen läßt, könnte ich helfen, das Geld zu beschaffen. Ich schäme mich nicht, mit meinen Torten jedem >Perditor< unter die Nase zu treten.«

»Konditor, Chloe.«

»Du liebe Zeit, gnädige Frau! Hat keinen Zweck. Mit Worten ist das komisch, sie rutschen mir immer aus.«

»Aber Chloe, willst du dich von deinen Kindern trennen?«

»Ach, du lieber Himmel, gnädige Frau! Die Jungens sind groß genug und können schon mit Hand anlegen, die sind versorgt. Und Sally besorgt das Kleine — so ein fixes, kleines Ding, die braucht nicht viel Aufsicht.«

»Louisville ist ziemlich weit entfernt.«

»Liebe Zeit, was schert mich das? Es ist flußab, vielleicht ganz nahe bei meinem Alten?« sagte Chloe und blickte Mrs. Shelby fragend an.

»Nein, Chloe; der ist auch von da noch viele hundert Meilen weit entfernt.«

Chloe machte ein betrübtes Gesicht.

»Aber das macht nichts; auf jeden Fall kommst du ihm näher, Chloe. Ja, du sollst gehen; und dein Lohn wird auf Heller und Pfennig zurückgelegt als Lösegeld für deinen Mann.«

Wie ein heller Sonnenstrahl eine dunkle Wolke versilbert, so erhellte sich Chloes dunkles Gesicht; sie strahlte.

»Du liebe Zeit! Die gnädige Frau ist die Güte selbst! Ich habe gerade dran gedacht. Ich brauche ja keine Kleider, keine Schuhe, kein gar nichts. Ich kann jeden Pfennig sparen. Wieviel Wochen gibt es denn im Jahr, gnädige Frau?«

»Zweiundfünfzig«, sagte Mrs. Shelby.

»Himmel, so viele? Und für jede vier Dollar. Wieviel macht das dann?«

»Zweihundertundacht Dollar«, sagte Mrs. Shelby.

»Waas!« rief Chloe mit einem Ausdruck überraschten Entzückens; »und wie lange dauert es, bis ich alles abgearbeitet habe, gnädige Frau?«

»Ungefähr vier bis fünf Jahre, Chloe. Aber alles brauchst du nicht zu bestreiten, ich werde auch etwas beisteuern.«

»Das gibt es nicht, daß die gnädige Frau Stunden gibt oder so–da hat der gnädige Herr ganz recht; das schickt sich nicht. Hoffentlich kommt niemand in der Familie soweit, solange ich noch Hände habe.«

»Keine Angst, Chloe, ich werde die Familienehre schon hochhalten«, sagte Mrs. Shelby lächelnd. »Wann gedenkst du denn aufzubrechen?«

»Ach, ich gedenke gar nichts; nur Sam, er treibt morgen Vieh hinüber zum

Fluß und sagte, ich könnte mitkommen. Ich muß nur noch meine Sachen packen. Wenn es der gnädigen Frau recht ist, gehe ich morgen früh mit Sam, die gnädige Frau muß mir nur einen Paß und eine Empfehlung ausschreiben.«

»Nun, Chloe, dafür sorge ich schon, wenn Mr. Shelby keine Einwände macht. Ich muß noch mit ihm reden.«

Mrs. Shelby ging hinauf, und Tante Chloe begab sich erfreut zu ihrer Hütte zurück, um alle Vorbereitungen zu treffen.

»Du liebe Zeit, junger Herr! Wissen Sie schon, daß ich morgen nach Louisville gehe?« sagte sie zu Georg, als dieser die Hütte betrat und sie beim Ordnen von Kinderwäsche überraschte. »Ich will nur diese Sächelchen richten. Ich gehe weg, junger Herr, ich gehe weg und verdiene dann vier Dollar die Woche; und die gnädige Frau hebt alles auf als Lösegeld für meinen Alten.«

»Hoho!« sagte Georg, »das sind ja tolle Neuigkeiten. Wie fährst du denn?«

»Morgen früh mit Sam. Und jetzt, junger Herr, nicht wahr, Sie setzen sich hin und schreiben einen Brief an meinen Alten und erzählen ihm alles, gelt ja?«

»Ganz gewiß«, sagte Georg. »Onkel Tom wird sich freuen, wenn er von uns hört. Ich gehe gleich ins Haus und hole mir Tinte und Papier. Weißt du, Tante Chloe, dann kann ich ihm auch gleich von den neuen Fohlen schreiben.«

»Freilich, junger Herr, freilich; gehen Sie nur, ich bereite Ihnen auch ein Hühnchen oder dergleichen; Sie werden nicht mehr viel zu essen kriegen von Ihrer armen, alten Tante.«

21. Kapitel
Das Gras verwelkt — die Blume verblüht

Das Leben gleitet dahin, Tag für Tag; so glitt es auch an Tom vorbei, bis zwei Jahre verstrichen waren. Obwohl von allen getrennt, die seiner Seele teuer waren, obwohl oft von Sehnsucht nach der Vergangenheit verzehrt, fühlte er sich doch niemals direkt und bewußt unglücklich.

Sein Brief nach Hause war, wie wir im letzten Kapitel berichteten, von dem jungen Herrn Georg rechtzeitig in sauberer, runder Schuljungenschrift beantwortet worden, die man, wie Tom sagte, gut auf Zimmerlänge lesen konnte. Seine Antwort enthielt verschiedene, erfrischende Neuigkeiten von zu Hause, die unserm Leser schon wohl vertraut sind: daß Tante Chloe sich bei einem Konditor in Louis–ville verdingt hatte, wo ihre Kunst im Tortenbacken Riesensummen einbringen sollte, die als Lösegeld für Tom bestimmt waren; daß es Mose und Peter glänzend ging und das Baby unter Aufsicht von Sally und der ganzen Familie fröhlich durch das Haus trabte.

Toms Hütte war zur Zeit verschlossen, aber Georg verweilte lange bei der Beschreibung aller Anbauten und Verbesserungen, die man nach Toms Rückkehr vornehmen wollte.

Im übrigen brachte der Brief eine Übersicht über Georgs Schulzensuren und meldete die Namen der vier neuen Fohlen, die seit Toms Weggang auf die Weide gekommen waren, und berichtete im selben Atemzug von Vaters und Mutters Wohlbefinden. Der Stil des Briefes war durchaus sachlich und unpersönlich, aber für Tom war er das herrlichste Schriftstück, das die Neuzeit hervorgebracht hatte. Er wurde nicht müde, es zu betrachten, und beriet sich sogar mit Eva über die Möglichkeit, es einrahmen zu lassen und es dann an die Wand zu hängen. Nur die Schwierigkeit, die Sache so einzurichten, daß beide Seiten auf einmal zur Schau gestellt werden, stand diesem Unternehmen im Wege.

Die Freundschaft zwischen Tom und Eva war ständig gewachsen. Es läßt sich schwer beschreiben, welchen Platz sie in dem weichen empfänglichen Herzen ihres treuen Dieners einnahm. Er liebte sie als ein zerbrechliches, irdisches, kleines Ding und verehrte sie dabei fast als ein himmlisches und göttliches Wesen. Er sah zu ihr auf, wie der italienische Seefahrer zu dem Bild des Jesuskindes aufblickt–mit einer Mischung aus Verehrung und Zärtlichkeit; ihr alle anmutigen Wünsche zu erfüllen, ihr die tausend kleinen Freuden zu bereiten, die jede Kindheit wie ein vielfarbiger Regenbogen überstrahlen,

gehörte zu Toms größter Freude. Morgens auf dem Markt war sein Blick an den Blumenständen immer auf der Suche nach einem seltenen Sträußchen; die schönsten Pfirsiche oder Orangen ließ er in die Tasche gleiten, um sie ihr bei seiner Rückkehr zuzustecken, und nichts erfreute ihn mehr als der Anblick ihres hellen Köpfchens, das nach ihm Ausschau hielt, und ihre kindliche Frage: »Na, Onkel Tom, was hast du mir heute mitgebracht?«

Eva war umgekehrt nicht weniger dienstfertig. Sie war noch klein, aber sie konnte gut vorlesen; sie hatte ein feines, musikalisches Gehör, eine rasche, poetische Auffassung und fühlte sich instinktiv zu allem hingezogen, was groß und edel war; sie las Tom die Bibel vor, wie er es noch niemals erlebt hat. Anfangs hatte sie ihrem bescheidenen Freund nur einen Gefallen tun wollen, aber bald wurde ihre nachdenkliche Natur von dem gewaltigen Buch ebenso ergriffen; eine ferne Sehnsucht, starke, ungekannte Gefühle wachten in ihr auf, wie das bei leidenschaftlichen, phantasiebegabten Kindern oft geschieht.

Am meisten gefielen ihr die Offenbarung und die Propheten — deren dunkle, merkwürdige Bilder und glühende Sprache ihr um so mehr Eindruck machten, als sie vergeblich nach ihrem Sinn fragte, wobei es ihr und ihrem schlichten Freund — dem alten und dem jungen Kind — ganz gleich erging. Sie wußten nur, daß von einem künftigen Glanz die Rede war, über den ihre Seelen frohlockten, ohne zu wissen, warum.

Zu diesem Zeitpunkt unserer Geschichte wurde der ganze Haushalt St. Clares in die Villa am See Pontchartain verlegt. Die Hitze des Sommers hatte alle, die in der Lage waren, die ungesunde Stadt zu verlassen, an die Ufer des Sees getrieben, wo kühle Seelüfte wehten.

St. Clares Villa war ein ostindisches Sommerhaus, von leichten Verandas aus Bambusrohr umgeben, auf allen Seiten ins Grüne blickend. Das allgemeine Wohnzimmer führte in einen großen Garten hinaus, in dem alle malerischen Pflanzen und Blumen der Tropen ihre Wohlgerüche verströmten und gewundene Pfade direkt bis zum See hinabliefen, dessen silbrige Wasserfläche sich unter den tanzenden Sonnenstrahlen hob und senkte — ein Bild, das jede Stunde wechselte und an Schönheit gewann.

Es war zur Zeit eines tiefgoldenen Sonnenuntergangs, der ganze Himmel stand in Flammen und spiegelte sich feurig im Wasser. Rosige und goldfarbene Streifen lagen über dem See, wie Geister glitten weißflügelige Kähne vorbei.

Tom und Eva saßen auf einer kleinen Moosbank in einer Laube unten im Garten. Es war Sonntagabend, und auf Evas Knien lag die aufgeschlagene Bibel. Sie las: »Und ich sah einen See aus Glas, gemischt mit Feuer.«

»Tom«, sagte Eva, sich plötzlich unterbrechend und auf den See deutend, »da ist er.«

»Was denn, Fräulein Eva?«

»Siehst du es nicht — dort!« rief das Kind und zeigte auf das spiegelnde Wasser, das die Glut des Himmels zurückwarf. »Das ist der See aus Glas, gemischt mit Feuer.« »Wahrhaftig, Fräulein Eva«, sagte Tom und stimmte an:

»Oh, hätt' ich die Flügel des Morgens,
flög' ich hinüber zu Kanaans Küste;
glänzende Engel trügen mich heim
zum Neuen Jerusalem.«

»Wo denkst du, liegt das Neue Jerusalem, Onkel Tom?« fragte Eva. »Da oben in den Wolken, Fräulein Eva.«

»Dann habe ich es gesehen!« sagte Eva. »Sieh doch die Wolken! Sie sind wie große perlmutterne Tore, und man kann weit, weit hinausschauen. Tom, sing einmal von >den Engeln, hell<.«

Tom sang die Worte des bekannten Methodistenchorals:

»Ich sehe eine Schar von Engeln, hell,
sie kosten den himmlischen Glanz,
sie tragen ein schneeweißes Gewand
und Palmenwedel in gütiger Hand.«

»Onkel Tom, ich habe sie gesehen«, sagte Eva.

Tom hatte nicht den geringsten Zweifel; er war auch keineswegs erstaunt. Wenn Eva ihm erzählt hätte, sie sei im Himmel gewesen, wäre es ihm durchaus glaubwürdig erschienen.

»Sie besuchen mich manchmal im Schlaf, die Engel.« Evas Augen wurden träumerisch, und sie summte mit leiser Stimme:

»Sie tragen ein schneeweißes Gewand
und Palmenwedel in gütiger Hand.«

»Onkel Tom«, sagte Eva, »dorthin werde ich gehen!«

»Wohin, Fräulein Eva?«

Das Kind stand auf, und ihre kleine Hand deutete zum Himmel; die Glut des Abends verlieh ihrem goldenen Haar und ihren heißen Wangen einen

überirdischen Glanz; ihre Augen hingen am Himmel.

»Dorthin werde ich gehen«, wiederholte sie, »zu den Engeln hell, Tom; es wird nicht mehr lange dauern.«

Das treue alte Herz fühlte einen plötzlichen Stoß; Tom mußte daran denken, wie oft er im letzten Jahr bemerkt hatte, daß Evas Hände dünner, ihre Haut durchsichtig und ihr Atem kürzer geworden war, daß das Laufen und Spielen im Garten, womit sie früher Stunden zugebracht hatte, sie jetzt rasch ermüdete. Er hatte Miß Ophelia oft über ihren Husten klagen hören, den alle Medizinen nicht heilen wollten, auch jetzt glühten die brennenden Wangen und Hände in hektischem Fieber, aber bisher war ihm der Gedanke, den Evas Worte andeuteten, noch nie zu Bewußtsein gekommen.

Ein hastiger Ruf von Miß Ophelia unterbrach die Unterhaltung zwischen Tom und Eva.

»Eva — Eva! Ach, Kind, der Tau ist schon gefallen, du darfst nicht länger draußen bleiben!«

Eva und Tom eilten ins Haus.

Miß Ophelia hatte eine langjährige Erfahrung in der Kunst jeder Pflege. Sie kam von Neu–England und war wohl vertraut mit den ersten verräterischen Spuren jener schleichenden, heimtückischen Krankheit, welche die Blühenden und Schönen hinwegrafft und sie unwiderruflich, bevor noch das Lebensmark getroffen zu sein scheint, dem Tode überliefert.

Sie hatte Evas leichten, trockenen Husten wohl bemerkt; die täglich brennenden Wangen; auch der Glanz der Augen und die fiebrige Ausgelassenheit täuschten sie nicht.

Sie versuchte, St. Clare ihre Befürchtungen mitzuteilen; aber er fegte ihre Vermutungen gereizt und unwirsch und nicht wie sonst in gutgelauntem Leichtsinn beiseite.

»Du mußt nicht schwarzsehen — das hasse ich!« sagte er; »siehst du denn nicht, daß das Kind wächst? Wenn Kinder rasch wachsen, büßen sie immer an Kraft ein.«

»Aber sie hat den Husten.«

»Pah, der Husten! — Das bedeutet nichts. Sie hat sich vielleicht erkältet.«

»Na, so hat es bei den andern auch angefangen.«

»Oh, hör auf! Ihr seid so kampferprobt, ein Kind braucht nur zu niesen oder ein bißchen zu husten, und schon seht ihr überall Verderben und Untergang. Nimm das Kind in acht, bewahre sie vor der Nachtluft, und laß sie nicht zu viel draußen spielen, dann wird es ihr schon besser gehen.«

So sprach St. Clare. Aber er wurde nervös und unruhig. Er ließ Eva nicht mehr aus den Augen, was sich schon an der Häufigkeit verriet, mit der er

betonte: »Das Kind ist ganz wohlauf.« - »Sein Husten besagt gar nichts« - »Es ist nur eine leichte Magenverstimmung, wie Kinder sie häufig haben.« Aber er hielt sie mehr als früher an seiner Seite, nahm sie auf seinen Ritt mit und brachte ihr alle paar Tage ein anderes Stärkungsmittel mit. »Nicht, daß das Kind es braucht, aber es wird ihm keinen Schaden tun.«

Tiefer als alles andere kam ihm aber die zunehmende geistige Reife des kleinen Mädchens schmerzlich zum Bewußtsein. Bei aller kindlichen Unbefangenheit ließ sie zuweilen ganz unbewußt Worte von so weittragender Bedeutung und seltsamer unirdischer Weisheit fallen, daß sie wie eine Inspiration wirkten. St. Clare verspürte jedesmal einen eisigen Schrecken und schloß sie in die Arme, wie um sie damit zu retten; in seinem Herzen erhob sich eine wilde Entschlossenheit, sie festzuhalten und niemals fahren zu lassen.

Das Kind schien Herz und Seele an Werke der Liebe und Güte zu verschwenden. Von Natur aus von impulsiver Großzügigkeit, schien sie jetzt eine fast weibliche Rücksicht an den Tag zu legen, die jedem auffiel. Immer noch spielte sie gern mit Topsy und den anderen farbigen Kindern; aber jetzt war sie lieber Zuschauer als Anstifter, und sie konnte eine halbe Stunde Topsys drollige Späße belachen — bis ein Schatten über ihr Gesichtchen glitt, ihre Augen träumerisch blickten und ihre Gedanken abschweiften.

»Mama«, sagte sie eines Tages plötzlich zu ihrer Mutter, »warum bringen wir unseren Leuten nicht das Lesen bei?«

»Was für eine Frage, Kind! Das tut niemand.«

»Und warum nicht?«

»Weil es gar keinen Zweck hat. Das hilft ihnen nicht bei der Arbeit, und zu etwas anderem sind sie nicht da.«

»Aber sie müßten die Bibel lesen, um Gottes Willen zu erfahren.«

»Oh, das kann man ihnen notfalls vorlesen.«

»Mir schient, Mama, die Bibel sollte jeder selbst lesen. Sie brauchen es so oft, wenn niemand da ist, der ihnen vorliest.«

»Eva, du bist ein merkwürdiges Kind«, sagte ihre Mutter.

»Tante Ophelia hat Topsy auch das Lesen gelernt«, fuhr Eva fort.

»Ja, und du siehst, was dabei herauskommt. Topsy ist der schlimmste Teufelsbraten, den ich kenne.«

»Zum Beispiel die arme Mammy! Sie liebt die Bibel so sehr und wünscht sich heiß, sie könnte lesen. Was soll sie anfangen, wenn ich ihr nicht mehr vorlesen kann?«

»Na, langsam wirst du auch andere Dinge im Kopf haben, Eva, als unseren Leuten die Bibel vorzulesen. Ich will nicht sagen, daß es sich nicht gehört. Als ich noch bei Kräften war, habe ich es selbst getan. Aber wenn du später schöne

Kleider trägst und Gesellschaften besuchst, wirst du keine Zeit mehr dazu haben. Sieh einmal«, setzte sie hinzu, »diese Juwelen werde ich dir zu deinem ersten Ball schenken. Ich trug sie damals auch. Und ich kann dir sagen, Eva, ich habe riesiges Aufsehen erregt.«

Eva nahm das Kästchen und hob einen Brillantenhalsschmuck in die Höhe. Ihre großen nachdenklichen Augen blieben daran haften. Aber ihre Gedanken weilten offensichtlich ganz woanders.

»Wie merkwürdig du aussiehst, Kind!« sagte Marie.

»Sind sie viel Geld wert, Mama?«

»Aber gewiß. Sie kosteten ein kleines Vermögen.«

»Ich wollte, ich hätte sie schon«, sagte Eva, »dann machte ich damit, was ich wollte.«

»Was würdest du denn mit ihnen anfangen?«

»Ich würde sie verkaufen und in den freien Staaten ein Gut erwerben, alle unsere Leute dorthin bringen und Lehrer anstellen, damit sie schreiben und lesen lernen.«

Eva wurde durch das Gelächter ihrer Mutter unterbrochen.

»Eine Volksschule einrichten! Willst du ihnen nicht auch Klavierspielen und Samtmalerei beibringen?«

»Nein«, sagte Eva ungerührt. »Ich will, daß sie lernen, die Bibel zu lesen und ihre Briefe zu schreiben und auch die Briefe, die sie bekommen, zu lesen. Ich weiß, Mama, wie arg es ihnen ist, daß sie dies alles nicht können. Tom leidet darunter — Mammy auch — und noch viele andere. Das ist nicht richtig.«

»Komm, Eva, du bist nur ein Kind. Du verstehst diese Dinge nicht«, sagte Marie, »außerdem bekomme ich Kopfweh, wenn du soviel sprichst.«

Marie hatte immer ein Kopfweh zur Hand, sobald eine Unterhaltung nicht ganz nach ihrem Geschmack verlief. Eva stahl sich davon; aber von jetzt an gab sie Mammy unverdrossen Lesestunden.

22. Kapitel
Henrique

Zu dieser Zeit kam St. Clares Bruder mit seinem ältesten Sohn auf ein, zwei Tage zu Besuch an den See. Beide Zwillingsbrüder boten einen ungewöhnlich schönen Anblick. Die Natur hatte anstatt einer Ähnlichkeit den Gegensatz zwischen beiden herausgearbeitet, jedoch waren beide durch ein geheimnisvolles Band in ungewöhnlich enger Freundschaft miteinander verbunden. Arm in Arm schlenderten sie zusammen durch den Garten — Augustin mit seinen blauen Augen, dem blonden Haar, den lebhaften Zügen und der biegsamen Gestalt und der dunkeläugige Alfred mit seinem stolzen römischen Profil, seinen stattlichen Gliedern und der entschlossenen Haltung. Sie hörten nicht auf, einander zu schmähen, und doch genossen sie ihr Zusammensein, ja ihre Gegensätzlichkeit schien sie wie die beiden Pole eines Magneten gegenseitig anzuziehen.

Henrique, Alfreds ältester Sohn, war ein vornehmer, dunkelhäutiger Knabe, aufgeweckt und lebhaft, schon nach der ersten Bekanntschaft war er von der vergeistigten Anmut seiner Kusine Evangeline hingerissen.

Eva hatte ein kleines, schneeweißes Lieblingspony, so sanft wie seine Herrin, und dieses Pony brachte jetzt Tom an die hintere Veranda, während ein Mulattenjunge von ungefähr dreizehn Jahren einen kleinen, schwarzen Araber heranführte, der erst vor kurzem für Henrique gekauft worden war.

Henrique war knabenhaft stolz auf diesen neuen Schatz; als er jetzt herantrat und dem kleinen Reitknecht die Zügel abnahm, musterte er das Pferd genau, und sein Gesicht verfinsterte sich.

»Was soll das heißen, Dodo, du Faulpelz, du hast mein Pferd heute morgen nicht abgerieben?«

»Doch, Herr«, sagte Dodo unterwürfig. »Er ist selber wieder staubig geworden.«

»Halt den Mund, du Spitzbube!« rief Henrique und hob heftig die Reitpeitsche. »Untersteh dich, noch ein Wort!«

Der Junge war ein hübscher, helläugiger Mulatte, genau von Hen–riques Größe, sein Haar ringelte sich um eine hohe, kühne Stirn. Er hatte >weißes< Blut in den Adern, was man an der jähen Röte seiner Wangen und dem Blitzen seiner Augen erkannte, als er eifrig anhub: »Junger Herr.«

Schon schlug ihn Henrique mit der Reitpeitsche über das Gesicht, ergriff ihn am Arm, zwang ihn auf die Knie und schlug ihn, bis er außer Atem war.

»Da hast du es, du unverschämter Hund! Wirst du jetzt den Mund halten, wenn ich rede? Führe das Pferd zurück, und reinige es, wie es sich gehört — ich werde dich lehren!«

»Junger Herr«, sagte Tom, »er wollte nur sagen, daß das Pferd sich auf dem Rücken gewälzt hat, als er es aus dem Stall brachte, es steckt voller Übermut — dabei ist es staubig geworden. Ich habe selbst das Reinigen beaufsichtigt.«

»Warte ab, bis du gefragt wirst«, sagte Henrique, drehte sich auf dem Absatz um und sprang Eva entgegen, die im Reitkleid an der Treppe stand.

»Liebstes Kusinchen, es tut mir leid, daß wir nun auf diesen Dummkopf warten müssen. Komm, wir setzen uns hier hin. Was ist denn los, Kusinchen? Du machst so ein merkwürdiges Gesicht.«

»Wie konntest du nur so grausam und böse zu Dodo sein?«

»Grausam — böse?« fragte der Knabe mit unverhohlener Überraschung. »Was meinst du denn, liebste Eva?«

»Ich will nicht, daß du mich >liebste Eva< nennst, wenn du so etwas tust«, sagte sie.

»Liebstes Kusinchen, du kennst den Dodo nicht, nur auf diese Weise wird man mit ihm fertig, er steckt voller Lügen und Ausflüchte. Man muß ihn sofort zum Schweigen bringen; so macht Papa das auch.«

»Aber Onkel Tom sagte, es war ein Versehen, und er sagt nie die Unwahrheit.«

»Dann ist er ein ungewöhnlicher alter Nigger!« sagte Henrique; »Dodo lügt, wenn er den Mund auftut.«

»Du zwingst ihn ja zum Lügen, wenn du ihn so behandelst, du hast ihn geschlagen, ohne daß er es verdiente.«

»Nun, das kann ich ihm ja fürs nächstemal anrechnen. Bei Dodo sind ein paar Schläge immer am Platze — er ist ein reiner Teufel, sage ich dir; aber ich werde ihn nicht wieder in deiner Gegenwart schlagen, wenn dir das Kummer macht.«

Eva war noch nicht zufrieden, aber sie gab es auf, ihrem hübschen Vetter ihre Empörung zu erklären.

Dodo kam alsbald mit den Pferden zurück.

»Na, Dodo, diesmal hast du deine Sache gut gemacht«, sagte sein junger Herr mit gnädiger Miene. »Komm her, halte Miß Evas Pferd, während ich sie in den Sattel hebe.«

Dodo trat heran und hielt Evas Pony. Er machte ein trauriges Gesicht.

Henrique, der stolz auf sein ritterliches Benehmen war, hatte seine schöne Kusine rasch in den Sattel gehoben und ihr die Zügel in die Hand gelegt.

Aber Eva beugte sich über die andere Seite ihres Pferdes, wo Dodo stand,

und sagte, als er die Zügel freigab: »Du bist ein guter Junge, Dodo — ich danke dir!«

Staunend blickte Dodo empor in das süße junge Gesicht; das Blut stürzte ihm in die Wangen, die Tränen traten ihm in die Augen.

»Hierher, Dodo!« rief sein Herr gebieterisch.

»Hier ist ein Trinkgeld für Kandiszucker, Dodo«, sagte Henrique, »kauf dir welchen.«

Und Henrique trabte hinter Eva den Weg hinunter. Dodo stand und blickte den Kindern nach, eines hatte ihm Geld gegeben, das andere das, wonach er viel mehr verlangte, ein freundliches Wort in freundlichem Ton. Dodo war erst seit einigen Wochen von seiner Mutter getrennt. Sein Herr hatte ihn wegen seines hübschen Äußeren auf dem Sklavenmarkt gekauft, als passendes Gegenstück zu dem hübschen Pony; nun empfing er aus der Hand seines jungen Herrn seine erste Erziehung.

Vom Garten her hatten die beiden Brüder St. Clare die Prügelszene mitangesehen.

Augustin war die Röte ins Gesicht gestiegen, aber er bemerkte nur mit seiner gewohnten sarkastischen Leichtigkeit: »Ich vermute, das nennt man republikanische Erziehung, wie?«

»Henrique hat den Teufel im Leib, wenn er wütend wird«, sagte Alfred nachlässig.

»Anscheinend betrachtest du dies für ihn als sehr geeignete Übung?« sagte Augustin trocken.

»Ich kann da nicht viel ändern, Henrique ist ein Unband, seine Mutter und ich haben es längst mit ihm aufgegeben. Aber außerdem ist der Dodo ein kleines Biest — keine Prügel können ihn heilen.«

»Und dabei lernt Henrique das erste Gebot des republikanischen Katechismus, >Alle Menschen sind frei und gleich geboren<, wie?«

»Pah!« sagte Alfred. »Es ist einfach lächerlich, wie sich so ein Ausspruch bis auf unsere Tage erhält.«

»Ich kann dir sagen«, erklärte Augustin, »wenn sich etwas mit der Kraft eines göttlichen Gesetzes offenbart, dann ist es dieses, daß die Massen sich erheben und die unteren Klassen die Herrschaft erringen werden.«

»Das ist eine deiner roten Republikanerideen, Augustin! Warum gingst du nicht zur Rednertribüne? Du hättest einen glänzenden Volksredner abgegeben. Glaub mir, die angelsächsische Rasse ist die herrschende Rasse in der Welt und wird es auch bleiben.«

»Nun, unsere Sklaven haben eine gute Portion angelsächsisches Blut abbekommen. Viele unter ihnen sind nur noch so weit afrikanisch, um unserer

berechnenden Vorausschau und Entschlossenheit tropische Wärme und Glut zu geben. Wenn jemals die Stunde von St. Domingo schlägt, angelsächsisches Blut wird sie anführen. Söhne weißer Väter, unseren Hochmut in ihren brennenden Adern, werden sich dann nicht länger kaufen, verkaufen und verschachern lassen. Sie werden sich erheben und die Rasse ihrer Mutter mit sich emporreißen.«

»Hirngespinste — Unfug!«

»Geh, alles Reden hat keinen Zweck, Alfred. Wir haben diese Pfade wohl schon öfter als fünfhundertmal verfolgt. Was hältst du von einer Partie Puff?«

Beide Brüder eilten die Verandastufen hinauf und saßen bald an einem Bambustischchen, das Spielbrett zwischen sich. Als sie die Figuren aufsetzten, bemerkte Alfred:

»Hör mal, Augustin, wenn ich deiner Meinung wäre, würde ich aber etwas tun.«

»Höchstwahrscheinlich — du gehörst zu den Tatmenschen; aber was?«

»Nun, zum Beispiel, deine Leute ausbilden lassen«, sagte Alfred mit einem halb zornigen Lächeln.

»Ebensogut könntest du den Ätna auf sie wälzen und sie dann aufstehen heißen, ein einzelner vermag nichts gegen eine Gemeinschaft. Soll Erziehung wirksam sein, muß sie vom Staat ausgehen; oder man muß allgemein darin übereinstimmen, ehe man sie in Umlauf setzt.«

»Du hast den ersten Wurf«, sagte Alfred, und die Brüder waren bald so in ihr Spiel vertieft, daß sie nichts mehr hörten, bis das Getrampel von Pferdehufen unter der Veranda zu vernehmen war.

»Dort kommen die Kinder«, sagte Augustin aufstehend. »Sieh doch, Alf! Hast du je ein so hübsches Bild gesehen?« Es war tatsächlich ein hübscher Anblick. Henrique, mit seiner kühnen Stirn unter dunklen, glänzenden Locken und seinen glühenden Wangen, lachte fröhlich, als er sich beim Näherkommen zu seiner Kusine beugte. Sie trug ein blaues Reitkleid mit einer Kappe in derselben Farbe. Die frische Luft hatte ihre Wangen gerötet und die Wirkung ihrer durchsichtigen Haut und des goldenen Haares gesteigert.

»Bei Gott, welch blendende Schönheit!« sagte Alfred. »Ich versichere dir, Augustin, sie wird eines Tages noch Herzen brechen.«

»Ja, das wird sie — Gott weiß, wie ich das fürchte!« sagte St. Clare in einem Ton plötzlicher Bitterkeit, als er hinuntereilte, um das kleine Mädchen vom Pferd zu heben.

»Eva, mein Liebling, bist du nicht zu müde?« fragte er, als er sie in die Arme schloß.

»Nein, Papa«, antwortete das Kind; aber ihr kurzer, harter Atem

beunruhigte den Vater.

»Warum bist du so schnell geritten, mein Herzblatt? Du weißt doch, es ist nicht gut für dich.«

»Es ging mir so gut, Papa, und machte mir solch großen Spaß, da habe ich es vergessen.«

St. Clare trug sie auf seinen Armen ins Wohnzimmer und legte sie aufs Sofa.

»Henrique, du mußt auf Eva aufpassen«, sagte er, »sie darf nicht so schnell reiten.«

»Ich werde sie unter meinen Schutz nehmen«, antwortete Hen–rique, setzte sich neben das Sofa und ergriff Evas Hand.

Eva erholte sich rasch. Ihr Vater und Onkel kehrten zu ihrem Spiel zurück und ließen die Kinder allein.

»Weißt du, Eva, ich bin so traurig, daß Papa nur zwei Tage hier bleibt. Ich werde dich dann so lange nicht wiedersehen. Wenn ich bei dir bliebe, wollte ich schon gut sein und mich nicht über Dodo ärgern. Ich will Dodo nicht schlecht behandeln; ich gerate nur so schnell in Wut. Dabei bin ich gar nicht böse zu ihm. Ich gebe ihm immer mal ein Trinkgeld, und du siehst doch, er ist auch gut angezogen. Ich finde, im ganzen geht es Dodo gar nicht schlecht.«

»Würdest du auch denken, es ginge dir nicht schlecht, wenn du in der ganzen Welt niemand hast, der dich liebhat?«

»Ich? Nein, natürlich nicht!«

»Und doch hast du Dodo von allen Freunden weggenommen, und nun hat er niemand mehr: da kann keiner gut sein.«

»Aber das kann ich nicht ändern. Ich kann ihm seine Mutter nicht verschaffen, und ich selbst kann ihn nicht liebhaben.«

»Und warum nicht?«

»Dodo liebhaben? Aber Eva, das wirst du nicht verlangen. Ich kann ihn gern haben, aber seine Diener kann man nicht liebhaben.«

»Ich tue es.«

»Wie komisch.«

»Sagt nicht die Bibel, wir sollen alle liebhaben?«

»Ach, die Bibel! Sicher sagt sie viel dergleichen, aber niemand denkt daran, das zu befolgen — du weißt doch, Eva, niemand!«

Eva sagte nichts; ihre Augen blickten ihn nachdenklich an.

»Auf jeden Fall«, sagte sie, »lieber Vetter, hab du den armen Do–do lieb, und sei gut zu ihm, meinetwegen.«

»Deinetwegen, Kusinchen, tu ich alles; denn ich finde, du bist das lieblichste Geschöpf, das ich kenne.« Henrique hatte mit solchem Ernst

gesprochen, daß sein hübsches Gesicht erglühte. Eva nahm es in aller Unschuld hin, ohne daß sich ihre Züge veränderten. Sie sagte nur: »Da bin ich sehr froh, Henrique. Hoffentlich vergißt du es nicht.«

Der Gongschlag beendete ihre Unterhaltung.

23. Kapitel
Erste Schatten

Zwei Tage später nahmen Alfred St. Clare und Augustin Abschied voneinander. Eva, die sich durch die Gesellschaft ihres jungen Vetters zu Anstrengungen hatte hinreißen lassen, die weit über ihre Kräfte gingen, siechte jetzt zusehends dahin. St. Clare erklärte sich nun bereit, ärztlichen Rat einzuholen; er hatte sich immer davor gescheut, weil er damit eine unwillkommene Wahrheit eingestand. Aber einige Tage ging es Eva so schlecht, daß sie im Haus bleiben und der Doktor gerufen werden mußte.

Marie St. Clare hatte von den langsam schwindenden Kräften ihres Kindes, als dessen Opfer sie sich fühlte, keinerlei Notiz genommen.

Miß Ophelia hatte verschiedentlich versucht, ihre mütterliche Besorgnis zu erregen, aber ohne Erfolg.

»Ich wüßte nicht, was ihr fehlen sollte«, hatte sie erwidert, »sie läuft umher und spielt.«

»Aber sie hustet, und ihre Kräfte lassen nach, sie ist immer außer Atem.«

»Pah! Das bin ich jahrelang gewesen, das ist eine nervöse Angelegenheit!«

»Aber sie ist jede Nacht schweißgebadet!«

»Nun, das bin ich seit zehn Jahren; häufig sind meine Sachen zum Auswringen naß; dann ist an meinem Nachthemd kein trockener Faden mehr, und die Laken sind in einem Zustand, daß Mammy sie zum Trocknen aufhängen muß. Eva kann gar nicht so schwitzen!«

Daraufhin hatte Miß Ophelia den Mund gehalten. Aber als nun Eva sichtbar darniederlag, änderte Marie ihre Taktik.

Sie wüßte es ja, sagte sie, sie hätte es immer gefühlt, daß sie die unglücklichste aller Mütter sei. Hier läge sie mit ihrer zerrütteten Gesundheit und müßte mit eigenen Augen mitansehen, wie ihr geliebtes Kind ins Grab sinke.

»Es ist ja wahr«, sagte St. Clare, »Eva ist sehr zart — das wußte ich immer; sie ist so rasch gewachsen und hat damit ihre Kräfte erschöpft, ihr Zustand ist kritisch. Aber jetzt liegt sie darnieder wegen der großen Hitze, weil der Besuch ihres Vetters sie aufregte und sie sich überanstrengte. Der Arzt sagte, es sei durchaus Grund zur Hoffnung.«

»Nun freilich, wenn du es von der günstigsten Seite aus betrachtest — bitte, tue es; es ist nur gut, daß manche Leute nicht diese empfindlichen Nerven haben.

Ich wollte, ich könnte es so leicht nehmen wie ihr anderen!«

Diese >anderen< hatten allen Grund, in dieses Gebet miteinzustim–men, denn Marie nahm ihr neues Unglück nur zum Anlaß, ihre Umwelt aufs neue zu quälen. Jedes gesprochene Wort, alles, was getan oder unterlassen wurde, war nur ein neuer Beweis für die Hartherzigkeit und Gefühllosigkeit ihrer Umgebung gegenüber ihren eigenen Schmerzen. Als die kleine Eva diese Reden vernahm, weinte sie sich vor Mitleid mit ihrer armen Mama fast die Augen aus, daß sie ihr so viel Kummer bereitete.

Nach einigen Wochen besserten sich die drohenden Anzeichen, und es trat eine der verräterischen Pausen ein, mit welchen die heimtückische Krankheit das ängstliche Herz, zuweilen schon am Rande des Grabes, zu betrügen pflegt. Man hörte Evas Schritte wieder im Garten und auf den Balkonen; sie spielte und lachte wieder, und ihr Vater, der wie verwandelt war, erklärte: »Bald wird sie wieder hergestellt sein.« Nur Miß Ophelia und der Arzt ließen sich nicht täuschen. Und noch ein Herz wußte um die Wahrheit, das war Evas eigenes Herz. In ihr ruhte die prophetische Gewißheit, daß der Himmel sich öffnen würde. So friedlich wie das Licht der sinkenden Sonne, so süß wie die Stille des Herbstes lebte sie in dieser Gewißheit.

Denn trotz aller zärtlichen Pflege, trotz allen Glanzes an Liebe und Reichtum, mit dem das Leben ihr winkte, empfand das Kind kein Bedauern, daß es sterben mußte.

In jenem Buch, das sie mit ihrem bescheidenen alten Freunde gelesen, hatte sie das Bild dessen gesehen, der sich ihr ins Herz geprägt, der die Kinder liebt. Wohl trauerte ihr Herz um alle, die sie zurückließ — am meisten um ihren Vater; denn Eva hatte, wenn sie es auch nie deutlich aussprach, instinktiv das Gefühl, daß sie seinem Herzen am nächsten stand. Sie liebte ihre Mutter, weil sie ein liebebedürftiges Herz hatte; was sie von deren Selbstsucht erkannte, vermochte sie nur zu betrüben; denn sie besaß das unbedingte Vertrauen eines Kindes, das glaubt, eine Mutter begehe kein Unrecht. Sie hatte wohl manches an sich, was Eva sich nicht erklären konnte, aber darüber ging sie rasch hinweg, denn sie hatte ihre Mutter herzlich lieb.

Sie trauerte auch um die treuen, freundlichen Dienstboten. Für gewöhnlich verallgemeinern Kinder nicht, aber Eva war ein ungewöhnlich reifes Kind; alles, was sie von dem bösen System mitangesehen hatte, unter dem sie lebte, war tief in ihr nachdenkliches, grübelndes Herz gesunken. Sie war von einer unbestimmten Sehnsucht erfüllt, etwas für sie zu tun, sie alle aus ihrer verzweifelten Lage zu retten — eine Sehnsucht, die zu der Schwäche ihrer kleinen Person in traurigem Gegensatz stand.

»Onkel Tom«, sagte sie eines Tages, »ich kann verstehen, warum Herr

Jesus für uns sterben wollte.«

»Warum denn, Fräulein Eva?«

»Weil ich es auch wollte.«

»Wieso, Fräulein Eva? Ich verstehe nicht — « »Ich kann es nicht erklären; aber damals, als ich die armen Leute auf dem Schiff sah, weißt du, da hatten einige ihre Mütter und Männer verloren, und ein paar Mütter weinten um ihre kleinen Kinder; - und seitdem noch viele Male hab ich mir gewünscht, sterben zu dürfen, wenn mein Sterben allem ein Ende machen würde. Wenn ich könnte, Tom, würde ich für sie sterben«, sagte das Kind ernsthaft und legte ihre kleine Hand auf seine dunkle.

Tom betrachtete das Kind voll ehrfürchtiger Scheu, und als sie, der Stimme ihres Vaters folgend, davonhuschte, wischte er wiederholt die Augen, während er ihr nachsah.

»Es hat keinen Zweck, Fräulein Eva aufzuhalten«, sagte er später zu Mammy. »Sie trägt des Herrn Siegel auf der Stirn.«

»O ja!« erwiderte Mammy, beide Arme hochhebend. »Ich habe es immer gesagt, sie ist kein Kind fürs Leben — kleines geliebtes Lamm!«

Eva sprang die Verandastufen zu ihrem Vater hinauf. Es war am späten Nachmittag, und während sie in ihrem weißen Kleidchen, mit ihrem goldenen Haar, den glühenden Wangen und den unnatürlich strahlenden Augen näherkam, schienen die Sonnenstrahlen sie mit einem Glorienschein zu umgeben.

St. Clare hatte sie gerufen, um ihr eine kleine Porzellanfigur zu zeigen, die er für sie gekauft; aber ihr Anblick ging ihm plötzlich schmerzlich zu Herzen. Es gibt eine Schönheit, so zart und beinahe überirdisch, daß wir sie nicht ertragen. Ihr Vater schloß sie jäh in die Arme und vergaß darüber fast, was er ihr zeigen wollte.

»Eva, mein Herzblatt, es geht dir doch jetzt besser, nicht wahr?«

»Papa«, sprach Eva mit plötzlicher Festigkeit, »ich wollte dir schon lange etwas sagen. Ich möchte es jetzt sagen, bevor ich schwächer werde.«

St. Clare befiel ein Zittern, als Eva sich auf seinen Schoß setzte. Sie barg ihren Kopf an seiner Brust und sagte:

»Es hat keinen Zweck, daß ich es noch länger für mich behalte.

Die Zeit kommt heran, wo ich dich verlassen muß. Ich werde dich verlassen und niemals wiederkehren«, und Eva schluchzte.

»Aber nicht doch, mein Kind«, sagte St. Clare, noch immer zitternd, aber mit heiterem Ton, »du bist überreizt und niedergeschlagen. Du darfst solchen trüben Gedanken nicht nachhängen. Sieh doch einmal, ich habe dir hier eine kleine Figur gekauft.«

»Nein, Papa«, sagte sie, die Figur beiseite schiebend, »betrüge dich nicht

selbst. Mir geht es nicht besser — ich weiß das ganz genau; ich werde dich verlassen. Ich bin nicht überreizt, auch nicht niedergeschlagen. Wenn du nicht wärst, Papa, und meine Freunde, wäre ich sehr glücklich. Ich will sterben, ich sehne mich danach.«

»Liebes Kind, was machst du dir dein Herz so schwer? Hast du nicht alles, was dich glücklich macht?«

»Lieber noch bin ich im Himmel — nur für meine Freunde möchte ich noch leben. Hier ist vieles, was mich betrübt und was mir schrecklich ist. Lieber wäre ich dort — aber ich möchte dich nicht verlassen, es bricht mir fast das Herz!«

»Was betrübt dich und ist dir schrecklich?«

»Oh, alles, was geschieht und immer wieder geschieht. Unsere Leute tun mir so leid. Sie haben mich lieb, und alle sind gut und freundlich. Ich wünschte, Papa, sie wären alle ***frei.«***

»Ja, aber Eva, findest du nicht, daß es ihnen gut geht, bei uns?«

»Oh, Papa, wenn dir aber etwas zustößt, was wird dann aus ihnen? Andre Leute sind nicht wie du, Papa.«

»Mein Kleines, du bist zu empfindlich.«

»Ach, das bekümmert mich, Papa! Du willst immer, daß ich glücklich sei und niemals Schmerzen leide, nicht einmal eine traurige Geschichte höre, während andere arme Leute ihr Leben lang nur Not und Elend kennen, das ist doch nicht richtig. Ich muß doch wissen — wie es ist — und es auch spüren. Alle diese Sachen sind mir ganz tief zu Herzen gegangen, ich habe immer wieder darüber nachgedacht, Papa, kann man denn nicht alle Sklaven freilassen?«

»Das ist eine schwierige Frage, mein Liebes. Zweifellos sind die Zustände schlecht; darüber sind sich viele Leute klar, ich auch. Ich wünsche von ganzem Herzen, es gäbe im ganzen Land nicht einen Sklaven mehr, aber ich weiß nicht, wie man das anfangen soll.«

»Papa, du bist so gut und edel und freundlich, du kannst immer alles so schön ausdrücken, könntest du nicht überall hingehen und den Leuten zureden, daß sie es richtig machen? Wenn ich tot bin, wirst du an mich denken und es mir zuliebe tun? Wenn ich nur könnte, würde ich es tun.«

»Wenn du tot bist, Eva!« rief St. Clare leidenschaftlich. »O Kind, wie kannst du so reden. Du bist alles, was ich auf Erden habe.«

»Komm, komm, mein Herzblatt«, sagte St. Clare beschwichtigend, »gräme dich nicht so sehr, und sprich nicht vom Sterben, dann will ich alles tun, was du willst.«

»Und versprich mir, lieber Vater, daß Tom seine Freiheit erhält, sobald ich.«, sie unterbrach sich und sagte dann zögernd, »ich nicht mehr da bin.«

»Ja, mein Liebstes, alles — was du dir wünschst.«

»Lieber Papa«, sagte das Kind und preßte die brennende Wange gegen die seine, »wie sehr wünschte ich, daß wir zusammen gingen.«

»Wohin, mein Kind?« sagte St. Clare.

»In das Reich unseres Heilandes; dort ist es ruhig und friedlich und alles voller Liebe.« Das Kind sprach unwillkürlich wie von einem Ort, den es gut kannte. »Möchtest du nicht mitkommen, Papa?«

St. Clare zog sie näher an sich und schwieg.

»Du wirst zu mir kommen«, sagte das Kind im Ton ruhiger Gewißheit, den sie öfters ganz unbewußt anschlug.

»Ich werde dir folgen. Ich werde dich nie vergessen.«

Die Schatten des feierlichen Abends schlossen sie immer enger ein, während St. Clare auf der Veranda saß und die zerbrechliche kleine Gestalt an sein Herz gepreßt hielt. Er sah die lieben Augen nicht mehr, aber ihre Stimme ertönte wie eine Geisterstimme, und wie in einer Vision des Jüngsten Gerichts erstand in diesem Augenblick seine ganze Vergangenheit vor seinem inneren Auge — die Gebete — Choräle seiner Mutter — sein eigenes, frühes Streben und Trachten nach dem Guten, und von da an bis zu dieser Stunde Jahre weltlichen, skeptischen und, wie man so sagt, achtbaren Lebens. Als es dunkel wurde, trug er sein Kind nach oben, und als es zur Ruhe gebettet war, schickte er alle andern fort und wiegte es in seinen Armen, bis es eingeschlafen war.

24. Kapitel
Der kleine Evangelist

Es war an einem Sonntagnachmittag. St. Clare hatte sich auf einem Liegestuhl aus Bambusrohr ausgestreckt und rauchte genießerisch seine Zigarre. Marie lag hingegossen auf einem Sofa, das gegenüber dem geöffneten Verandafenster zum Schutz gegen die Moskitos dicht mit durchsichtigen Schleiern verhangen war; mit lässiger Hand hielt sie ein elegant gebundenes Gebetbuch. Sie tat das, weil es Sonntag war, und bildete sich ein, darin zu lesen — aber sie hatte es nur aufgeschlagen und war beständig darüber eingenickt.

Miß Ophelia hatte nach längerem Suchen in der Nähe einen kleinen Methodistengottesdienst ausfindig gemacht, an dem sie jetzt teilnahm, Tom hatte sie dorthin gefahren und Eva sie begleitet.

»Höre, Augustin«, sagte Marie, nachdem sie ein Weilchen geschlummert, »ich muß mir meinen alten Dr. Posey aus der Stadt kommen lassen; ich bin fest überzeugt, ich habe Herzbeschwerden.«

»Na schön; aber warum willst du nach ihm schicken? Der Doktor, der Eva betreut, scheint mir ganz erfahren zu sein.«

»Einen kritischen Fall würde ich ihm nicht anvertrauen«, sagte Marie; »und dahin scheint es bei mir zu kommen. Ich habe schon die letzten beiden Nächte darüber nachgedacht; ich habe so quälende Schmerzen und solch ein merkwürdiges Gefühl.«

»Oh, Marie, das ist doch blauer Dunst; an Herzbeschwerden glaube ich nicht.«

»Das kann ich mir denken«, entgegnete Marie; »ich habe es nicht anders erwartet. Wenn Eva nur hustet oder ihr eine Kleinigkeit fehlt, regst du dich sofort auf, um mich sorgst du dich nie.«

»Wenn dir Herzbeschwerden so verlockend erscheinen, nun gut, dann will ich mich bemühen, sie ernst zu nehmen«, sagte St. Clare.

»Hoffentlich wirst du es nicht einmal bereuen, wenn es zu spät ist!« erwiderte Marie; »aber du magst es glauben oder nicht, meine Sorgen um Eva und die anstrengende Pflege des lieben Kindes haben dieses Übel ausgelöst, das ich längst befürchtete.«

Worin diese Pflege bestand, auf die Marie sich berief, hätte sich nur schwer feststellen lassen. St. Clare behielt aber seine Meinung darüber für sich und rauchte weiter, bis der Wagen vor der Veranda vorfuhr. Eva und Miß Ophelia

stiegen aus.

Bevor sie noch irgendein Wort äußerte, ging Miß Ophelia stracks auf ihr Zimmer, um Haube und Schal abzulegen; während Eva auf St. Clares Ruf herbeikam, sich auf seine Knie setzte und vom Gottesdienst berichtete.

Es dauerte nicht lange, da drangen laute Ausrufe der Entrüstung aus Miß Ophelias Zimmer (das auch auf die Veranda mündete), denen heftige Vorwürfe folgten.

»Welch neues Teufelswerk hat Topsy wieder ausgebrütet?« fragte St. Clare. »Ich wette, daß sie diese Stürme entfesselt hat.«

Und schon trat Miß Ophelia, bebend vor Entrüstung, heraus, die schwarze Sünderin hinter sich herziehend.

»Hier, komm heraus!« sagte sie. »Dies melde ich deinem Herrn.«

»Was ist geschehen?« fragte Augustin.

»Ich habe es satt mit diesem Kind, länger ertrag ich es nicht; alles in mir sträubt sich dagegen. Hier, ich schloß sie ein und gab ihr einen Choral zum Auswendiglernen, und was hat sie statt dessen getan? Ausspioniert, wo meine Schlüssel sind, meinen Schrank aufgeschlossen und einen Haubenputz in Stücke geschnitten, um Puppenkleider daraus anzufertigen. So etwas habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen!«

»Ich sagte Ihnen, Kusine«, erklärte Marie, »daß auch Sie die Erfahrung machen werden, daß man bei diesen Geschöpfen ohne Strenge nicht auskommt. Wenn es nach mir ginge«, sagte sie mit einem vorwurfsvollen Seitenblick auf St. Care, »dann würde ich das Kind jetzt hinausschicken und gründlich auspeitschen lassen, bis sie nicht mehr stehen kann.«

»Das glaube ich wohl«, antwortete St. Clare. »Man rede mir nicht von dem sanften Regiment der Frau! Ich habe kaum ein Dutzend Frauen gekannt, die nicht, wenn man ihnen den Willen ließ, ein Tier oder einen Dienstboten halb totschlagen ließen, von einem Mann ganz zu schweigen.«

»Dein Spott ist unangebracht«, sagte Marie, »die Kusine ist eine verständige Frau und sieht es jetzt genauso ein wie ich.«

Miß Ophelia war tief in ihrer Hausfrauenehre gekränkt worden. Die Zerstörungswut und Heimlichkeit ihres Zöglings hatten sie in höchsten Zorn versetzt, meine weiblichen Leser werden ihr das nachfühlen können; aber Maries Worte standen dazu in keinem Verhältnis, und deshalb ließ auch ihre Erregung nach.

»Um keinen Preis möchte ich das Kind so behandelt wissen«, sagte sie; »aber, Augustin, ich weiß mir keinen Rat mehr. Ich habe sie unermüdlich unterwiesen, ich habe mit ihr geredet, sie geschlagen, sie auf jede erdenkliche Art bestraft; und immer ist sie noch genauso wie am Anfang.«

»Komm einmal her, Topsy, du Affe!« sagte St. Clare und winkte dem Kind.

Topsy kam näher; ihre runden, harten Augen funkelten und blitzten in einer Mischung aus Zerknirschung und ihrer üblichen Schalkhaftigkeit.

»Warum führst du dich so auf?« fragte St. Clare, der immer wieder über ihren Ausdruck amüsiert war.

»Weil ich ein böses Herz habe«, antwortete das Kind unterwürfig, »Miß Feely sagt es auch.«

»Siehst du nicht, daß Miß Ophelia dir viel Gutes erwiesen hat? Sie sagt, mehr kann sie nicht für dich tun!«

»O Gott, gnädiger Herr, ich weiß, die alte Herrin hat das auch gesagt; sie hat mich viel doller gehauen, mein Haar gezaust, meinen Kopf gegen die Tür gebumst, hat alles nichts genützt. Wenn sie mir alle Haare herausziehen — nützt auch nichts. So böse bin ich. O Gott, ich bin ja doch nix als ein Nigger!«

»Also, da muß ich es aufgeben«, sagte Miß Ophelia, »ich kann diesen Ärger nicht länger ertragen.«

»Darf ich auch noch eine Frage stellen?« sagte St. Clare.

»Bitte.«

»Wenn dein Christentum nicht stark genug ist, ein Heidenkind hier zu Hause, ganz allein, zu erretten, wozu schickt man denn einige arme Missionare unter tausend ihresgleichen? Ich halte dieses Kind nur für ein Beispiel von tausend anderen.«

Miß Ophelia antwortete nicht sogleich; inzwischen hatte Eva, die der Szene schweigend beigewohnt hatte, Topsy ein stummes Zeichen gemacht, ihr zu folgen. Am Ende der Veranda befand sich ein kleines Glaszimmer, das St. Clare als eine Art Lesezimmer benutzte, dorthin entfernten sich die beiden.

»Was hat Eva vor?« sagte St. Clare, »das muß ich sehen.«

Er folgte ihnen auf Zehenspitzen, hob den schützenden Vorhang und blickte hinein. Einen Augenblick später legte er seinen Finger auf die Lippen und winkte leise Miß Ophelia, gleichfalls einen Blick hineinzuwerfen. Da saßen beide Kinder auf dem Boden einander gegenüber, Topsy mit ihrem gewohnten leichtsinnig unbeteiligten und drolligen Ausdruck, Eva dagegen brennend vor innerer Erregung und mit Tränen in den Augen.

»Warum bist du denn so böse, Topsy? Warum versuchst du es nicht und bist brav? Hast du niemand lieb, Topsy?«

»Weiß nichts von Liebhaben; ich liebe Bonbons und so was«, sagte Topsy.

»Aber Vater und Mutter hast du lieb?«

»Hab ich nie gehabt, das weißt du doch, Fräulein Eva.«

»Ach ja, ich weiß«, sagte Eva niedergeschlagen; »aber hast du keine Geschwister, oder eine Tante oder…«

»Nein, niemand — hab nix und niemand.«

»Aber, Topsy, wenn du es nur einmal versuchtest, dann könntest du.«

»Könnte ich auch nur ein Nigger sein, und wär ich noch so brav«, sagte Topsy. »Wenn meine Haut abging und ich darunter weiß wäre, dann würde ich es versuchen.«

»Aber man kann dich auch liebhaben, wenn du schwarz bist, Topsy. Miß Ophelia hätte dich gleich lieb, wenn du brav bist.«

Topsy gab ein kurzes, stumpfes Lachen von sich, das ihren Unglauben ausdrücken sollte.

»Glaubst du das nicht?«

»Nie; sie kann mich nicht ausstehen, weil ich ein Nigger bin — lieber läßt sie sich von einer Kröte berühren. Niemand kann Niggers liebhaben, und dagegen können Nigger nix machen. Mir ist es gleich«, sagte Topsy und begann zu pfeifen.

»Oh, Topsy, du armes Kind, ich habe dich lieb!« sagte Eva in einem jähen Gefühlsausbruch und legte ihr dünnes, weißes Händchen auf Topsys Schulter; »ich hab dich lieb, weil du nie Eltern und Freunde gehabt hast, weil du so ein armes, gescholtenes Kind bist! Ich habe dich lieb und möchte, daß du brav bist. Mir geht es nicht sehr gut. Topsy, ich werde nicht mehr lange leben, da macht es mir Kummer, daß du so ungezogen bist. Sei doch gut, mir zuliebe; ich werde nicht mehr lange bei dir sein.«

Tränen stiegen in die runden, glänzenden Augen Topsys; große, helle Tropfen rollten einer nach dem andern langsam hernieder und fielen auf die weiße, kleine Hand. In diesem Moment war ein Strahl echten Glaubens, ein Strahl himmlischer Liebe durch die Dunkelheit ihrer heidnischen Seele gedrungen! Topsy neigte ihren Kopf auf die Knie und weinte und schluchzte.

»Arme Topsy!« sagte Eva, »weißt du nicht, daß der Herr Jesus alle gleich liebhat? Er ist ebenso bereit, dich zu lieben wie mich. Er liebt dich genauso wie ich, nur viel mehr, weil er ja besser ist. Er wird dir helfen, damit du dich besserst und auch in den Himmel kommst und ein Engel wirst, ganz, als ob du weiß wärst. Denke doch, Topsy, dann kannst du auch zu den glänzenden Engeln gehören, von denen Onkel Tom singt.«

»Oh, liebes Fräulein Eva!« sagte das Kind, »ich will mir Mühe geben! Ich will es versuchen. Bisher war es mir ganz gleich.«

In diesem Augenblick ließ St. Clare den Vorhang fallen.

»Das erinnert mich an meine Mutter«, sagte er zu Miß Ophelia. »Es trifft zu, was sie mir sagte: wollen wir die Blinden sehend machen, müssen wir bereit sein, es wie Jesus zu machen — sie zu uns rufen ***und ihnen die Hand auflegen.«***

»Ich habe immer eine Abneigung gegen Neger gehabt«, sagte Miß Ophelia. »Tatsächlich war es mir unerträglich, wenn das Kind mich berührte; aber ich ahnte nicht, daß sie das wußte.« »Das bekommt jedes Kind heraus«, sagte St. Clare; »das kann man ihnen nicht verheimlichen. Aber ich glaube, daß alle Versuche in der Welt, einem Kind Gutes zu tun und ihm die besten Dienste zu erweisen, nicht die geringste Dankbarkeit erzeugen, solange dieser Widerwille in unserem Herzen wohnt.«

»Ich weiß nicht, wie ich dagegen angehen soll«, sagte Miß Ophelia. »Sie sind mir unangenehm, und dieses Kind ganz besonders. Wie kann ich es nur bezwingen?«

»Eva kann es augenscheinlich.«

»Ach, sie ist die Liebe selbst. Dabei handelt sie eigentlich nur christlich«, sagte Miß Ophelia; »wäre ich ihr doch ähnlich! Sie könnte mir ein Beispiel sein.«

»Dann wäre es nicht das erstemal, daß ein Kind als Mittel gebraucht würde, einen alten Sünder zu bekehren, wenn dem wirklich so wäre«, sagte St. Clare.

25. Kapitel
Der Tod

Die verräterischen Kräfte, die Eva für kurze Zeit belebten, schwanden jetzt rasch dahin; immer seltener hörte man ihren leichten Schritt auf der Veranda, immer häufiger lag sie auf ihrer kleinen Liegestatt am offenen Fenster, die großen, tiefen Augen auf die steigenden und fallenden Wasser des Sees gerichtet.

Als sie eines Nachmittags dort ruhte, die durchsichtigen Finger kraftlos zwischen den Seiten ihrer halbgeöffneten Bibel — hörte sie mit einmal die Stimme ihrer Mutter in scharfem Ton auf der Veranda.

»Was soll das, du garstiges Ding? Was hast du wieder ausgeheckt? Blumen abgepflückt, wie?« und Eva hörte eine klatschende Ohrfeige.

»Großer Gott, gnädige Frau, sie sind doch für Fräulein Eva«, hörte sie eine andere Stimme, die sie unschwer als diejenige Topsys erkannte.

»Fräulein Eva, schönste Ausrede! Bildest du dir ein, sie will deine Blumen, du nichtsnutziger Nigger! Pack dich weg!«

Im selben Moment war Eva aufgesprungen und erschien in der Veranda.

»Nicht doch, Mutter! Ich hätte die Blumen sehr gern; komm, gib sie her; ich freu mich!«

»Aber Eva! Dein ganzes Zimmer ist doch voll davon!«

»Blumen hab ich nie genug«, sagte Eva. »Komm, Topsy, bring sie mir.«

Topsy, die mit gesenktem Kopf trotzig dagestanden, kam jetzt heran und reichte ihr die Blumen hin. Sie tat es zögernd und verlegen, gar nicht mehr mit der koboldartigen Keckheit, die man sonst an ihr gewöhnt war.

»Welch schöner Strauß!« sagte Eva und betrachtete ihn.

Es war ein ungewöhnliches Arrangement — eine leuchtende, scharlachrote Geranie und eine einzige Kamelie mit ihren glänzenden Blättern, offensichtlich im Hinblick auf den Farbkontrast und die Wirkung jedes einzelnen Blattes zusammengestellt.

Topsys Gesicht verklärte sich, als Eva sagte: »Topsy, du bindest aber hübsche Sträuße. Hier in dieser Vase habe ich noch keine Blumen. Könntest du mir da nicht jeden Tag ein paar bringen?«

»Wie merkwürdig!« sagte Marie. »Wozu in aller Welt willst du das?«

»Ach, laß nur, Mama; du hast doch nichts dagegen, wenn Topsy das übernimmt?«

»Aber gerne, liebes Kind. Topsy, du hast gehört, was deine junge Herrin

wünscht; nun besorge es auch!«

Topsy machte einen kurzen Knicks und schlug die Augen nieder; als sie sich umdrehte, sah Eva eine Träne über die dunkle Wange rinnen.

»Siehst du, Mama, ich wußte doch, daß Topsy mir einen Gefallen tun wollte«, sagte Eva zu ihrer Mutter.

»Ach, Unsinn! Sie wollte nur wieder Unheil stiften. Sie weiß, sie darf keine Blumen pflücken — darum tut sie es gerade. Aber wenn du es möchtest, meinetwegen.«

»Mama, ich glaube, Topsy hat sich geändert; sie will jetzt ein braves Mädchen sein.«

»Da muß sie sich noch eine Weile üben, bis ihr das gelingt«, sagte Marie und lachte mitleidlos.

»Nun, du weißt doch, Mama, alles war immer gegen die arme Topsy.«

»Nicht mehr, seitdem sie hier ist, sollt' ich meinen. Man hat ihr zugeredet, gepredigt, ihr alles Erdenkliche angetan, und sie ist immer noch garstig wie am Anfang. Mit diesem Geschöpf kann man nichts anfangen!«

»Aber, Mama, es ist doch ein Unterschied, ob man so wie ich aufwächst mit vielen Freunden und so vielem, was gut und glücklich macht, oder so wie sie aufwuchs, bevor sie zu uns kam.«

»Das mag schon sein«, sagte Marie und gähnte. — »Du liebe Zeit, wie heiß ist es heute!«

»Mama, du glaubst doch auch, daß Topsy ein Engel werden könnte, wenn sie getauft wäre?«

»Topsy? Was für eine lächerliche Vorstellung! Darauf kannst auch nur du verfallen. Doch ist es wohl möglich.«

»Aber Mama, ist nicht der liebe Gott auch ihr Vater, genauso wie unserer? Ist nicht Jesus auch ihr Heiland?« »Nun, das mag sein. Gott hat wahrscheinlich alle geschaffen«, sagte Marie, »wo ist denn mein Riechfläschchen?«

»Es ist ein Jammer — oh, so ein Jammer!« sagte Eva, über den fernen See hinausblickend und halb zu sich selbst sprechend.

»Was ist ein Jammer?« fragte Marie.

»Ach, daß einer, der ein heller Engel werden und mit andern Engeln leben könnte, so tief, tief sinken muß und daß keiner ihm hilft!«

»Nun, das kann man nicht ändern; da mußt du dich nicht grämen, Eva. Ich wüßte nicht, was man da tun sollte; wir müssen dankbar sein, daß wir es besser haben.«

»Das kann ich beinah nicht«, sagte Eva, »wenn ich an die armen Leute denke, denen es so schlecht geht.«

»Wie merkwürdig«, sagte Marie. »Meine Religion heißt mich dankbar sein

für alle Vorteile.«

»Mama«, sagte Eva, »ich möchte mir einen Teil meines Haares abschneiden lassen.«

»Wozu?« fragte Marie.

»Ach, ich möchte meinen Freunden eine Locke schenken — solange ich das noch selber kann. Willst du nicht Tantchen bitten, es mir abzuschneiden?«

Marie rief mit erhobener Stimme nach Miß Ophelia im Nebenzimmer. Als sie hereinkam, richtete das Kind sich ein wenig in seinen Kissen auf, schüttelte seine goldbraunen Locken und sagte scherzend: »Komm, Tantchen, schere das Lamm.«

»Was soll das?« fragte St. Clare, der gerade mit etwas Obst dazukam, das er für seine Tochter geholt hatte.

»Papa, ich möchte nur, daß Tantchen mir ein paar Locken abschneidet; sie sind so schwer und heiß. Außerdem möchte ich ein paar verschenken.«

Miß Ophelia kam mit der Schere.

»Aber vorsichtig, man darf es nicht sehen!« sagte der Vater;

»schneide von unten, wo man es nicht merkt. Evas Locken sind mein ganzer Stolz.«

»Oh, Papa!« sagte Eva traurig.

»Ja, und ich möchte, daß sie schön gepflegt werden bis zu der Zeit, wenn ich dich mitnehme auf des Onkels Plantage zu Vetter Henrique«, sagte St. Clare heiteren Tones.

»Da werde ich nie hinkommen, Papa; ich gehe in ein besseres Land. Oh, glaube mir doch! Siehst du denn nicht, daß ich jeden Tag schwächer werde?«

»Warum willst du durchaus, daß ich so etwas Furchtbares glaube?«

»Nur, weil es wahr ist, Papa; wenn du es jetzt glaubst, siehst du es vielleicht so an wie ich.«

St. Clare preßte seine Lippen zusammen und starrte düster auf die langen, schönen Locken, die ihr abgeschnitten einzeln in den Schoß gelegt wurden. Sie hob sie hoch, betrachtete sie ernsthaft, schlängelte sie sich um ihre dünnen Finger und sah von Zeit zu Zeit ängstlich auf den Vater.

»Ich habe es ja vorausgeahnt«, sagte Marie; »das nagt ja Tag für Tag an meiner Gesundheit, obgleich niemand es beachtet. Ich habe es lange kommen sehen. St. Clare, du wirst es nach einer Weile auch einsehen.«

»Das scheint dir großen Trost zu bringen«, sagte St. Clare in trockenem, bitterem Ton. Marie lehnte sich auf ihr Sofa zurück und bedeckte ihr Gesicht mit ihrem feinen Taschentuch.

Eva blickte mit klaren, blauen Augen ernsthaft von einem zum andern. Es war offensichtlich, daß sie den Unterschied zwischen beiden Eltern wohl

verstand. Sie winkte ihrem Vater mit der Hand. Er kam und setzte sich zu ihr.

»Papa, meine Kräfte werden weniger, ich weiß, ich muß sterben. Ich möchte noch manches sagen und tun, was ich tun muß, aber du wirst immer ungehalten, wenn ich davon rede. Jetzt muß es sein; es läßt sich nicht länger aufschieben. Laß es mich doch jetzt tun.«

»Mein Kind, ich lasse dich ja«, erwiderte St. Clare, bedeckte seine Augen mit der Hand und hielt Evas Hand mit der anderen.

»Dann möchte ich, daß alle unsere Leute hierherkommen. Ich muß ihnen einiges sagen.«

»Also gut«, sagte St. Clare tief bewegt.

Miß Ophelia schickte einen Boten, und bald war das ganze Personal im Zimmer versammelt.

Eva legte sich in ihre Kissen zurück, ihr Haar hing aufgelöst um ihr Gesicht, ihre geröteten Wangen hoben sich in traurigem Gegensatz von der weißen Blässe ihrer Haut und den zarten Umrissen ihrer Glieder ab; mit großen seelenvollen Augen blickte sie jeden einzelnen an.

Die Leute wurden von einer plötzlichen Bewegung ergriffen. Das vergeistigte Gesichtchen, die langen, abgeschnittenen Locken, die neben ihr lagen, das abgekehrte Gesicht des Vaters, das Schluchzen der Mutter rührte sofort die Herzen dieser gefühlvollen und empfänglichen Rasse.

Eva richtete sich auf und sah, daß alle sie traurig und verständnisvoll anblickten. Viele Frauen verbargen ihr Gesicht.

»Ich habe euch rufen lassen, meine lieben Freunde«, sagte Eva, »weil ich euch liebhabe, alle; und ich möchte euch etwas sagen, was ihr nicht vergessen dürft — ich werde euch verlassen.«

Jetzt wurde das Kind unterbrochen von dem Klagen, Seufzen und Schluchzen aller Anwesenden, in welchem ihre kleine Stimme völlig unterging. Sie wartete einen Augenblick und sprach dann in einem Ton, der alles Schluchzen erstickte:

»Wenn ihr mich liebhabt, müßt ihr mich nicht so unterbrechen. Hört zu, was ich euch sage. Ich will von eurer Seele sprechen. Ich fürchte, viele von euch machen sich da keine Gedanken. Ihr denkt nur an diese Welt. Ich möchte aber, daß ihr auch an die schöne Welt denkt, in der Jesus Christus lebt. Dorthin werde ich gehen, und ihr könnt auch dorthin kommen, es ist ein Reich für euch wie für mich. Aber wenn ihr das wollt, dürft ihr kein faules, leichtsinniges Leben führen. Ihr müßt immer daran denken, daß jeder von euch ein Engel werden kann, ein Engel für immer.

Versucht nur euer Bestes, betet alle Tage, und laßt euch immer aus der Bibel vorlesen, dann werde ich euch alle im Himmel wiedersehen.«

»Amen«, klang es als leise Antwort von den Lippen Toms und Mammys und der Älteren, die der Methodistengemeinde angehörten. Die jüngeren und leichtsinnigeren schluchzten fassungslos, die Köpfe auf die Knie gebeugt.

»Ich weiß ja«, sagte Eva, »ihr habt mich alle lieb.«

»Ja, o ja! Ganz gewiß!« ertönte es von allen Seiten.

»Ja, ich weiß. Es ist keiner unter euch, der nicht zu mir freundlich war, und ich will euch jetzt etwas schenken, wenn ihr das anseht, sollt ihr an mich denken. Ich will jedem von euch eine Haarlocke geben, da habt ihr eine Erinnerung an mich und wißt, daß ich euch später im Himmel wiedersehen möchte.«

Unmöglich, die Szene zu beschreiben, als sich alle weinend um die kleine Gestalt drängten und aus ihrer Hand das letzte Liebeszeichen empfingen. Sie fielen auf die Knie, schluchzten und beteten und küßten den Saum ihres Gewandes; unter Gebet und Segenswünschen stammelten die Älteren nach Art ihrer Rasse zärtliche Koseworte.

Sobald einer seine Gabe entgegengenommen, machte Miß Ophelia ihm ein Zeichen, das Zimmer zu verlassen; ihr war die Wirkung der allgemeinen Erregung auf ihre kleine Patientin nicht entgangen.

Schließlich waren alle bis auf Tom und Mammy verschwunden.

»Hier, Onkel Tom«, sagte Eva, »ist eine besonders schöne für dich. Ach, ich bin so glücklich, Onkel Tom, wenn ich denke, daß ich dich im Himmel wiedersehe; und Mammy, Liebe, Gute!« sagte sie zärtlich, ihre alte Kinderfrau umarmend, »ich weiß, du wirst auch dort sein!«

»Oh, Fräulein Eva, ich weiß nicht, wie ich hier ohne dich weiterleben soll!« sagte die treue Person. »Dann verschwindet hier alles Licht.« Leidenschaftlich gab sich Mammy ihrem Schmerz hin.

Miß Ophelia schob sie und Tom sanft zur Tür hinaus und dachte, daß nun alle gegangen wären; aber als sie sich umwandte, stand noch Topsy da.

»Wo bist du hergekommen?« fragte sie verblüfft.

»Ich war hier«, sagte Topsy und wischte sich die Tränen ab.

»Oh, Fräulein Eva, ich bin ein schlechtes Mädchen; aber darf ich nicht auch eine haben?«

»Ja, arme Topsy! Gewiß! Hier; und jedesmal, wenn du sie ansiehst, denke daran, daß ich dich lieb hatte und gern wollte, daß du dich besserst.«

»Oh, Fräulein Eva, ich versuche es ja!« beteuerte Topsy. »Aber o Gott, es ist so schwer. Ich bin eben gar nicht daran gewöhnt.«

»Das weiß der Herr Jesus auch, Topsy; er hat Mitleid mit dir; er wird dir helfen.«

Das Gesicht hinter der Schürze verborgen, wurde Topsy still von Miß Ophelia hinausgeleitet, noch im Gehen steckte sie die Locke in ihren

Kleiderausschnitt.

Als alle draußen waren, schloß Miß Ophelia die Tür. Die würdige Dame hatte während dieser Szene manche heimliche Träne vergossen, aber die Sorge um die kleine Kranke verdrängte alle Rührung.

St. Clare hatte sich die ganze Zeit nicht gerührt. Er saß noch immer auf seinem Stuhl und hielt die Hand vor die Augen.

»Papa!« sagte Eva und legte sanft ihre Hand auf die seine.

Er fuhr jäh zusammen, ein Schauder packte ihn, aber er antwortete nicht. »Lieber Papa!« sagte Eva.

»Ich kann es nicht!« sagte St. Clare und erhob sich. »Ich kann es nicht hinnehmen! Der Allmächtige geht hart mit mir ins Gericht!« In großer Bitterkeit stieß St. Clare diese Worte hervor.

»Augustin! Hat Gott kein Recht, nach seinem Willen mit dem zu verfahren, was ihm gehört?« sagte Miß Ophelia.

»Vielleicht; aber dadurch läßt es sich nicht leichter tragen«, sagte er in einem trockenen, harten, tränenlosen Ton, als er sich abwandte.

»Papa, du brichst mir das Herz!« sagte Eva, richtete sich auf und warf sich in seine Arme; »du mußt nicht so empfinden!« Das Kind schluchzte so heftig, daß alle sich beunruhigten und die Gedanken ihres Vaters sofort abgelenkt wurden.

»Komm, Eva, mein Herzblatt, sei ruhig! Es war verkehrt von mir, ich war im Unrecht. Ich will ja alles tragen — gräm dich doch nicht; hör auf mit Weinen! Ich will mich ja fügen; ich will nie wieder so reden.«

Wie eine verirrte Taube lag sie in den Armen ihres Vaters, und er, über sie geneigt, suchte sie mit jedem Wort, das ihm einfiel, zu trösten und zu beruhigen.

Marie erhob sich und rauschte in ihr eigenes Zimmer, wo sie einen heftigen hysterischen Anfall bekam.

»Mir hast du keine Locke gegeben, Eva«, sagte ihr Vater und lächelte traurig.

»Sie gehören dir alle, Papa«, sagte sie lächelnd - »dir und Mama, und Tantchen mußt du auch welche geben. Nur unseren Leuten hab ich sie selbst gegeben, weißt du, man könnte sie vergessen, wenn ich nicht mehr da bin, und sie sollten doch etwas zur Erinnerung erhalten, du bist doch ein Christ, nicht wahr, Papa?« fragte Eva zögernd.

»Warum fragst du, mein Liebling?«

»Ich weiß nicht. Du bist so gut, du mußt es doch sein!«

»Was heißt das, ein Christ sein, Eva?«

»Christus über alles zu lieben«, antwortete Eva.

»Tust du das?«

»Ja, gewiß.«

»Du hast ihn doch nie gesehen«, sagte St. Clare.

»Das macht nichts«, erwiderte Eva. »Ich glaube an ihn, und in wenigen Tagen ***werde*** ich ihn sehen«; und das junge Gesicht erglühte in strahlender Freude.

St. Clare sagte nichts mehr. Er kannte dieses Gefühl noch von seiner Mutter her; aber keine Saite seines Innern erklang dabei.

Eva siechte jetzt schnell dahin. Kein Zweifel konnte mehr an dem Ausgang bestehen. Auch die zärtlichste Hoffnung konnte nicht länger blind bleiben. Ihr schönes Zimmer wurde zur Krankenstube; und Miß Ophelia versah Tag und Nacht ihren Pflegedienst — nie wußten ihre Freunde sie mehr zu schätzen als in dieser Eigenschaft. Mit ihrer erfahrenen Hand, ihrer vollkommenen Übung und Geschicklichkeit, Behagen und Sauberkeit herzustellen, jeden unangenehmen Anblick der Krankheit zu entfernen — mit der absoluten Pünktlichkeit und ihrem klaren, überlegten Denken, womit sie die ärztlichen Vorschriften befolgte -, bedeutete sie ihnen alles. Alle, die über ihre kleinen Sonderheiten und Schrullen, die von der Leichtigkeit südlicher Manieren so merkwürdig abstachen, die Achseln gezuckt hatten, gaben jetzt zu, daß sie die einzige Person war, die hier am richtigen Platze stand.

Onkel Tom hielt sich häufig in Evas Zimmer auf. Das Kind litt an nervöser Unruhe, und es gab ihr eine Erleichterung, wenn man sie umhertrug. Für Tom war es das größte Entzücken, die zarte, kleine Gestalt auf einem Kissen im Zimmer auf und ab oder auf die Veranda hinaus auf den Armen zu tragen.

Wenn das Kind sich am Morgen noch wohl fühlte und der frische Wind vom See herüberwehte, trug er sie zuweilen unter die Orangenbäume im Garten oder saß mit ihr auf den alten Bänken und sang ihr ihre Lieblingschoräle.

Ihr Vater trug sie auch oft, aber er war nicht so kräftig gebaut, und wenn er dann müde wurde, sagte Eva:

»O Papa, laß doch Tom mich tragen. Es macht ihm Spaß, und du weißt doch, es ist alles, was er mir tun kann, und er will mir doch etwas Liebes erweisen.«

»Das will ich auch, Eva«, sagte ihr Vater.

»Ach, Papa, du kannst alles und bist mir alles. Du liest mir vor–du wachst bei mir in der Nacht — und Tom hat nur dies eine und das Singen; und ich weiß, ihm fällt es leicht, wenn er mich trägt.«

Aber nicht nur Tom wollte ihr Liebesdienste erweisen. Jeder Dienstbote war dazu bereit, und jeder tat, was er konnte.

Das Herz der armen Mammy verzehrte sich nach ihrem Liebling. Aber Tag und Nacht fand sie keine Gelegenheit, länger bei ihm zu sein, denn Marie

erklärte, ihr Gemütszustand ließe sie nicht zur Ruhe kommen, und natürlich verstieß es gegen ihre Prinzipien, dann den andern Ruhe zu gönnen. Zwanzigmal in der Nacht mußte Mammy kommen und ihr die Füße reiben, ihre Stirn kühlen, ein Taschentuch suchen, nachsehen, was das Geräusch in Evas Zimmer bedeutete, einen Vorhang herablassen, weil es zu hell, oder ihn aufziehen, weil es zu dunkel war; und am Tage, wenn es Mammy trieb, wenigstens ein klein wenig an der Pflege ihres Herzenskindes teilzuhaben, schien Marie ungewöhnlich erfinderisch, sie im ganzen Haus treppauf, treppab zu schicken oder mit ihrer eigenen Person zu beschäftigen, so daß sie nur gelegentlich einen Blick oder eine kleine Begegnung erhaschen konnte.

»Ich halte es für meine Pflicht, jetzt besonders auf mich zu achten«, sagte Marie, »wo ich so schwach bin und dazu die ganze Sorge und Pflege um das geliebte Kind trage.«

»In der Tat, meine Liebe«, entgegnete St. Clare; »ich dächte, das nimmt dir unsere Kusine ab.«

»Du redest wie ein Mann, St. Clare — als ob eine Mutter sich jemals die Sorge um ein Kind in diesem Zustand abnehmen ließe; aber es ist ja gleich — niemand vermag zu ahnen, was ich fühle! Ich kann die Sache nicht so abschütteln wie du.«

St. Clare lächelte. Wir müssen ihm verzeihen, er konnte nicht anders — denn St. Clare vermochte ja noch zu lächeln. Denn so hell und leicht war die Abschiedsreise der jungen Seele, daß man vergaß: es war der Tod, der sich näherte. Das Kind litt keine Schmerzen — empfand nur eine ruhige, sanfte Schwäche, die täglich und fast unmerklich zunahm; und Eva war so schön, liebevoll, vertrauend und glücklich, daß man sich dem tröstlichen Einfluß der Unschuld und des Friedens nicht entziehen konnte, der von ihr auszugehen schien. St. Clare fühlte, wie ihn eine seltsame Ruhe überkam. Es war nicht Hoffnung — das war unmöglich; es war wie die Stille der Natur, die wir in den strahlenden Herbstwäldern verspüren, wenn die helle Röte in den Wipfeln flammt und letzte Blumen noch zögernd an der Quelle verweilen, dann genießen wir alles um so mehr, als wir wissen, daß bald alles vergeht.

Der Freund, der am besten Evas Vorstellungen und Vorahnungen kannte, war Tom, ihr treuer Träger. Ihm teilte sie mit, was sie ihrem Vater ersparen wollte, ihm erzählte sie die geheimnisvollen Offenbarungen, die der Seele widerfahren, bevor sie ihre irdische Hülle verläßt. Schließlich wollte Tom nicht mehr in seinem Stübchen schlafen, sondern lag die ganze Nacht draußen auf der Veranda, bereit, bei jedem Ruf sich zu erheben.

»Onkel Tom, was in aller Welt ist in dich gefahren, daß du dich wie ein Hund zusammenrollst?« sagte Miß Ophelia. »Ich dachte, du gehörst zu denen,

die auf christliche Weise zu Bett gehen?«

»Das tu ich auch, Miß Feely«, sagte Tom geheimnisvoll. »Das tue ich, aber jetzt…«

»Nun, was?«

»Wir dürfen nicht laut sprechen; sonst hört uns der gnädige Herr; aber wissen Sie, Miß Feely, einer muß den Bräutigam erwarten.«

»Was meinst du damit, Tom?«

»Sie wissen doch, in der Heiligen Schrift, >um Mitternacht ertönte ein großer Ruf, siehe, der Bräutigam naht!< Darauf warte ich jetzt jede Nacht, Miß Feely — ich muß draußen schlafen, sonst höre ich ihn nicht.«

»Aber, Onkel Tom, wie kommst du darauf?«

»Miß Eva spricht mit mir. Der Herrgott schickt der Seele seine Sendboten. Ich muß zur Stelle sein, Miß Feely; denn, wenn das selige Kind eingeht in das himmlische Reich, werden die Engel die Tore öffnen, daß wir alle einen Blick auf die himmlische Herrlichkeit werfen können, Miß Feely.«

»Onkel Tom, hat Eva gesagt, daß sie sich heute schlecht fühlt?«

»Nein; aber sie meinte heute morgen, daß sie näher kommt — man sagt es dem Kind, Miß Feely. Das sind die Engel. Es ist der Klang der Trompete, bevor der Tag anbricht«, sagte Tom und zitierte seinen Leibchoral.

Dieses Gespräch zwischen Miß Ophelia und Tom fand abends zwischen 10 und 11 Uhr statt, als die treue Pflegerin alle Vorbereitungen für die Nacht getroffen und beim Verriegeln der Außentür Tom auf der Veranda am Boden ausgestreckt gefunden hatte.

Sie war nicht nervös oder leicht zu beeindrucken, aber Toms feierliche, von Herzen kommende Art machte sie stutzig. Eva war am Nachmittag ungewöhnlich lebhaft und heiter gewesen, sie hatte sich im Bett aufgerichtet und alle ihre kleinen Schätze durchgesehen und die Freunde bestimmt, denen sie zugedacht waren; ihr Wesen war angeregter und ihre Stimme von frischerem Klang gewesen als seit Wochen. Ihr Vater hatte am Abend hereingeschaut und gesagt, daß Eva zum erstenmal seit ihrer Krankheit wieder wie früher wäre, und als er ihr den Gutenachtkuß gab, hatte er zu Miß Ophelia gesagt: »Kusine, vielleicht dürfen wir sie doch behalten, es geht ihr viel besser.« Mit leichterem Herzen als seit Wochen war er in sein Zimmer zurückgegangen.

Aber um Mitternacht — seltsame, geheimnisvolle Stunde, wenn sich der Schleier der zerbrechlichen Gegenwart und der ewigen Zukunft leise bewegt -, da kam der Sendbote! Im Zimmer entstand ein Geräusch, wie von schnellen Schritten. Es war Miß Ophelia, die sich entschlossen hatte, die Nacht über bei ihrem kleinen Pflegling zu wachen, und die in dieser Stunde bemerkt hatte, was Pflegerinnen so bezeichnend >eine Veränderung< nennen. Die äußere Tür wurde

Telegram@shabarsbibliothek

eilig geöffnet, und Tom, der wach gelegen, war im Nu zur Stelle.

»Lauf nach dem Doktor, Tom! Verliere keinen Moment«, sagte Miß Ophelia; und, das Zimmer durchquerend, klopfte sie an St. Clares Tür.

»Vetter«, sagte sie, »ich möchte dich bitten, komm herüber.«

Wie Erdschollen auf einen Sarg, so fielen diese Worte auf sein Herz. Im selben Augenblick aber stand er auf, trat ins Zimmer und neigte sich über Eva, die noch schlief.

Jedoch zeigten sich auf des Kindes Gesicht keine erschreckenden Spuren — nur ein hoher, fast göttlicher Ausdruck — die ahnende Gegenwart himmlischer Geister, der Anbruch unsterblichen Lebens in der kindlichen Seele.

Sie standen so still und blickten auf sie hinab, daß selbst das Ticken der Uhr zu laut erschien. In wenigen Minuten kehrte Tom mit dem Doktor zurück. Dieser trat ein, blickte kurz hin und verstummte wie die übrigen.

»Wann trat diese Veränderung ein?« fragte St. Clare jetzt im Flüsterton Miß Ophelia.

»Um Mitternacht«, war die Antwort.

Marie, aufgeweckt durch das Eintreten des Doktors, erschien eilig aus dem Nebenzimmer.

»Augustin! Kusine! — Was?« - stieß sie aufgeregt hervor.

»Pst!« sagte St. Clare heiser; »sie stirbt!«

Mammy hatte die Worte gehört und eilte davon, um die Leute zu wecken. Das ganze Haus erwachte, Lichter flammten auf, Schritte ertönten, ängstliche Gestalten erschienen auf der Veranda, umringten weinend die Glastür; aber St. Clare sah und hörte nichts von alledem. Er sah nur das Zeichen auf dem Gesicht der kleinen Schläferin.

»Ach, wenn sie doch erwachte und noch ein Wort sprechen wollte!« sagte er, und sich über sie neigend, hauchte er in ihr Ohr -»Eva, Liebling!«

Die großen blauen Augen öffneten sich — ein Lächeln huschte über das Gesicht; sie versuchte, den Kopf zu heben und zu sprechen.

»Lieber Papa«, sagte das Kind mit letzter Anstrengung und wollte die Arme um seinen Hals schlingen. Aber im selben Moment fielen sie zurück; und als St. Clare den Blick hob, sah er ein Zucken des Todeskampfes über ihr Gesicht gehen — sie rang nach Atem und warf ihre kleinen Hände nach oben.

»O Gott, dies ist furchtbar!« sagte er, wandte sich in Todespein ab, preßte Toms Hand, kaum wissend, was er tat. »O Tom, das bringt mich um!«

Tom hielt beide Hände seines Herrn; und während ihm die Tränen über die dunklen Wangen liefen, blickte er hilfeflehend nach oben.

»Bete, daß er es kurz macht!« sagte St. Clare; »dies preßt mir das Herz zusammen.«

»Oh, Dank sei dem Herrn! Es ist vorbei — es ist vorbei, lieber Herr!« sagte Tom. »Seht sie an!«

Das Kind lag schwer atmend in den Kissen — wie nach großer Erschöpfung -, die großen blauen Augen aufgeschlagen und starr. Ach, was sagten diese Augen, die so sehr vom Himmel sprachen? Die Erde und alle irdischen Schmerzen waren vorüber; aber so feierlich, so geheimnisvoll war der triumphierende Glanz dieses Gesichts, daß selbst die Trauernden ihr Schluchzen erstickten. In atemloser Stille drängten sie näher.

»Eva!« sagte St. Clare sanft.

Sie hörte nicht.

»Oh, Eva, was siehst du? Was ist es?« fragte ihr Vater.

Ein helles, strahlendes Lächeln glitt über ihr Gesicht, und sie sagte, abgerissen - »Ach, Liebe — Freude — Frieden!«, seufzte auf und schied vom Tod ins Leben.

26. Kapitel
»*Dies ist das Letzte auf Erden*«

Figuren und Bilder in Evas Zimmer wurden mit weißen Tüchern verhangen, man vernahm nur leises Atmen und behutsame Schritte, auch das Licht drang nur noch verstohlen durch die halb verdunkelten Fenster.

Das Bett war weiß umhangen, und dort unter der geneigten Engelsfigur lag die kleine Gestalt — wie im Schlaf, um niemals wieder zu erwachen.

Dort lag sie in einem der schlichten, weißen Kleidchen, die sie im Leben so gern getragen; das rosenfarbene Licht der Vorhänge hauchte einen warmen Schein über die eisige Kälte des Todes. Die schweren Wimpern lagen sanft auf der reinen Wange; das Haupt war, wie schlafend, ein wenig zur Seite geneigt; über jeder Linie des Antlitzes aber lag der hohe, himmlische Ausdruck, in dem sich Ruhe und Verzückung mischten. Es war nicht der irdische oder zeitliche Schlaf, sondern die lange, heilige Ruhe, >die er gibt denen, die er liebt<.

Kein Tod ist wie der deine, kleine Eva! Bei dir hat er weder Düsternis noch Schatten; du bist so hell vergangen wie der Morgenstern, wenn er im hellen Glanz des Morgens verblaßt.

Das waren St. Clares Gedanken, als er mit verschränkten Armen vor der Toten stand und sie betrachtete. Aber wer will sagen, was er dachte? Denn seit der Stunde, als Stimmen in der Totenkammer die Worte gesprochen: »Sie ist hinüber«, war ihm alles im trüben Nebel, in der Düsternis des Schmerzes untergegangen. Er hatte wohl Stimmen um sich gehört, hatte Fragen vernommen und beantwortet; sie hatten ihn nach der Beerdigung gefragt, wo man sie zur letzten Ruhe betten sollte, und er hatte ungeduldig geantwortet, ihm sei es gleich.

Adolf und Rosa hatten das Zimmer ausgeschmückt; flatterhaft, eitel und kindisch, wie sie im allgemeinen waren, zeigten sie jetzt ein warmes Herz und Gefühl; und während Miß Ophelia über den Einzelheiten der sauberen Anordnung wachte, waren es ihre Hände, die dem ganzen die zarte, poetische Note gaben und dem Totenzimmer seinen kargen, unerbittlichen Charakter nahmen.

Noch immer standen Blumen auf den Gesimsen, zart und duftend, mit anmutigen, hängenden Blättern. Evas kleiner, weiß gedeckter Tisch trug ihre Lieblingsvase mit einer einzigen weißen Moosrosenknospe darin. Die Anordnung der Falten, die Raffung der Vorhänge hatten Adolf und Rosa mit dem

geübten Blick ihres gefälligen Auges, das ihre Rasse auszeichnet, wieder und wieder ausprobiert. Selbst jetzt noch, als St. Clare dastand und seinen Gedanken nachhing, huschte die junge Rosa leise herein. Sie trat zurück, als sie St. Clare erblickte, und blieb respektvoll stehen; aber als sie sah, daß er sie gar nicht bemerkte, kam sie heran und ordnete mit leiser Hand die Blumen um die Tote. St. Clare sah wie im Traum, daß sie einen schönen Jasminzweig in die kleinen Hände schob und die übrigen auf dem Bett verteilte.

Wieder öffnete sich die Tür, und mit rot verweinten Augen erschien Topsy, etwas unter der Schürze verborgen haltend. Rosa machte ihr ein rasches abwehrendes Zeichen; aber sie trat einen Schritt näher.

»Du mußt hinaus«, sagte Rosa in scharfem Flüsterton; »du hast hier nichts zu suchen!«

»Oh, laß mich doch! Ich hab auch eine Blume — so eine schöne!« sagte Topsy und zog eine halberblühte Teerose hervor. »Laß mich nur diese eine hinlegen!«

»Scher dich weg!« sagte Rosa kurz angebunden.

»Laß sie hier!« sagte St. Clare plötzlich, mit dem Fuß aufstampfend. »Sie soll herkommen!«

Rosa fuhr erschrocken zurück, und Topsy trat heran und legte der Toten ihr Angebinde zu Füßen; dann, mit einem wilden verzweifelten Aufschrei, warf sie sich neben dem Lager zu Boden und weinte und klagte laut.

Miß Ophelia eilte ins Zimmer und versuchte, sie aufzurichten und zu beschwichtigen; aber vergeblich.

»Oh, Fräulein Eva, wenn ich doch auch tot wäre!«

Eine herzzerreißende Wildheit lag in diesem Schrei; St. Clares weiße, marmorgleiche Züge röteten sich, und seit Evas Tod stiegen ihm die ersten Tränen in die Augen.

»Steh auf, Kind«, sagte Miß Ophelia mit sanfter Stimme; »weine nicht so sehr. Fräulein Eva ist im Himmel; sie ist jetzt ein Engel!«

»Aber ich kann sie nicht sehen!« klagte Topsy. »Niemals seh' ich sie wieder!«, und sie brach in neues Schluchzen aus.

Alle standen und schwiegen.

»Sie hat gesagt, sie hat mich lieb«, sagte Topsy. — »Bestimmt, das hat sie! O Gott! Jetzt ist keiner mehr da — nicht einer!«

»Das ist wohl wahr«, sagte St. Clare; »aber versuche doch«, wandte er sich an seine Kusine, »das arme Geschöpf ein wenig zu trösten.«

»Ich wollte, ich wäre nie geboren«, sagte Topsy. — »Oh, wozu bin ich auf der Welt?«

Miß Ophelia hob sie sanft und bestimmt auf und führte sie hinaus aus dem

Zimmer, wobei ihr die Tränen herunterrannen.

»Topsy, mein armes Kind«, sagte sie und nahm sie mit in ihr Zimmer, »gib die Hoffnung nicht auf! Ich kann dich liebhaben, wenn ich auch nicht so bin wie das kleine liebe Mädchen. Aber ich hoffe, ich habe von ihr doch ein bißchen Christenliebe gelernt. Ich kann dich liebhaben; und ich will dir helfen, ein gutes Christenmädchen zu werden.«

Mehr noch als ihre Worte drückte Miß Ophelias Stimme aus, und mehr als diese redeten die ehrlichen Tränen, die über ihr Gesicht rannen. Seit dieser Stunde hatte sie über das verlorene Kind einen Einfluß gewonnen, den sie nie wieder verlor.

»Oh, meine Eva, wieviel Gutes hast du in deinem kurzen Leben gestiftet!« dachte St. Clare, »welche Bilanz kann ich von meinen langen Jahren aufstellen?«

Eine Weile hörte man im Zimmer leises Flüstern und Scharren der Füße von allen denen, die sich einer nach dem andern heimlich hereinstahlen, um noch einen Blick auf die Tote zu werfen; nun kam der kleine Sarg, und dann folgte das Begräbnis.

St. Clare lebte, ging umher, bewegte sich wie einer, der alle seine Tränen vergossen.

Maries Zimmer wurde verdunkelt, sie lag auf dem Bett, schluchzend und klagend in unbeherrschtem Schmerz, die Aufmerksamkeit des gesamten Personals in Anspruch nehmend. Ihnen ließ sie keine Zeit für Trauer — wozu auch? Dieser Schmerz, und sie war völlig überzeugt, daß niemand auf Erden jemals einen solchen Kummer erlebt hatte.

»St. Clare hat nicht eine Träne vergossen«, sagte sie, »er hatte ihr keine Teilnahme bewiesen; es ist einfach nicht zu verstehen, wenn man bedenkt, wie hartherzig und gefühllos er war, wo er doch wissen mußte, wie sehr sie litt.«

So sehr sind Menschen von Auge und Ohr abhängig, daß viele Dienstboten ernstlich glaubten, die Herrin sei die Hauptleidtragende, besonders als Marie in hysterische Krämpfe fiel, den Doktor holen ließ und erklärte, sie müsse sterben; das Laufen und Herumjagen, das Herrichten von Wärmeflaschen, das Wärmen heißer Tücher, das einsetzende Treiben und Hasten brachte eine willkommene Zerstreuung.

Tom jedoch trieb es in die Nähe seines Herrn. Er folgte ihm wehmütig und traurig auf Schritt und Tritt, und wenn er ihn so blaß und still in Evas Zimmer sitzen sah, die kleine Bibel aufgeschlagen in der Hand, obwohl er weder Wort noch Buchstaben wahrnahm, so lag für Tom mehr Trauer in diesen stillen, tränenlosen Augen als in allen Klagen und Schmerzensausbrüchen Maries.

In wenigen Tagen war der Haushalt St. Clares in die Stadt zurückgekehrt,

Augustin hatte in der Rastlosigkeit seines Schmerzes nach einer neuen Umgebung verlangt, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Also verließ man Haus und Garten und kehrte nach New Orleans zurück. St. Clare, bestrebt, die Leere seines Herzens mit der Hast und dem Getriebe der Stadt zu übertäuben, durcheilte geschäftig die Straßen; die Leute, die ihn unterwegs oder im Cafe trafen, erkannten seinen Verlust nur am Trauerflor seines Hutes, im übrigen lächelte er, redete, las die Zeitungen, verfolgte die Politik, erledigte Geschäfte. Wer vermochte zu sagen, daß diese lächelnde Aufmerksamkeit sich nur als hohle Schale über einem Herzen wölbte, in welchem es grabesstill und düster aussah?

»St. Clare ist höchst merkwürdig«, sagte Marie in anklagendem Ton zu Miß Ophelia. »Ich habe immer gedacht, wenn er irgend jemand in der Welt liebte, wäre es unsere kleine Eva; aber jetzt scheint er sie sehr schnell zu vergessen. Er hat auch für mich nicht ein Wort der Teilnahme gehabt und sollte doch wissen, daß eine Mutter viel mehr Gefühl hat als jeder Mann.«

»Jedes Herz kennt seine eigene Bitternis«, sagte Miß Ophelia mit Nachdruck.

»Das meine ich ja. Ich kenne meine Gefühle — aber niemand begreift das. Nur Eva, und sie ist dahin!« Schluchzend legte sich Marie zurück und wollte sich nicht trösten lassen.

Sie gehörte zu den Unglücklichen, in deren Augen alles Verlorene und Vergangene einen Wert annimmt, den es, während sie es besaßen, niemals gehabt hatte. Was immer sie besaß, sie fand an jedem etwas auszusetzen; war es dann verschwunden, stieg es zu ungeahnter Bedeutung auf.

Während diese Unterhaltung im Wohnzimmer vor sich ging, entspann sich eine andere in St. Clares Bibliothek. Tom, der seinem Herrn unaufhörlich unruhig folgte, hatte ihn vor einigen Stunden in die Bibliothek gehen sehen; nachdem er vergeblich auf sein Erscheinen gewartet, beschloß er endlich, ihm nachzugehen. Da lag St. Clare auf seinem Liegestuhl in der entferntesten Ecke des Raumes. Er lag auf dem Gesicht, nicht weit davon lag aufgeschlagen Evas Bibel. Tom ging hin und blieb neben dem Liegestuhl stehen. Er zögerte, und während er noch zögerte, richtete sich St. Clare plötzlich auf. Da sah er den treuen Burschen, dessen ehrliches, bekümmertes Gesicht mit dem flehenden Ausdruck von Zuneigung und Teilnahme ihn mit einemmal rührte. Er ergriff Toms Hand und preßte sie an seine Stirn.

»O Tom, alter Junge, die ganze Welt erscheint mir so leer.«

»Ich weiß, Herr, ich kenne das«, sagte Tom. »Als ich verkauft und von Weib und Kindern getrennt wurde, war ich fast gebrochen. Nichts war mir übriggeblieben, aber da hat der Heiland mir beigestanden und gesagt: >Fürchte

dich nicht, Tom!< Licht und Freude hat er mir armem Kerl gebracht, und alles wurde voller Frieden.«

Tom hatte stockend mit tränenerstickter Stimme gesprochen. St. Clare legte seinen Kopf an Toms Schulter und preßte die harte, treue schwarze Hand.

27. Kapitel
Wieder vereint

Gleichmäßig glitten die Wochen in St. Clares Haushalt dahin; denn wie gebieterisch, gefühllos, ungeachtet unserer Schmerzen nimmt doch das Leben seinen Lauf! Wir essen, trinken, schlafen und erwachen wieder — wir handeln, kaufen, verkaufen, stellen Fragen und geben Antwort, kurzum, wir jagen tausend Schatten nach, mag auch unser Interesse erloschen sein, das Interesse am Leben; was bleibt, ist der bloße Mechanismus des Lebens.

St. Clare hatte ganz unbewußt alle seine Hoffnungen und Lebensinteressen auf sein Kind gerichtet. Für Eva hatte er sein Besitztum verwaltet, nach Eva seine Zeit eingerichtet, dies und das für sie zu tun, war ihm so sehr zur Gewohnheit geworden, daß ihm nun nach ihrem Hinscheiden nichts mehr zu tun und nichts mehr zu denken übriggeblieben war.

Er hatte niemals vorgegeben, unter irgendwelcher religiösen Verpflichtung zu stehen; seine edle Natur erkannte instinktiv, wie weit die christlichen Gebote gingen, seine Handlungsweise stimmte mit ihnen überein, ohne daß er sich bewußt nach ihnen richtete. Denn davon schreckte er immer noch zurück.

Doch hatte er sich in mancher Hinsicht gewandelt. Er las gewissenhaft und andächtig in Evas Bibel; er überprüfte die Beziehungen zu seinen Leuten und war wenig mit seinem bisherigen und gegenwärtigen Verhalten zufrieden; eine Sache aber nahm er sogleich nach seiner Rückkehr nach New Orleans in Angriff, und das waren die ersten Formalitäten zu Toms Freilassung. Inzwischen schloß er sich Tom mit jedem Tag näher an. In der ganzen Welt schien ihn niemand so sehr an Eva zu erinnern, er ließ ihn nicht von seiner Seite; und so sorgfältig er sonst seine Gefühle verbarg, Tom gegenüber schien er beinahe laut zu denken. Tom aber lohnte die Anhänglichkeit seines Herrn mit doppelter Treue und Verehrung.

»Also, Tom«, sagte St. Clare am Tage, als er den ersten legalen Schritt zu seiner Freilassung unternommen hatte, »ich werde dich nun zum freien Mann machen; halte also deine Koffer bereit und rüste dich zur Heimreise nach Kentucky.«

Doch das jähe Freudenlicht in Toms Augen, als er seine Hände zum Himmel hob, sein inbrünstiges »Dem Herrn sei gedankt!« brachten St. Clare ein wenig außer Fassung, es gefiel ihm nicht, daß Tom ihn so bereitwillig verlassen wollte.

»So schlecht ist es dir schließlich nicht ergangen. Tom, so übermäßig brauchtest du dich nicht zu freuen«, sagte er trocken.

»Nein, nein, gnädiger Herr, nicht deswegen — aber frei zu werden! Darüber frohlocke ich!«

»Aber, Tom, denkst du nicht, daß du es hier persönlich besser hattest als in der Freiheit?«

»Nein, gewiß nicht, gnädiger Herr«, sagte Tom in ausbrechender Energie, »gewiß nicht!«

»Aber, Tom, du hättest dir doch durch deine Arbeit unmöglich solche Kleider und Lebensweise leisten können, wie ich sie dir bot.«

»Das weiß ich gut, gnädiger Herr, Ihr wart sehr gütig; aber lieber will ich schlechte Kleider, ein schlechtes Haus und alles schlecht haben, wenn es nur ***mein*** ist. Das ist so, so will es die Natur, Herr.«

»Wahrscheinlich. Und in ein, zwei Monaten wirst du aufbrechen und mich verlassen«, setzte er unzufrieden hinzu. »Was dir gewiß auch keiner verdenken kann«, sagte er sodann in fröhlicherem Ton, und aufstehend schritt er im Zimmer auf und ab.

»Nicht, solange der gnädige Herr Kummer hat«, sagte Tom. »Solange der gnädige Herr mich haben will, bleibe ich da — wenn ich von Nutzen sein kann.« »Solange ich Kummer habe, Tom?« sagte St. Clare und sah traurig aus dem Fenster… »Und wann wird mein Kummer vorüber sein?«

»Wenn der gnädige Herr bekehrt ist«, sagte Tom.

»Und bis zu dem Tage willst du bei mir bleiben?« sagte St. Clare und lächelt ein wenig, als er sich vom Fenster abwandte und Tom die Hand auf die Schulter legte. »Ach, Tom, du dummer Kerl! Bis zu dem Tage will ich dich nicht behalten. Geh du heim zu Weib und Kindern und grüße sie von mir!«

»Ich glaube fest, daß der Tag kommt«, sagte Tom ernst, mit Tränen in den Augen; »der Herrgott hat eine Aufgabe für den gnädigen Herrn.«

»Wie? Eine Aufgabe? Was?« sagte St. Clare; »na, Tom, laß hören, was ist das für eine Aufgabe?«

»Nun, selbst ein armer Kerl wie ich hat ja eine Aufgabe von un–serm Herrgott, und Ihr, gnädiger Herr, habt doch Bildung und Reichtum und Freunde, Ihr könnt da noch viel mehr tun!«

»Tom, du scheinst der Ansicht zu sein, Gott könnte uns alle anstellen«, sagte St. Clare lächelnd.

»Was wir unserm Nächsten tun, tun wir für den lieben Gott«, sagte Tom.

»Gute Theologie, Tom; besser als bei manchem Pfarrer«, sagte St. Clare.

An dieser Stelle wurde die Unterhaltung durch die Ankunft eines Besuchers unterbrochen.

Marie St. Clare empfand Evas Verlust so schmerzlich, wie es ihr überhaupt möglich war; und da sie eine Frau war, der es nicht schwerfiel, andere ihr Unglück fühlen zu lassen, hatte ihre Umgebung Grund genug, den Verlust der jungen Herrin zu beklagen, deren gewinnendes Wesen und sanfte Vermittlung ihnen so oft als Schild gedient hatte gegen die tyrannischen Launen ihrer Mutter. Besonders die arme alte Mammy, deren Herz, aller zarten Bande beraubt, sich an das schöne Kind geklammert hatte, war ganz gebrochen. Sie weinte Tag und Nacht und war in dem Übermaß ihres Schmerzes in ihren Handreichungen weniger flink und geschickt als sonst, so daß beständig ein Sturm der Entrüstung über ihr schutzloses Haupt herniederging.

Auch Miß Ophelia trug schwer an dem Verlust; aber in ihrem guten, ehrlichen Herzen trug er Frucht bis in die Ewigkeit. Sie waren sanfter und milder, sie ging ihren Pflichten in alter Treue nach, aber auf eine leisere Art, mit stillerer Miene, wie jemand, der nicht umsonst mit seinem Herzen Zwiesprache hält. Sie zeigte mehr Sorgfalt in der Unterweisung Topsys — sie unterrichtete sie vornehmlich an Hand der Bibel, schrak auch nicht mehr vor jeder Berührung zurück oder zeigte einen schlecht verhehlten Abscheu, denn sie empfand keinen mehr. Sie betrachtete ihren Zögling jetzt ein wenig mit Evas Augen und sah in ihr vor allem die unsterbliche Seele, die Gott ihr gesandt hatte, damit sie sie zu Tugend und Sittlichkeit führe. Topsy wurde gewiß nicht mit einemmal zur Heiligen; aber Evas Leben und Sterben hatte eine deutliche Wandlung in ihr verursacht; die kalte Gleichgültigkeit hatte sie abgelegt und statt dessen einen Hang zum Guten entwickelt, der noch häufig abbrach, stockte, aber stets von neuem wieder ansetzte.

Eines Tages, als Miß Ophelia nach Topsy schickte, kam diese und steckte im Laufen rasch etwas in ihren Kleidausschnitt.

»Was machst du da, du Hexe? Hast du wieder etwas gemaust, da wette ich«, sagte die kleine Rosa, die gern kommandierte und Topsy geholt hatte. Unwirsch ergriff sie sie am Arm.

»Gehen Sie weiter, Fräulein Rosa!« sagte Topsy und zerrte an ihrem Arm; »das geht Sie gar nichts an!«

»Warte, kleines Luder«, sagte Rosa. »Ich sah, wie du etwas versteckst — ich kenne deine Schliche«, und Rosa drängte ihre Hand in Topsys Kleidausschnitt, während Topsy außer sich geriet und mit Fußtritten und Ellbogenstößen ihr Recht verteidigte. Das Kampfgetöse rief Miß Ophelia und St. Clare auf den Plan.

»Sie hat gemaust«, sagte Rosa.

»Hab ich gar nicht!« ereiferte sich Topsy, schluchzend vor Empörung.

»Ganz egal, gib es her!« sagte Miß Ophelia bestimmt.

Topsy zögerte; aber auf ein zweites Geheiß zog sie ein kleines Päckchen hervor, das in einen alten Füßling eingewickelt war.

Miß Ophelia öffnete es. Da kam ein Büchlein zum Vorschein, das Eva Topsy geschenkt hatte und das für jeden einzelnen Tag einen Bibelspruch enthielt und außerdem, in Papier geschlagen, die Haarlocke, die sie an dem denkwürdigen Tag erhalten, als Eva allen Lebewohl gesagt hatte.

St. Clare war gerührt von dem Anblick, das Büchlein war mit einem schwarzen Kreppstreifen umwunden, den Topsy sich von einem Kranz abgerissen hatte.

»Warum hast du das darumgewickelt?« fragte St. Clare und hielt den Streifen in die Höhe.

»Weil — weil — weil es Fräulein Eva gehörte. Bitte, nicht wegnehmen!« flehte sie, und sich platt auf den Boden setzend, warf sie sich die Schürze über den Kopf und brach in lautes Schluchzen aus.

Lächerlich und rührend zugleich — der kleine alte Füßling — der schwarze Krepp — das Spruchbüchlein — die blonde, weiche Locke–und Topsys völlige Verzweiflung.

St. Clare lächelte; aber ihm standen die Tränen in den Augen, als er sagte:

»Komm, hör auf — weine nicht mehr; du sollst es wieder haben!«, und er legte ihr alles in den Schoß und zog Miß Ophelia mit sich ins Wohnzimmer.

»Ich bin überzeugt, aus soviel Treue läßt sich etwas herausholen«, sagte er, mit dem Daumen rückwärts über die Schulter deutend. »Ein Gemüt, das soviel Trauer empfindet, hat auch ein Organ für das Gute.«

»Das Kind hat gute Fortschritte gemacht«, erwiderte Miß Ophelia. »Ich habe jetzt große Hoffnung; aber, Augustin«, sagte sie und legte ihm die Hand auf den Arm, »eines möchte ich dich fragen: wessen Kind soll es eigentlich sein — deines oder meines?«

»Nun, ich hab sie dir geschenkt«, sagte Augustin.

»Aber nicht gesetzlich; ich möchte, daß sie mir dem Gesetz nach gehört«, sagte Miß Ophelia.

»Hoho, Kusine«, rief Augustin. »Was werden sie dann zu Hause denken? Sie werden einen Fastentag veranstalten, wenn du zum Sklavenhalter wirst.«

»Ach, Unsinn. Ich möchte sie haben, damit ich sie von Rechts wegen in die freien Staaten bringen und ihr die Freiheit geben kann, es soll doch nicht alles umsonst sein, was ich an ihr tue.«

»Ach, Kusine, wie entsetzlich, Böses zu tun, damit Gutes entsteht! Das darf ich nicht unterstützen.«

»Mach keine Späße, sei einmal vernünftig«, sagte Miß Ophelia. »Es hat keinen Zweck, wenn ich mich bemühe, eine Christin aus ihr zu machen, wenn

ich sie nicht vor allen Zufällen und Nachteilen der Sklaverei bewahre. Wenn du sie mir wirklich überlassen willst, mußt du mir eine Erklärung oder irgendein Dokument ausstellen.«

»Na, gut«, antwortete St. Clare, »ich will es tun«, und er ließ sich nieder und faltete seine Zeitung auseinander.

»Ich möchte das jetzt gleich erledigt haben«, bestand Miß Ophelia.

»Warum so eilig?«

»Weil man eine Sache immer nur >***jetzt***< erledigen kann«, sagte Miß Ophelia. »Komm, hier ist Papier, Feder und Tinte, stell mir so ein Papier aus.«

Wie alle Männer seiner Gemütsart haßte St. Clare ganz allgemein jedes sofortige Handeln; er war daher sichtlich erbost über Miß Ophelias prompte Entschlossenheit.

»Was ist denn los?« fragte er; »genügt dir mein Wort nicht?« »Ich möchte gern sicher gehen«, erwiderte Miß Ophelia. »Du könntest sterben oder bankrott machen, und dann müßte Topsy zur Versteigerung, und ich könnte nichts dagegen tun.«

»Du bist wahrhaftig vorausschauend. Na, in den Händen eines Yankees gibt man besser nach«, und St. Clare schrieb geschwind eine Schenkungsurkunde aus, was ihm nicht schwerfiel, da er in allen Rechtssachen gut beschlagen war, und unterschrieb sie mit zügiger Hand und schwunghaftem Schnörkel.

»Also, hier, schwarz auf weiß, genügt das, Miß Vermont?« fragte er, als er sie ihr überreichte.

»Guter Junge«, antwortete Miß Ophelia lächelnd. »Aber muß sie nicht gegengezeichnet werden?«

»Ach, verflixt! — Natürlich. Hier«, sagte er, die Tür zu Maries Zimmer öffnend.

»Marie, die Kusine wünscht deine Unterschrift; setz doch hier eben deinen Namen hin.«

»Was ist das?« fragte Marie, als sie das Papier überflog. »Wie lächerlich! Ich dachte, die Kusine wäre für solch schreckliche Dinge zu fromm«, sagte sie hinzu, als sie nachlässig ihren Namen hinschrieb; »aber wenn sie diesen Artikel haben möchte, geben wir ihn gern.«

»Also, nun ist sie dein auf Gedeih und Verderb«, sagte St. Clare und händigte ihr das Papier ein!

»Nicht mehr als vorher«, entgegnete Miß Ophelia. »Niemand als der liebe Gott ist berechtigt, sie mir zu schenken, aber jetzt kann ich sie beschützen.«

»Dann ist sie also dein nach dem Gesetz«, meinte St. Clare, als er ins Wohnzimmer zurückkehrte und seine Zeitung wieder aufnahm.

Miß Ophelia, die möglichst wenig in Maries Gesellschaft verweilte, folgte

ihm nach drüben, nachdem sie vorher das Dokument sorgfältig verschlossen hatte.

»Augustin«, fragte sie plötzlich und ließ ihr Strickzeug sinken, »hast du eigentlich für den Fall deines Todes irgendwelche Vorkehrungen für deine Leute getroffen?«

»Nein«, sagte St. Clare, während er weiterlas.

»Dann kann deine Nachsicht sich am Ende noch als große Grausamkeit erweisen.«

St. Clare hatte schon oft dasselbe gedacht, aber er antwortete nachlässig:

»Ich werde schon Vorkehrungen treffen.«

»Wann?« fragte Miß Ophelia.

»Oh, eines Tages.«

»Und wenn du vorher stirbst?«

»Kusine, was ist denn los?« sagte St. Clare, seine Zeitung sinken lassend, und sah sie an. »Zeig ich denn schon Symptome des gelben Fiebers oder der Cholera, daß du mit solchem Eifer meine letztwilligen Verfügungen betreibst?«

»Mitten im Leben stehen wir im Tode«, antwortete Miß Ophelia.

St. Clare stand auf und legte die Zeitung hin, achtlos trat er unter die offene Verandatür, um die Unterhaltung abzubrechen, die ihm nicht angenehm war. Mechanisch wiederholte er das letzte Wort -»im Tode!« -, und als er sich gegen das Geländer lehnte und das Funkeln der Wasser des Springbrunnens sah und wie hinter Schleiern die Blumen, Bäume und Vasen im Hof wahrnahm, wiederholte er das geheimnisvolle Wort abermals, das jedem Munde so geläufig und doch von so furchtbarer Gewalt ist - »im Tode!«

»Merkwürdig, daß es solch ein Wort gibt«, sagte er, »und solch ein Ding, und es wird immer vergessen, daß man an einem Tag noch lebendig, warm und schön, voller Hoffnungen, Wünsche und Verlangen und schon am nächsten Tag für immer dahin ist!«

Es war ein warmer schöner Abend; als er hinüberschritt zum an–dern Ende der Veranda, sah er dort Tom andächtig in der Bibel lesen, sein Finger rutschte mühelos von einem Wort zum andern, während seine Lippen jedes einzelne ernsthaft nachsprachen.

»Soll ich dir vorlesen, Tom?« fragte St. Clare und nahm neben ihm Platz.

»Wenn der gnädige Herr so gütig ist«, sagte Tom dankbar. »Dann wird es mir viel klarer.«

St. Clare nahm das Buch, überflog die Stelle, und begann mit einem Absatz, den Tom mit dicken Strichen umrandet hatte. Er lautete:

»Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner

Herrlichkeit, und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, gleich als ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet.« St. Clare las mit interessierter Stimme weiter, bis er an den letzten Vers kam:

»Dann wird er auch sagen zu denen zur Linken: Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich nicht gespeist, ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränkt; ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich nicht beherbergt; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich nicht bekleidet; ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besucht. Da werden sie ihm auch antworten und sagen, Herr, wann haben wir dich gesehen, hungrig oder durstig oder als einen Gast oder nackt oder krank oder gefangen und haben dir nicht gedient? Dann wird er ihnen antworten und sagen: Wahrlich ich sage euch: Was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan.«

St. Clare schien vom letzten Satz sehr betroffen zu sein, denn er las ihn zweimal langsam, als ob er die Worte innerlich überlegte.

»Tom«, sagte er, »diese Leute, die da so schwer gestraft werden, scheinen sich nicht anders als ich verhalten zu haben — sie führten ein gutes, ehrsames Leben und kümmerten sich nicht darum, wie viele ihrer Brüder hungrig oder durstig, krank oder gefangen waren.«

Tom antwortete nicht.

St. Clare erhob sich und ging nachdenklich auf der Veranda auf und ab, alles andere über seinen eignen Gedanken vergessend; er war so geistesabwesend, daß Tom ihn zweimal auf den Gong zum Tee aufmerksam machen mußte, bevor er hörte.

Während des Tees war St. Clare zerstreut und gedankenvoll. Nach dem Tee setzte er sich wortlos zu den beiden Damen ins Wohnzimmer.

Marie zog sich auf ihre Ruhestatt hinter seidene Moskitoschleier zurück und war bald fest eingeschlafen. Miß Ophelia griff schweigend zu ihrem Strickzeug. St. Clare setzte sich ans Klavier und spielte eine sanfte, melancholische Weise. Er schien seinen Träumen nachzuhängen und sich in Musik zu verströmen. Kurz danach öffnete er eine Schublade, zog ein altes Notenheft mit vergilbten Blättern hervor und begann darin zu blättern.

»Hier«, sagte er zu Miß Ophelia, »dies ist noch ein Heft von meiner Mutter, hier ist ihre Handschrift — komm, sieh es dir einmal an. Dies hat sie nach Mozarts Requiem zusammengestellt.« Miß Ophelia folgte seiner Aufforderung.

»Das hat sie oft gesungen«, sagte St. Clare. »Mir ist, als hörte ich sie noch.«

Er schlug einige mächtige Akkorde an und hub an zu singen, es war das große, alte lateinische >Dies Irae<.

Tom hatte auf der Veranda gelauscht und wurde jetzt unwiderstehlich von dem Klang der Musik zur Tür gezogen, wo er ergriffen stehenblieb. Er verstand natürlich die Worte nicht, aber Musik und Gesang schienen großen Eindruck auf ihn zu machen, besonders als St. Clare die ergreifenden Stellen sang. Tom hätte sich noch tiefer rühren lassen, wenn er die Bedeutung der schönen Worte verstanden hätte:

»Recordare, Jesu pie,
Quod sum causa tuae viae
Ne me perdas ilia die:
Quaerens me, sedisti lassus,
Redemisti crucem passus,
Tantus labor non sit casus.«

St. Clare gab den Worten einen tiefgefühlten Ausdruck; der schattenhafte Schleier der Jahre schien zurückgeschlagen, und wieder schien er die Stimme der Mutter zu hören. Stimme und Instrument schienen Leben zu gewinnen und gaben voller Mitgefühl jene Stellen wieder, die der unsterbliche Mozart als eigenes Sterbelied niedergeschrieben.

Als St. Clare geendet hatte, stützte er einen Augenblick seinen Kopf auf die Hände und begann dann wieder, im Zimmer auf und ab zu gehen.

»Welch göttliche Vorstellung des Jüngsten Gerichts!« rief er aus; »wie wird da alles Unrecht geradegerückt — wie werden alle moralischen Probleme durch eine unerforschliche Weisheit gelöst. Es ist tatsächlich ein wunderbares Bild.«

»Für uns ist es erschreckend«, meinte Miß Ophelia.

»Wahrscheinlich müßte es mich erschrecken«, sagte St. Clare, nachdenklich innehaltend. »Ich habe Tom nach Tisch das Kapitel aus dem Matthäusevangelium vorgelesen, das davon berichtet, und ich stehe noch ganz unter diesem Eindruck. Man sollte meinen, daß alle diejenigen, die aus dem Himmel ausgeschlossen sind, eines furchtbaren Unrechts angeklagt werden! Aber nein — sie werden verdammt, weil sie nichts Gutes taten, als ob daraus schon alles Unheil entstünde.«

»Vielleicht ist es für Menschen unmöglich«, sagte Miß Ophelia, »das Unheil zu verhüten, wenn sie nichts Gutes stiften.«

»Und was«, fragte St. Clare geistesabwesend, voll tiefer Empfindung, »was aber sagt man von dem, der kraft seines Herzens und kraft seiner Erziehung durch die Nöte der Gesellschaft vergeblich zu hohen Zielen berufen war? Der nicht Hand anlegte, sondern nur ein Zuschauer der Kämpfe, Nöte und Verbrechen war?«

»Ich würde sagen«, entgegnete Miß Ophelia, »er sollte bereuen und frisch von neuem beginnen.«

»Immer praktisch, immer den Nagel auf den Kopf getroffen«, sagte St. Clare, und ein Lächeln breitete sich über seine Züge. »Du läßt mir nie Zeit zu allgemeinen Betrachtungen, Kusine, du bringst mich immer kurz entschlossen in die Gegenwart zurück; in deinem Kopf regiert das ewige >Jetzt<.«

»>Jetzt< ist alles, was ich an Zeit zum Handeln habe«, entgegnete Miß Ophelia.

»Liebe kleine Eva — armes Kind!« sagte St. Clare. »Ihr ganzes Herz hing daran, daß ich diese eine gute Tat vollbrächte!«

Zum erstenmal seit Evas Tod hatte er wieder von ihr gesprochen; er fuhr fort und suchte seiner tiefen Bewegung Herr zu werden.

»Meine Ansicht vom Christentum ist diese, daß niemand sich auf die Dauer dazu bekennen kann, der sich nicht mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit gegen diese fürchterliche Ungerechtigkeit auflehnt, die unserer Gesellschaft zugrunde liegt, und wenn es sein muß, sich in diesem Kampf aufopfert. Damit will ich sagen, ich könnte nur auf diese Weise Christ sein, obwohl ich vielfach mit aufgeklärten und christlichen Männern zusammenkam, die nichts dergleichen unternahmen. Ich gestehe, daß die Trägheit religiöser Menschen dieser Sache gegenüber, ihre mangelnde Wahrnehmung jenes Unrechts, das mich mit Entsetzen erfüllt, mehr als alles andere meine Skepsis erregten.«

»Wenn du dies alles erkannt hast«, fragte Miß Ophelia, »warum hast du dann nichts unternommen?«

»Oh, weil mein Tatendrang nicht weiter reicht, als auf dem Sofa liegend Kirche und Geistlichkeit zu verfluchen, daß sie keine Lust haben, Märtyrer und Bekenner zu werden. Das erkennt man nicht, weißt du, daß andere Märtyrer sein müßten.«

»So, so, und willst du jetzt anders vorgehen?«

»Gott allein kennt die Zukunft«, erwiderte St. Clare. »Ich bin jetzt tapferer als früher, seitdem ich alles verlor; wer nichts mehr zu verlieren hat, kann leichter ein Risiko auf sich nehmen.«

»Was also wirst du tun?«

»Hoffentlich meine Pflicht gegenüber den Armen und Niedrigen, sobald ich nur Klarheit habe, angefangen bei meinem eigenen Personal, für das ich noch nichts getan habe; vielleicht stellt sich dann später heraus, daß ich für eine ganze Klasse etwas tun kann, um damit mein Land von der Schande zu befreien, vor allen anderen zivilisierten Nationen in diesem falschen Licht zu stehen.«

»Hältst du es nicht für möglich, daß eine Nation freiwillig die Gleichstellung der Rassen gewährt?«

»Ich weiß nicht«, antwortete St. Clare, »wir leben in Zeiten großer Taten.

Heldenmut und Uneigennützigkeit haben schon trotz riesiger Verluste Millionen Leibeigener freigesetzt. Auch bei uns könnten sich großmütige Geister finden, die Ehre und Gerechtigkeit nicht nach Dollar und Cent berechnen.«

»Das glaub ich kaum«, sagte Miß Ophelia.

»Aber angenommen, wir erheben uns morgen und befreien die Sklaven, wer will die Millionen erziehen und sie den Gebrauch ihrer Freiheit lehren? Bei uns wüßten sie damit nicht viel anzufangen. Tatsächlich sind wir selbst zu faul und zu unpraktisch, um ihnen den richtigen Begriff von Fleiß und Energie beizubringen, damit sie zu Männern werden. Daher werden sie sich nach Norden wenden müssen, wo Arbeit Mode — und allgemeiner Brauch ist. Was meinst du, Kusine, werden eure Nordstaaten genug christliche Nächstenliebe aufbringen, um diesen Prozeß der Erziehung und Aufklärung zu vollziehen? Ihr schickt Tausende von Dollar an die Äußere Mission, aber würdet ihr es ertragen, wenn man die Heiden in eure Dörfer und Städte schickte und euch genügend Zeit, Überlegung und Geld ließe, um sie auf den christlichen Standard zu bringen?

Das hätte ich gern gewußt. Wenn wir die Sklaven freilassen, seid ihr bereit, sie zu erziehen? Wie viele Familien deiner Heimatstadt würden einen Neger, Mann oder Frau, aufnehmen, unterrichten, täglich ertragen und versuchen, einen anständigen Christen aus ihm zu machen? Wie viele Kaufleute oder welcher Mechaniker, falls er ein Handwerk erlernen möchte, würden Adolf als Lehrling einstellen? Wenn ich Jane und Rosa zur Schule schicken möchte, welche Schulen der Nordstaaten würden sie aufnehmen? In welchen Familien könnten sie wohnen? Dabei sind sie so weiß wie manches Mädchen im Norden oder Süden. Siehst du, Kusine, mir ist es um Gerechtigkeit zu tun. Wir sind hier in einer schlechten Lage. Wir sind die sichtbaren Unterdrücker der Neger; aber das unchristliche Vorurteil des Nordens ist ein Unterdrücker, dessen Faust mindestens ebenso schwer auf ihnen lastet.«

»Ach ja, Vetter, ich weiß das«, erwiderte Miß Ophelia.

»Mir erging es genauso, bis ich es als meine Pflicht erkannte, daß ich mich zu überwinden hatte, und das ist mir jetzt wohl gelungen. So wird es im Norden viele Menschen geben, die nur erfahren müssen, welche Pflichten sie haben. Es gehört sicher mehr Selbstverleugnung dazu, Heiden in unserer Mitte aufzunehmen, als Missionare auszusenden; aber ich denke, wir müßten es schaffen.«

»Du sicher, das weiß ich«, sagte St. Clare. »Ich möchte nur wissen, was du ***nicht*** schafftest.«

»Na, ich bin gewiß keine Ausnahme. Da würden andere ganz anders handeln. Ich werde Topsy mitnehmen, wenn ich heimgehe. Wahrscheinlich wird sich meine Familie anfangs ein bißchen aufregen, aber dann werden sie sich

gewinnen lassen. Außerdem weiß ich, daß viele Menschen im Norden genau das in die Tat umsetzen, was du sagtest.«

»Ja, aber sie sind in der Minderheit, und wenn wir die Freilassung in etwas größerem Umfang betrieben, würden wir bald etwas zu hören kriegen.«

Miß Ophelia antwortete nicht. Es entstand eine kurze Pause, und wieder flog ein schmerzlicher, verträumter Ausdruck über St. Clares Züge.

»Ich weiß nicht, warum ich heute so viel an meine Mutter denken muß«, fing er wieder an. »Ich habe so ein merkwürdiges Gefühl, als ob sie mir nahe sei. Mir fallen Dinge ein, die sie früher sagte. Seltsam, wie einen die vergangenen Dinge zuweilen heimsuchen!«

St. Clare ging noch einigemal im Zimmer auf und ab und sagte dann:

»Ich denke, ich werde noch ein Weilchen auf die Straße gehen und hören, was es Neues gibt.«

Er griff nach seinem Hut und schritt hinaus.

Tom folgte ihm und fragte, ob er ihn begleiten solle.

»Nein, mein Junge«, antwortete ihm St. Clare; »ich werde in einer Stunde wieder zurück sein.«

Tom setzte sich auf die Veranda. Es war ein schöner, mondheller Abend; er saß ganz ruhig und sah dem Steigen und Fallen des Springbrunnens zu und lauschte auf sein Geplätscher. Tom dachte an zu Hause, daß er bald ein freier Mann sein und nach Hause zurückkehren würde. Er überlegte, wie er arbeiten wollte, um Weib und Kinder auszulösen. Mit Freuden fühlte er die Muskeln seiner kräftigen Arme, als er daran dachte, daß diese Kräfte bald ihm gehören und wie er sie anspannen würde für die Freiheit seiner Familie. Dann dachte er an seinen edlen Herrn, und im Zusammenhang damit folgte das Gebet, das er stets für ihn sprach. Weiter wander–ten seine Gedanken zu der kleinen Eva, die er nun unter den Engeln wußte. Lautes Klopfen weckte ihn plötzlich auf, und viele Stimmen ertönten am Tor.

Er eilte hin, um zu öffnen; da traten mit schwerem Schritt und unterdrückten Stimmen mehrere Männer ein, die auf einer Bahre, zugedeckt mit einem Mantel, einen Mann hereintrugen. Das Lampenlicht fiel voll auf sein Antlitz, und Tom stieß einen wilden Schrei tödlich erschrockener Verzweiflung aus, der in allen Galerien widerhallte, während die Männer mit ihrer Last zur offenen Wohnzimmertür schritten, wo Miß Ophelia noch mit ihrem Strickzeug saß.

St. Clare war in ein Cafe eingekehrt, um die Abendblätter zu durchfliegen. Während er noch las, erhob sich ein Streit im Saal zwischen zwei Herren, die beide angetrunken waren. St. Clare mit ein oder zwei anderen Gästen versuchte die Streitenden zu trennen; und während er noch bestrebt war, dem einen den

Dolch zu entreißen, empfing er selbst einen schweren Stich in die Seite.

Das Haus scholl laut von Schreien und Klagen, Kreischen und Heulen, die Diener rauften sich die Haare, warfen sich zu Boden und liefen laut klagend sinnlos hin und her. Tom und Miß Ophelia waren die einzigen, die ihre Geistesgegenwart behielten, denn Marie lag in schweren hysterischen Krämpfen. Auf Miß Ophelias Geheiß wurde eilig eine Liegestatt im Wohnzimmer hergerichtet und der blutende Körper darauf niedergelegt. Durch Schmerz und Blutverlust war St. Clare bewußtlos, aber als Miß Ophelia Wiederbelebungsversuche anstellte, kam er wieder zu sich, schlug die Augen auf, blickte starr von einem zum andern und überflog dann das Zimmer, bis sein Blick wehmütig auf dem Bilde seiner Mutter haftenblieb.

Inzwischen war der Arzt gekommen und untersuchte den Verletzten. Der Ausdruck seines Gesichts ließ auf keine Hoffnung schließen; aber er machte sich daran, die Wunde zu verbinden; unter dem Wehklagen der aufgescheuchten Dienerschaft, die sich um Türen und Fenster der Veranda drängte, machte er sich mit Toms und Ophelias Beistand ans Werk.

»Und nun«, sagte der Arzt, »müssen die Leute verschwinden; jetzt hängt alles davon ab, daß er Ruhe erhält.«

St. Clare öffnete die Augen und blickte starr auf die traurigen Gestalten, die Miß Ophelia und der Doktor hinauszudrängen suchten.

»Arme Menschen«, sagte er, und ein Ausdruck bitterer Selbstanklage glitt über sein Gesicht. Adolf weigerte sich strikt hinauszugehen. Das Entsetzen hatte ihn um alle Selbstbeherrschung gebracht. Er warf sich der Länge nach auf den Fußboden, und nichts konnte ihn bewegen aufzustehen. Die übrigen gaben Miß Ophelias Vorstellung nach, daß das Leben ihres Herrn jetzt von ihrer Ruhe und ihrem Gehorsam abhinge.

St. Clare konnte nur wenig sprechen; er lag mit geschlossenen Augen da, aber es war offensichtlich, daß bittere Gedanken ihn verfolgten. Nach einer Weile legte er seine Hand auf Tom, der neben ihm kniete und flüsterte: »Tom! Armer Bursche!«

»Was ist, gnädiger Herr?« fragte Tom inständig.

»Ich sterbe!« antwortete St. Clare, seine Hand drückend; »bete!«

»Wenn Ihnen ein Geistlicher lieb wäre« - sagte der Arzt.

Hastig schüttelte St. Clare den Kopf und sagte noch dringlicher zu Tom: »Bete!«

Und Tom betete mit aller Kraft für die sterbende Seele. Es war ein echtes Gebet, dargebracht unter heißen Tränen. Als Tom geendet hatte, ergriff St. Clare seine Hand, sah ihn unverwandt an, sagte aber nichts. Er schloß die Augen, aber noch ließ sein Griff nicht nach — denn vor den Toren der Ewigkeit halten sich

die schwarze und die weiße Hand mit gleicher Kraft umschlungen. In abgerissenen Pausen sprach er leise vor sich hin:

»Recordare, Jesu pie…

Ne me perdas — illa die

Quaerens me — sedisti lassus.«

Es war deutlich, daß die Worte, die er nachmittags gesungen, ihm durch den Kopf gingen — inständige Worte an das unendliche Erbarmen gerichtet. Seine Lippen bewegten sich und formten mühsam in Abständen die Worte der Hymne.

»Sein Geist wandert«, sagte der Doktor.

»Nein! Er kehrt endlich heim!« sprach St. Clare energisch; »endlich, endlich!«

Diese Anstrengung erschöpfte ihn. Die Blässe des Todes befiel ihn; aber zugleich legte sich, wie herabgleitend von den Flügeln eines mitleidigen Engels, ein Ausdruck des Friedens über seine gequälten Züge, wie bei einem verirrten Kind, das einschläft. So verschied er.

28. Kapitel
Die Schutzlosen

Wir hören so oft, daß Negersklaven beim Tode ihres Herrn sich einfach untröstlich gebärden. Das hat seinen guten Grund; denn kein Geschöpf auf Gottes Erdboden wird so völlig dem Schicksal preisgegeben wie die Sklaven in diesem Moment.

Dem Kind, das seinen Vater verliert, bleibt der Schutz der Freunde und des Gesetzes; es ist etwas und kann etwas tun — es hat eine anerkannte Stellung und anerkannte Rechte, der Sklave hat nichts von alledem. Das Gesetz betrachtet ihn als bar aller Rechte, einfach als Handelsobjekt. Die einzig mögliche Anerkennung seiner Wünsche und Bedürfnisse, die ihm als Menschen mit einer unsterblichen Seele zustehen, kann ihm nur der unbeugsame und niemand Verantwortung schuldende Wille seines Herrn gewähren; und wenn dieser Herr getroffen wird, bleibt ihm nichts übrig.

Die Zahl aller Männer, die mit dieser unumschränkten Macht human und großherzig umzugehen wissen, ist verhältnismäßig gering. Das weiß jeder, und der Sklave weiß es am besten; es bestehen für ihn zehn Möglichkeiten, einen tyrannischen, rücksichtslosen Herrn zu finden, gegen die eine, an einen freundlichen und verständnisvollen zu geraten. Darum ist es wohl verständlich, daß das Wehklagen über einen guten Herrn so laut und lange ertönt.

Als St. Clare seinen letzten Atemzug getan, wurde sein ganzes Haus von Angst und Entsetzen ergriffen. In einem Augenblick war er in der Blüte seiner Kraft und Jugend gefällt worden! Jeder Raum, jede Galerie hallte wider vom Schreien und Schluchzen der Verzweiflung.

Marie, deren Nervensystem durch ihr ständiges Nachgeben erschüttert war, hatte für diesen Schock keine Widerstandskraft mehr; während ihr Mann im Sterben lag, fiel sie von einer Ohnmacht in die andere, so daß der Gefährte, mit dem sie durch das geheimnisvolle Band der Ehe verknüpft war, ohne ein Wort des Abschieds von ihr ging.

Miß Ophelia mit ihrer charakteristischen Kraft und Selbstbeherrschung hatte bis zuletzt ihrem Verwandten beigestanden — ganz Auge, ganz Ohr, voller Aufmerksamkeit, ihm die kleinsten Dienste erweisend und von ganzer Seele einstimmend in das leidenschaftliche Gebet, welches der arme Sklave für die Seele seines sterbenden Herrn gestammelt hatte.

Toms ganze Seele strömte über von Gedanken an die Ewigkeit; während er

noch um den Toten beschäftigt war, dachte er nicht ein einziges Mal daran, daß dieser jähe Schlag ihn in hoffnungslose Sklaverei zurückstieß. Er war beruhigt über seinen Herrn; denn in jener Stunde, als er im Gebet den Vater im Himmel angerufen, war als Antwort eine große Zuversicht und Ruhe über ihn gekommen. In der Tiefe seiner eigenen, liebevollen Natur hatte er etwas von der Fülle göttlicher Liebe zu verspüren vermocht; denn schon ein alter Spruch besagt: »Wer in der Liebe wohnet, wohnet in Gott und Gott in ihm.« Tom hoffte, vertraute und lebte in Frieden.

Aber das Begräbnis rauschte vorbei mit prunkvollem schwarzen Krepp, Gebeten und andächtigen Gesichtern; zurück rollten die kalten, trüben Wogen des Alltags, und es erhob sich die ewige harte Frage: Was muß nun geschehen?

Sie drängte sich Marie auf, als sie in fließenden Trauergewändern, umgeben von ihrer ängstlichen Dienerschaft, in ihrem großen Lehnstuhl saß und Stoffmuster von Krepp und Seide aussuchte. Sie beschäftigte Miß Ophelia, deren Gedanken der Heimat zuflogen. Sie verfolgte mit geheimem Schrecken die Gemüter der Sklaven, die den tyrannischen, lieblosen Charakter ihrer Herrin wohl kannten, deren Händen sie jetzt ausgeliefert waren. Alle wußten genau, daß die Nachsicht und Vorteile, die sie genossen, von ihrem Herrn und nicht von ihrer Herrin ausgegangen waren und daß nun, nach seinem Hinscheiden, kein Schirm mehr zwischen ihnen und jeder launischen Tyrannei bestand, die ein von Leiden verbittertes Gemüt nur ersinnen konnte.

Es war ungefähr vierzehn Tage nach der Beerdigung, als Miß Ophelia, die in ihrem Zimmer beschäftigt war, ein leises Klopfen an der Tür vernahm. Sie öffnete, und draußen stand Rosa, die hübsche junge Quadrone, die wir schon öfter trafen, mit zerzausten Haaren und verweinten Augen.

»Oh, Miß Feely«, sagte sie, auf die Knie fallend, und haschte nach dem Saum ihres Gewandes, »bitte, bitte, gehen Sie für mich zur gnädigen Frau! Flehen Sie für mich! Sie will mich zum Auspeitschen schicken — hier, sehen Sie!« Und sie reichte Miß Ophelia einen Zettel.

Es war eine Anweisung in Maries zierlicher, geschwungener Handschrift an den Meister der Prügelanstalt, der Überbringerin fünfzehn Hiebe zu verabfolgen.

»Was hast du denn getan?« fragte Miß Ophelia.

»Oh, Sie wissen doch, Miß Feely, wie leicht ich aufbrause, das ist sehr schlecht von mir. Ich habe der gnädigen Frau bei der Anprobe geholfen, sie gab mir eine Ohrfeige, und ehe ich es bedachte, widersprach ich ihr und war frech. Da sagte sie, sie würde mich schon kleinkriegen, damit ich meinen Kopf nicht mehr so hoch trüge; dann schrieb sie den Zettel und sagte, ich solle ihn hinbringen. Lieber laß ich mich sogleich töten.«

Miß Ophelia sah wieder auf den Zettel in ihrer Hand. »Ach, wissen Sie,

Miß Feely«, sagte Rosa, »es sind nicht die Schläge, wenn ich sie von Ihnen oder der gnädigen Frau bekäme; aber von einem Mann — solch einem schrecklichen Mann! Bedenken Sie doch die Schande, Miß Feely!«

Miß Ophelia wußte gut, daß es allgemein üblich war, auch Frauen und junge Mädchen zur Prügelanstalt in die Hände gemeinster Männer — gemein genug, hiermit ihr Brot zu verdienen — zu schicken, um dort brutal zur Schau gestellt und gemaßregelt zu werden. Sie hatte es gewußt, aber sie hatte es sich niemals vorgestellt, bis sie jetzt Rosas schlanke Gestalt, von Schluchzen und Angst geschüttelt, sah. Das ehrliche Blut ihrer Weiblichkeit, das starke, freiheitsliebende Blut Neu–Englands stieg ihr siedend ins Gesicht und klopfte stürmisch in ihrem empörten Herzen; aber in gewohnter Klugheit beherrschte sie sich, zerknüllte den Zettel in der Hand und sagte nur zu Rosa:

»Setz dich her, Kind, solange ich zu deiner Herrin gehe.«

»Wie schändlich, wie haarsträubend!« sprach sie zu sich selbst, als sie das Wohnzimmer durchschritt.

Sie traf Marie in ihrem Lehnstuhl, Mammy neben sich, die ihr die Haare bürstete; Jane kauerte am Boden und rieb ihr eifrig die Füße.

»Wie befinden Sie sich heute?« fragte Miß Ophelia.

Ein tiefer Seufzer, ein Augenschließen war im Moment die einzige Antwort, und dann entgegnete Marie: »Oh, ich weiß nicht, Kusine; wahrscheinlich geht es mir so gut, wie es nur möglich ist.«

Und Marie wischte sich die Augen mit einem zarten Tüchlein, das einen breiten Trauerrand trug.

»Ich bin gekommen«, sagte Miß Ophelia und hüstelte ein wenig, womit man häufig ein schwieriges Thema einleitet - »Ich kam, um mit Ihnen über die arme Rosa zu sprechen.«

Jetzt waren Maries Augen weit geöffnet und eine Röte stieg in ihre bleichen Wangen, als sie in scharfem Ton erwiderte:

»Nun! Und was will sie?«

»Sie bereut ihr Benehmen.«

»So? Allerdings! Sie wird es noch mehr bereuen. Ich habe ihre Unverschämtheit lang genug ertragen; jetzt werde ich sie kleinkriegen — in den Staub werde ich sie zwingen.«

»Aber könnte man sie nicht auf andere Weise bestrafen, in einer weniger beschämenden Art?«

»Aber das will ich gerade; das ist ja meine Absicht. Sie hat sich ihr Leben lang etwas eingebildet auf ihre zarte Haut und ihr hübsches Gesicht und ihre feinen Manieren, bis sie vergaß, wer sie eigentlich ist. Nun, denke ich, wird sie die richtige Lehre empfangen. Da weiß sie es wieder. Sie sollen alle wissen, daß

ich sie sofort zum Prügelmeister schicke, wenn sie nur mucksen!« rief Marie und blickte sich entschlossen um.

Jane ließ den Kopf hängen und zuckte zusammen, sie fühlte, die Rede ging zum Teil an ihre Adresse. Miß Ophelia saß einen Augenblick ganz still, als ob sie einen Explosionsstoff geschluckt hätte und nun jeden Moment platzen würde. Dann, sich erinnernd, daß jeder Streit mit einem solchen Menschen Zeitvergeuden sei, preßte sie ihre Lippen zusammen und verließ schweigend das Zimmer.

Es war bitter, zurückzugehen und Rosa sagen zu müssen, daß sie nichts hatte ausrichten können; kurz darauf kam ein Diener und meldete, er sei beauftragt, Rosa in die Prügelanstalt zu bringen, und trotz ihres Flehens und aller Tränen mußte sie mitgehen.

Wenige Tage später stand Tom gedankenversunken auf dem Balkon, als Adolf zu ihm trat, der seit dem Tode seines Herrn völlig verzagt und verzweifelt war. Adolf wußte, daß Marie ihn immer mit ihrem Haß verfolgt hatte, aber solange sein Herr lebte, hatte er wenig darauf geachtet. Seit seinem Tod lebte er nun beständig in Angst und Schrecken, nicht wissend, was ihn noch alles erwartete. Marie hatte verschiedene Beratungen mit ihrem Anwalt gehabt. Nachdem sie sich mit St. Clares Bruder in Verbindung gesetzt, war beschlossen worden, das Haus und alle Dienerschaft zu verkaufen, ausgenommen ihre eigenen Leute, die sie auf ihre väterliche Farm mitzunehmen gedachte.

»Weißt du schon, Tom, daß wir verkauft werden sollen?« sagte Adolf.

»Wo hast du das gehört?« fragte Tom.

»Ich verbarg mich hinter dem Vorhang, als die Herrin mit dem Anwalt sprach. In wenigen Tagen werden wir alle zur Auktion geschickt.«

»Des Herrn Wille geschehe!« erwiderte Tom, verschränkte die Arme und seufzte tief auf.

»Wir werden nie wieder einen solchen Herrn bekommen«, meinte Adolf ahnungsvoll; »aber lieber lasse ich mich verkaufen, als daß ich bei der Gnädigen bleibe.«

Tom wandte sich ab; sein Herz zersprang vor Weh. Die Hoffnung auf Freiheit, der Gedanke an seine fernen Lieben stand vor seiner geduldigen Seele, wie dem schiffbrüchigen Seemann kurz vor dem Hafen das Bild seines heimatlichen Kirchturms und der trauten Dächer seines Heimatdorfes nur zum letzten Lebewohlgruß auf dem Gipfel einer schwarzen Welle erscheint. Fest verschränkte er beide Arme über der Brust, schluckte die bitteren Tränen hinunter und versuchte zu beten. Seine arme, alte Seele trug ein solch unbezähmbares Verlangen nach Freiheit in sich, daß dies eine schwere Prüfung für ihn bedeutete; je mehr er zugab: »Dein Wille geschehe!«, um so elender

fühlte er sich.

Er suchte Miß Ophelia auf, die ihm seit Evas Tod immer mit besonderer, respektvoller Freundlichkeit begegnet war.

»Miß Feely«, sprach er sie an, »der gnädige Herr hat mir meine Freiheit versprochen. Er sagte, er hätte es schon eingeleitet, und jetzt, wenn Miß Feely vielleicht so gut ist und mit der gnädigen Frau sprechen wollte, dann ließe es sich vielleicht weitertreiben, der Herr hat es doch gewünscht.«

»Ich werde ein Wort für dich einlegen, Tom, und mein Bestes versuchen«, antwortete Miß Ophelia; »aber wenn es von Mrs. St. Clare abhängt, kann ich dir nicht viel Hoffnung machen. Dennoch will ich es versuchen.«

Dieser Vorfall ereignete sich einige Tage nach dem ersten mit Rosa, als Miß Ophelia schon ihre Vorbereitungen traf, um nach Norden zurückzufahren.

Sie ging ernstlich mit sich zu Rate und überlegte, daß sie vielleicht bei ihrer letzten Unterredung mit Marie zu hitzig gegen sie Partei ergriffen hätte, und sie beschloß, diesmal ihren Eifer zu zügeln und so liebenswürdig wie nur möglich zu sein. Ihr Strickzeug mitnehmend, entschied sie sich, Marie sogleich aufzusuchen und Toms Sache mit der ganzen ihr zu Gebote stehenden diplomatischen Geschicklichkeit vorzubringen.

Sie fand Marie der Länge nach auf ihrem Ruhelager ausgestreckt, mit einem Ellbogen auf zahlreiche Kissen gestützt, während Jane, die Besorgungen gemacht hatte, Proben von dünnen, schwarzen Stoffen vor ihr ausbreitete.

»Ich habe nicht ein einziges Kleid, das ich anziehen könnte, und wenn ich jetzt den Haushalt auflöse und nächste Woche aufbreche, muß ich mich entscheiden«, sagte Marie.

»Gehen Sie schon so bald?«

»Ja, St. Clares Bruder hat geschrieben, er und der Anwalt sind der Ansicht, Möbel und Sklaven am besten auf der Auktion zu versteigern und das Haus in die Obhut des Anwalts zu geben.«

»Über eins hätte ich mich noch gern mit Ihnen besprochen«, sagte Miß Ophelia. »Augustin hatte Tom die Freiheit versprochen und schon die ersten gesetzlichen Schritte dazu unternommen. Ich hoffe sehr, Sie werden Ihren Einfluß geltend machen, damit die Sache in Ordnung kommt.«

»Ich werde mich hüten!« rief Marie scharf. »Tom ist einer der wertvollsten Sklaven des ganzen Besitztums; ihn zu entbehren kann ich mir einfach nicht leisten. Außerdem, was will er mit der Freiheit? So geht es ihm doch viel besser.«

»Aber er erstrebt sie mit aller Kraft, und sein Herr hat sie ihm versprochen«, entgegnete Miß Ophelia.

»Ich kann mir denken, daß er danach strebt. Aber man tut ihnen keinen

Gefallen, wenn man sie freigibt.«

»Aber Tom ist fleißig, fromm und rechtschaffen.«

»Oh, das brauchen Sie mir nicht zu versichern! Ich kenne seinen Fall, auch er benimmt sich nur gut, solange man ihn beaufsichtigt, weiter steckt da nichts dahinter.«

»Aber bedenken Sie doch«, sagte Miß Ophelia, »wenn Sie ihn verkaufen, wie leicht kann er einem schlechten Herren in die Hände fallen.«

»Ach, das ist doch alles Lug und Trug. In hundert Fällen gibt es nicht einen, daß ein guter Sklave einen schlechten Herrn erhält; die meisten Herren sind gut, trotz allen Geredes. Ich bin hier im Süden aufgewachsen und habe unter meinen Bekannten nicht einen Herrn gekannt, der seine Sklaven nicht gut behandelt, auf jeden Fall nicht schlechter, als sie es verdienen. In dieser Hinsicht mache ich mir keine Sorgen.«

»Ja, aber«, sagte Miß Ophelia mit Nachdruck, »es war schließlich einer der letzten Wünsche Ihres Mannes, daß Tom seine Freiheit erhalten sollte; er hat es unserer lieben Eva auf dem Totenbett versprochen, ich dächte, Sie werden sich nicht berechtigt fühlen, dies zu ignorieren.«

Bei diesen Worten bedeckte Marie ihr Gesicht mit dem Taschentuch und fing leidenschaftlich an zu schluchzen und ihr Riechfläschchen zu benutzen.

»Alle sind sie gegen mich«, klagte sie. »Alle sind sie rücksichtslos! Von Ihnen hätte ich das nicht gedacht, daß Sie diese Erinnerungen heraufbeschwören, das ist so roh! Niemand bedenkt, wie ich betroffen bin. Es ist ein solch schwerer Schlag, daß mir mein einziges Kind genommen wurde und daß ich meinen Mann, mit dem ich mich so gut verstand — und wie schwer ist das bei mir! — , hergeben mußte. Sie haben wirklich wenig Mitgefühl und reden so leichtfertig von meinem Verlust — wo Sie doch wissen, wie ich leide. Sie mögen es gut meinen; aber es ist doch rücksichtslos!« Und Marie schluchzte, rang nach Atem und rief Mammy, daß sie das Fenster öffne, ihr das Kampferfläschchen bringe, den Kopf kühle und das Kleid aufhake; in der allgemein entstehenden Unruhe floh Miß Ophelia auf ihr Zimmer.

Sie sah ein, daß es keinen Zweck hatte, noch weiter in Marie zu dringen, denn Maries Fähigkeit, hysterische Anfälle in Szene zu setzen, war unerschöpflich. Jedesmal, wenn seither auf die Wünsche ihres Mannes oder Evas hinsichtlich der Dienerschaft angespielt wurde, hatte sie einen solchen zur Hand. Miß Ophelia griff daher zu einem zweiten Mittel, um Tom zu helfen; sie schrieb für ihn an Mrs. Shelby, schilderte seine Lage und drängte sie, ihm zu Hilfe zu kommen.

Am nächsten Tag wurden Tom und Adolf und ein halbes Dutzend andere zum Sklavenspeicher getrieben, um dort abzuwarten, bis der Händler geneigt

war, einen Schub für die Auktion abzufertigen.

29. Kapitel
Der Sklavenspeicher

Ein Sklavenspeicher! Vielleicht verbinden einige Leser schreckliche Vorstellungen mit einem solchen Ort. Sie malen sich eine dunkle, unsaubere Scheune aus. Weit gefehlt, liebe Unschuld! Heutzutage sündigt man gefällig und manierlich. Menschenware steht hoch im Kurs und wird daher gut ernährt, reinlich gehalten, gepflegt und gestriegelt, damit sie glatt, blank und kräftig auf den Markt kommt. Ein Sklavenspeicher in New Orleans ist ein Haus, äußerlich fast wie viele andere.

Man wird dich höflich auffordern, einzutreten und die Ware in Augenschein zu nehmen; drinnen werden sich Ehemänner, Ehefrauen, Geschwister, Eltern und kleine Kinder im Überfluß finden, die >einzeln oder gemeinschaftlich, ganz nach Belieben des Käufers< zum Verkauf gelangen. Dort kann jede unsterbliche Seele, die einst Gottes Sohn mit Blut und Tränen kaufte, als die Erde bebte, Berge hinfielen und die Gräber sich öffneten, verkauft, verpachtet, verpfändet oder gegen Kolonialwaren eingetauscht werden, ganz wie es den Handelsformen entspricht.

Wenige Tage nach der Unterhaltung zwischen Marie und Miß Ophelia übergab man Tom, Adolf und noch einige andere aus St. Clares Haushalt der liebevollen Obhut Mr. Skeggs', der den Sklavenspeicher in der X–Straße leitete, damit sie am nächsten Tage versteigert würden.

Tom hatte einen ansehnlichen Koffer mit Kleidungsstücken mitgebracht. Für die Nacht drängte man ihn und seine Gefährten, wie die meisten anderen, in einen langen Saal, wo bereits viele Männer jeden Alters, jeder Größe und jeder Farbschattierung versammelt waren, wo unbändige Heiterkeit herrschte und Lachsalven erdröhnten.

»Ei, ei! Das ist recht! Macht nur weiter, Jungens!« rief Mr. Skeggs, der Aufseher. »Meine Leute sind immer munter, nur weiter, Sambo!« sagte er lachend zu einem feisten Neger, der Kunststücke niedrigster Sorte zum besten gab und damit die Lachsalven entfesselte, die Tom gehört hatte.

Man kann sich gut vorstellen, daß Tom nicht in der Stimmung war, an diesen Vorgängen teilzunehmen, deshalb brachte er seinen Koffer weit entfernt von der lärmenden Gruppe in die äußerste Ecke, setzte sich darauf und lehnte seine Stirn gegen die Wand.

»Was macht denn da der Nigger?« rief Sambo und drängte sich an Tom

heran, nachdem Mr. Skeggs den Saal verlassen hatte. Sambo war ein tief schwarzer Neger von riesiger Größe, lebhaft, fett und voller Schabernack und Grimassen.

»Was treibst du denn?« fragte Sambo und stieß Tom anzüglich in die Seite. »Warum so nachdenklich, he?«

»Ich werde morgen versteigert«, antwortete Tom.

»Versteigert — Ha! Ha! Jungens hört den Spaß! Ich wollte, mir gings auch so. Sie sollten sich alle vor Lachen biegen! Aber wie ist das hier? Geht die ganze Bande morgen?« fragte Sambo und legte Adolf vertraulich seine Pranke auf die Schulter.

»Bitte, lassen Sie mich los!« zischte Adolf erbost und richtete sich voller Abscheu auf.

»Ha, Jungens, hier ist einer von den weißen Niggers — so ein cremefarbener, parfümierter, wie?« spottete Sambo und trat schnuppernd zu Adolf.

»Hallo, der gehört in einen Tabakladen, da könnte er den Schnupftabak parfümieren, der hält einen ganzen Laden im Schwung — der Laffe!«

»Nehmen Sie sich in acht!« stieß Adolf außer sich hervor.

»Ach Gott, wie zartbesaitet wir sind — wir weißen Niggers! Seht uns nur an!« Und Sambo machte Adolfs geziertes Wesen nach. »Wie fein und herrschaftlich wir sind. Vermutlich kommen wir aus bester Familie!«

»Jawohl«, sagte Adolf; »ich hatte einen Herrn, der hätte euch alle als Altpapier kaufen können!«

»O Gott«, höhnte der andere wieder, »was sind wir doch für ein feiner Herr!«

»Ich gehöre zur Familie St. Clare«, sagte Adolf stolz.

»Nein, so was! Zum Henker, wenn die nur nicht froh sind, dich loszuwerden. Wahrscheinlich verschachern sie dich mit einem Haufen geborstener Teekessel und ähnlichem Ramsch!« Und Sambo grinste herausfordernd.

Wutentbrannt griff Adolf seinen Gegner blindlings an und schlug nach allen Seiten aus. Die übrigen lachten und schrien, der allgemeine Tumult brachte den Aufseher zur Stelle.

»Was soll das, Burschen? Ordnung, Ruhe!« rief er und schwang eine große Peitsche. Alle stoben in verschiedener Richtung auseinander, nur Sambo, im Gefühl, bei dem Aufseher wegen seiner Späße in besonderer Gunst zu stehen, verharrte an seinem Platz und duckte seinen Kopf mit frechem Grinsen, jedesmal, wenn der Aufseher nach ihm zielte.

»Wir waren es nicht, Herr! Wir sind ganz ruhig! Da, die neuen Leute, die

führen sich so auf und lassen uns nicht in Ruhe!«

Der Aufseher wandte sich an Tom und Adolf, verteilte ohne viel zu fragen einige Knüffe und Püffe unter sie, ermahnte dann alle zur Ruhe und verließ wieder den Saal.

Während diese Szene im Schlafsaal der Männer vor sich ging, mag der Leser vielleicht einen Blick in den nächsten Raum werfen wollen, der den Frauen zugewiesen war. Dort findet er in allen Stellungen, auf den Boden hingestreckt, schlafende Gestalten in allen Farbschattierungen, vom tiefsten Schwarz bis zum reinsten Elfenbein, in jedem Alter, von der Kindheit bis zum Greisenalter, alle in tiefem Schlaf. Hier liegt ein hübsches, gescheites zehnjähriges Mädchen, dessen Mutter gestern verkauft wurde und das sich heute nacht heimlich in den Schlaf weinte. Dort ruht eine alte abgearbeitete Negerin, deren dünne Arme und steife Finger von harter Arbeit sprechen, die morgen darauf wartet, als Ausschuß verkauft zu werden, wenn sie überhaupt noch einen Preis erzielt; ringsherum liegen vierzig oder fünfzig andere, die ihren Kopf, je nachdem, in Decken oder alte Kleidungsstücke gewickelt haben. Aber in einer Ecke, abgesondert von den anderen, sitzen zwei Frauen von etwas auffallendem Äußeren. Die eine ist eine achtbar gekleidete Mulattin zwischen vierzig und fünfzig, mit sanften Augen und angenehmen Zügen. Um den Kopf geschlungen trägt sie einen hohen Turban aus einem hellroten Madrastuch von feinster Qualität, ihr Kleid aus gutem Stoff von bestem Schnitt verrät die sorgfältige Hand einer guten Herrin, ihr zur Seite, dicht an sie geschmiegt, sitzt ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren — ihre Tochter. Sie ist eine Quadro–ne, was man an ihrer helleren Haut erkennt, obwohl sonst ihre Ähnlichkeit mit der Mutter unverkennbar ist. Sie hat dieselben dunklen Augen, nur mit längeren Wimpern, und ihr lockiges Haar ist von einem kräftigen Braun. Auch sie ist mit großer Sorgfalt gekleidet, und ihre zarten, weißen Hände bekunden, daß sie mit harter Arbeit nicht vertraut ist. Diese beiden sollen gleichfalls morgen mit den St. — Clare–Leuten verkauft werden. Der Herr, dem sie gehören und dem der Erlös aus ihrem Verkauf zufließt, ist Mitglied einer christlichen Kirche in New York, der das Geld einstreichen und danach das Sakrament seines Heilands, der auch der ihre ist, empfangen wird, ohne sich weiter Gedanken darüber zu machen.

Diese beiden, die wir Susan und Emmeline nennen wollen, hatten zu der persönlichen Aufwartung einer liebenswürdigen und frommen Dame in New Orleans gehört, die sie fromm und gewissenhaft hatte erziehen und ausbilden lassen. Sie hatten lesen und schreiben gelernt und waren sorgfältig in der Wahrheit unserer Religion unterwiesen worden; ihr Los war den Umständen angemessen so glücklich wie nur möglich gewesen. Aber der einzige Sohn ihrer Beschützerin, der die Verwaltung des Gutes leitete, hatte es durch Vergeudung

und Leichtsinn derartig belastet, daß er schließlich bankrott machte. Einer der ersten Gläubiger war die angesehene Firma von B. & Co. in New York. B. & Co. schrieben an ihren Anwalt in New Orleans, der die bewegliche Habe (zu deren wertvollstem Teil diese beiden und zahlreiche Plantagenneger gehörten) mit Beschlag belegte und dementsprechend nach New York berichtete. Bruder B. hatte, wie wir sahen, als Christenmensch und Bürger eines freien Staates gewisse Bedenken bei diesem Geschäft. Es behagte ihm nicht, mit Sklaven und Menschenseelen handeln zu müssen — ja, es war ihm ungemütlich; aber schließlich standen dabei dreißigtausend Dollar auf dem Spiel, und soviel Geld opfert man nicht gern einem Prinzip. Daher schrieb Bruder B. nach vielen Bedenken und Ratschlägen guter Freunde, die er deshalb eingeholt hatte, seinem Anwalt, er möge das Geschäft auf die bestmögliche Art abwickeln und ihm den Erlös überweisen.

Kaum war der Brief in New Orleans eingetroffen, wurden Susan und Emmeline ergriffen und zu dem Depot geschickt, um dort die morgige Auktion abzuwarten. Während sie undeutlich im Mondlicht, das durch die vergitterten Fenster dringt, vor uns sitzen, vermögen wir mühelos ihrer Unterhaltung zu folgen. Beide weinen, aber jede leise für sich, damit die andere es nicht merke.

»Mutter, leg doch deinen Kopf in meinen Schoß und versuche ein wenig zu schlafen«, sagte das Mädchen und versuchte, gefaßt zu erscheinen.

»Ich bring es nicht übers Herz, jetzt zu schlafen, Em! Ich kann nicht. Es kann doch die letzte Nacht sein, die wir zusammen sind!«

»Oh, Mutter, sprich nicht so! Vielleicht werden wir zusammen verkauft — wer kann das wissen?« »Wenn es sich um andere handelt, würde ich auch so denken, Em«, seufzte die Frau, »aber ich bin so in Angst, dich zu verlieren, daß ich nichts als die drohende Gefahr vor Augen habe.«

»Aber wieso, Mutter? Der Mann sagte, wir seien beide ansehnlich und würden uns leicht verkaufen lassen.«

Susan erinnerte sich der Blicke und Worte des Mannes. Sie fühlte, wie sich ihr Herz tödlich zusammenkrampfte, wenn sie daran dachte, wie er Emmelines Hände betrachtete, ihr lockiges Haar hochgehoben und sie als erstklassigen Artikel gerühmt hatte. Susan war als Christin erzogen und an die tägliche Lektüre der Bibel gewöhnt worden, sie empfand dasselbe Entsetzen wie jede andere Christin bei der Vorstellung, ihr Kind einem Leben der Schande ausgesetzt zu wissen — aber sie hatte keine Hoffnung — keinen Schutz.

»Mutter, wir werden es großartig treffen, wenn du in einer Familie eine Stellung als Köchin bekämst und ich vielleicht als Stubenmädchen oder Näherin. Das wird uns schon gelingen. Wir wollen nur recht frisch und lebhaft dreinblicken und alles aufzählen, was wir können, dann gelingt es vielleicht«,

versuchte Emmeline zu trösten.

»Ich möchte, daß du dir morgen das Haar ganz glatt zurückbürstest«, sagte Susan.

»Aber wozu, Mutter? Ich sehe dann nicht halb so gut aus.«

»Ja, aber du wirst dich leichter verkaufen.«

»Das seh ich nicht ein«, meinte das Mädchen.

»Angesehene Familien sind mehr geneigt, dich zu kaufen, wenn sie sehen, daß du schlicht und anständig bist, als wenn du hübsch aussiehst. Ich kenne mich da besser aus als du«, sagte Susan.

»Ja, Mutter, dann will ich es tun.«

»Und, Emmeline, wenn wir uns von morgen an niemals wiedersehen — wenn ich irgendwo auf eine Plantage verkauft werde und du ganz woanders hin -, vergiß nie, wie du erzogen wurdest und was deine Herrin dich lehrte. Nimm die Bibel mit und dein Gesangbuch; wenn du dem Heiland treu bleibst, wird er dir auch treu bleiben.«

So spricht die arme Seele in bitterer Bedrängnis; denn sie weiß, daß morgen jeder Bösewicht, wenn er genügend Geld besitzt, ihre Tochter mit Leib und Seele erwerben kann; wie soll dann das Kind die Treue halten? Daran denkt sie, während sie das Mädchen umschlungen hält, und wünscht zu Gott, es wäre nicht halb so hübsch und anziehend. Es scheint ihr die Sache nur zu verschlimmern, wenn sie daran denkt, wie rein und fromm, wie weit über dem gewöhnlichen Durchschnitt sie erzogen wurde. Sie hat keine Zuflucht als das Gebet.

Unbeweglich blicken die sanften, ernsten und stillen Strahlen des Mondes herein und zeichnen die Gitterstäbe auf den schlafenden Körpern ab. Mutter und Tochter singen zusammen eine melancholische Weise, wie sie als Begräbnishymnen unter den Sklaven üblich war:

»Oh, wo ist die weinende Marie?
Oh, wo ist die weinende Marie?
Angelangt im Reiche Gottes.
Sie ist tot undfuhr gen Himmel;
Sie ist tot undfuhr gen Himmel;
Angelangt im Reiche Gottes.«

Der Morgen graute, und alles ist auf den Beinen; der ehrenwerte Mr. Skeggs hat alle Hände voll zu tun, um seine Ware für die Auktion zu richten. Bei der Morgenwäsche wird scharf aufgepaßt, jeder wird ermahnt, putzmunter aufzutreten und sich blitzblank zu machen. Zur letzten Inspektion müssen alle sich im Kreis aufstellen, bevor man sie zur Börse treibt.

Mr. Skeggs geht von einem zum anderen, den Panamahut im Genick, die Zigarre im Mund, und legt überall letzte Hand an seine Ware.

»Was soll das?« fragt er und tritt vor Susan und Emmeline. »Wo sind deine Locken, Mädel?«

Das Mädchen blickt schüchtern auf die Mutter, die mit der gewandten Glätte ihrer Rasse antwortet:

»Ich hab ihr gestern abend befohlen, sich das Haar glatt und ordentlich zu kämmen und nicht in Locken hängen zu lassen — so sieht sie gesitteter aus!«

»Quatsch«, sagt der Mann verächtlich und wendet sich befehlend an das Mädchen. »Geh sofort und roll dir deine Locken, recht flott!« Und er fährt mit einer Rassel durch die Luft, »bißchen dalli, verstanden! Du kannst mitgehen und ihr helfen«, sagt er zu der Mutter. »Die Locken können beim Verkauf einen Unterschied von hundert Dollar ausmachen.«

Unter einer prächtigen Kuppel bewegten sich Menschen aller Nationen und schritten über den Marmorfliesen hin und her. Auf jeder Seite in der Runde befanden sich für die Ausrufer und Versteigerer kleine Tribünen und Rednerpulte, von denen jetzt zwei, die sich gegenüberlagen, von zwei hervorragenden Rednern besetzt waren, die in einem Gemisch von Englisch und Französisch sich in lebhafter Aufforderung an die Kenner wandten, ihre Waren zu besichtigen. Eine dritte Tribüne, noch leerstehend, wurde von Menschen umlagert, die auf den Verkaufsanfang warteten. Unter ihnen erkennen wir unschwer die Leute St. Clares, Tom, Adolf und die andern, auch Susan und Emmeline standen hier und warteten mit ängstlichen Gesichtern, bis sie an die Reihe kamen. Verschiedene Zuschauer, die je nachdem zu kaufen oder nicht zu kaufen beabsichtigten, scharten sich um diese Gruppe, befühlten sie, musterten sie und redeten über ihre Vorzüge und Gesichter mit derselben Unbekümmertheit, mit der eine Anzahl Jockeis den Wert eines Rennpferdes abschätzt.

»Hallo, Alf! Was führt dich hierher?« fragte ein junger Geck und schlug einem geschniegelten jungen Mann vertraulich auf die Schulter, der sich Adolf durch ein Monokel betrachtete.

»Ach, ich brauche einen Kammerdiener und hörte, daß heute das Volk von St. Clare losgeschlagen wird. Ich wollte mir gerade mal diesen Burschen unter die Lupe…«

»Der Himmel bewahre mich vor St. Clares Dienern! Verzogene Nigger, jeder einzelne von ihnen. Unverschämt wie die Teufel!« sagte der andere.

»Keine Bange«, erwiderte der erste. »Wenn ich sie nehme, treibe ich ihnen schon die Mucken aus; sie werden schon merken, daß sie bei mir an den rechten gekommen sind. Auf mein Wort, ich werde mir den Burschen kaufen; mir gefällt das Gesicht.«

»Na, der wird dir schön zu schaffen machen. Der ist bestimmt verteufelt

anspruchsvoll.«

»Ja, aber das wird sich der Herr bei mir nicht leisten können. Der wird ein paarmal in die Prügelbude geschickt und gründlich durchgewalkt. Da wird er schon Vernunft annehmen. Den zieh ich mir schon auf Biegen und Brechen — warte nur ab. Ich kauf ihn, soviel steht fest!«

Tom hatte dagestanden und wehmütig unter den unzähligen Gesichtern, die ihn umdrängten, Ausschau gehalten nach einem, den er sich zum Herrn wünschen möchte.

Kurz bevor der Verkauf begann, bahnte sich ein kurzer, gedrungener, muskulöser Mensch in kariertem Hemd, das über der Brust weit aufklaffte, und weiten Hosen, die durch das Tragen und den vielen Schmutz nicht besser geworden waren, mit beiden Ellbogen den Weg durch die Menge, wie jemand, der sich sogleich ans Geschäft machen will; ungeniert an die Gruppe herantretend, begann er sogleich eine systematische Untersuchung. Tom hatte gesehen, wie er sich näherte, und sogleich eine instinktive Abneigung verspürt, die sich noch steigerte, als der andere herankam, der offensichtlich über gewaltige Kräfte verfügte. Es ließ sich nicht bestreiten, sein runder Wirrkopf mit den großen hellgrauen Augen unter buschigen sandfarbenen Augenbrauen, mit strähnigen, drahtigen, sonnengebleichten Haaren machte keinen sehr einnehmenden Eindruck; sein großer, grober Mund war vom Tabakkauen entstellt. Von Zeit zu Zeit spuckte er plötzlich heftig eine Ladung Tabaksaft aus; seine Hände waren unförmig groß, haarig, sonnenverbrannt, mit Sommersprossen übersät und schmutzig, die kurzen Fingernägel befanden sich in böser Verfassung. Dieser Mann begann jetzt eine rücksichtslose Musterung. Er ergriff Tom am Unterkiefer und riß ihm den Mund auf, um seine Zähne anzusehen, dann ließ er ihn den Ärmel aufkrempeln, um seine Muskeln zu prüfen, drehte ihn um, ließ ihn hüpfen und springen, um seinen Schritt zu beobachten.

»Wo bist du aufgezogen?« fragte er kurz bei diesen Übungen.

»In Kentucky, Herr«, sagte Tom und blickte sich hilfesuchend um.

»Was hast du da gemacht?«

»Die Farm meines Herrn verwaltet«, sagte Tom.

»Schönes Märchen«, sagte der andere kurz, als er weiterging. Er verweilte einen Augenblick bei Adolf, dann spuckte er ihm einen Strahl Tabaksaft auf die blankgewichsten Stiefel, brummte ein verächtliches »Puh!« und ging vorbei. Jetzt hielt er vor Susan und Em–meline. Er streckte seine schwere, schmutzige Hand aus, zog das Mädchen zu sich und fuhr ihr damit über Brust und Hals, befühlte ihre Arme, betrachtete ihre Zähne und stieß sie dann zurück zu ihrer Mutter, deren geduldiges Gesicht die Pein verriet, die ihr jede Bewegung des

gräßlichen Fremden verursacht hatte.

Das erschrockene Mädchen begann zu weinen.

»Hör auf, du Balg!« sagte der Verkäufer; »hier wird nicht geflennt, gleich geht es los.« Und schon wurde der Verkauf eröffnet.

Adolf ging gegen eine gute Summe an den jungen Herrn, der vorher seine Kaufabsichten geäußert hatte, und die anderen Diener St. Clares kamen an verschiedene Käufer.

»Los, rauf mit dir, Bursche, hörst du nicht?« sagte der Versteigerer zu Tom.

Tom bestieg den Block, warf ängstliche Blicke um sich; alles ging in einem allgemeinen Lärm unter — der Verkäufer ratterte seine Vorzüge Englisch und Französisch herunter, die Angebote knallten wie Raketen auf französisch und englisch zurück. Fast im selben Moment schlug dumpf der Hammer zum drittenmal auf, und hell erklang die letzte Silbe des Wortes >Dollars<, als der Versteigerer seinen Preis verkündete und Tom übereignet wurde. Er hatte wieder einen Herrn!

Man stieß ihn vom Block herunter; der stämmige, stierköpfige Mann packte ihn grob bei der Schulter, puffte ihn zur Seite und sagte mit rauher Stimme: »Da stell dich hin!«

Tom wußte kaum, wie ihm geschah; aber noch ging die Versteigerung weiter — ratternd, knallend, bald auf französisch, bald auf englisch. Der Hammer fällt herunter, und Susan ist verkauft. Sie steigt vom Block herab, hält inne und blickt sich sehnsüchtig um; ihre Tochter streckt die Arme nach ihr aus. In Todesangst blickt sie dem Mann entgegen, der sie kaufte — ein achtbarer Mann in mittleren Jahren, der ein wohlwollendes Gesicht hatte.

»Oh, Herr, bitte kaufen Sie doch meine Tochter!«

»Das tät ich gern, aber ich fürchte, das geht über meine Verhältnisse«, sagte der Herr und sah mitleidig zu, wie das junge Mädchen den Block bestieg und mit erschrockenen und ängstlichen Blicken um sich sah.

Das Blut steigt ihr siedendheiß in die sonst farblosen Wangen, ihre Augen haben ein fiebriges Feuer, und ihre Mutter bemerkt aufstöhnend, daß sie hübscher ist als je zuvor. Der Versteigerer nimmt seinen Vorteil wahr und preist ihre Vorzüge in wortreichem Kauderwelsch von Französisch und Englisch.

»Ich will tun, was in meinen Kräften steht«, sagte der wohlwollende Herr, drängte sich heran und beteiligte sich am Bieten. Aber schon in wenigen Augenblicken übersteigen die Angebote seine Geldbörse. Er verstummt; der Versteigerer erhitzt sich, aber die Angebote lassen nach. Es geht jetzt zwischen einem aristokratischen alten Bürger und unserem stiernackigen Bekannten hin und her. Der alte Aristokrat bietet noch ein paarmal, seinen Gegner mit verächtlichen Blicken messend; aber der Wirrkopf ist ihm überlegen, sowohl in

der Hartnäckigkeit wie in der Ausdauer seiner Geldbörse, der Wettstreit dauert nicht lange. Der Hammer fällt, und ihm gehört das junge Mädchen mit Leib und Seele, wenn Gott ihr nicht beisteht.

Ihr Herr ist Mr. Legree, Besitzer einer großen Baumwollplantage am Red River. Sie wird zu Tom und noch zwei anderen Leuten abgeschoben und geht weinend mit.

Dem wohlwollenden Herrn tut es leid, aber schließlich passiert das alle Tage! Immer sieht man Mütter und Töchter bei diesen Verkäufen in Tränen ausbrechen. Das ist nicht zu ändern, und er geht mit seiner Neuerwerbung in anderer Richtung davon.

30. Kapitel
Die Überfahrt

Tom saß, an Händen und Füßen gefesselt, auf dem unteren Verdeck eines kleinen, elenden Dampfers auf dem Red River, aber schwerer als die Ketten bedrückte ihn der Stein auf seinem Herzen. An seinem Himmel war alles untergegangen — Mond und Sterne; alles war an ihm vorübergeglitten, genau wie die Bäume am Ufer vorübergleiten, um niemals wiederzukehren. Die Heimat in Kentucky mit Weib und Kindern und der nachsichtigen Herrschaft; das Heim St. Clares mit Glanz und Luxus; Evas goldenes Köpfchen mit den Augen einer Heiligen; der stolze, heitere, schöne, scheinbar so sorglose, immer freundliche St. Clare; die Stunden der Muße und Entspannung — alles dahin! Und was blieb ihm statt dessen?

Es gehört zu den unerbittlichen Seiten des Sklavenschicksals, daß der Neger, anpassungsfähig und schmiegsam wie er ist, sich wohl in einer gebildeten Familie Geschmack und Gefühle aneignen kann, die dort die Atmosphäre bestimmen, dann aber erbarmungslos zum Leibsklaven des gemeinsten und brutalsten Herrn herabsinken kann — genau wie ein Stuhl oder Tisch, die einst ein prächtiges Lokal zierten, zuletzt verschrammt und angeschlagen ihren Platz in der Wirtsstube einer schmutzigen Kneipe oder sonst einer Stätte gemeiner Vergnügungen finden. Der große Unterschied besteht nur darin, daß Stuhl und Tisch keine Gefühle haben, wohl aber der Mensch, denn selbst eine gesetzliche Bestimmung, daß er >wie persönliches Eigentum zu behandeln und vor Gesetz anzusehen ist<, kann seine Seele nicht ausmerzen, die ihr eigenes kleines Reich an Erinnerungen, Hoffnungen, Neigungen, Ängsten und Wünschen besitzt.

Mr. Simon Legree, Toms Herr, hatte seine Sklaven auf verschiedenen Märkten zusammengekauft, bis er sie, acht an der Zahl, mit Handschellen, paarweise zu dem Dampfer >Privat< hinuntertrieb, der dort abfahrbereit für die Reise den Red River hinauf vor Anker lag.

Nachdem der Dampfer abgefahren und alle einigermaßen untergebracht waren, machte er im Vollgefühl seiner Tüchtigkeit, was charakteristisch für ihn war, die Runde, um alle nochmals in Augenschein zu nehmen. Er blieb vor Tom stehen, der zum Verkauf seinen besten Tuchanzug mit wohlgestärktem Hemd und blitzblanken Stiefeln angelegt hatte, und sprach ihn folgendermaßen an:

»Steh auf!«

Tom stand auf.

»Nimm die Halsbinde ab!« Und als Tom, behindert durch seine Fesseln, es versuchte, half er ihm, indem er sie ihm unsanft vom Hals riß und sich in die Tasche steckte.

Dann wandte er sich Toms Koffer zu, den er schon vorher durchstöbert hatte, entnahm ihm eine alte Hose und einen geflickten Rock, den Tom bei der Stallarbeit getragen, befreite Tom von seinen Handschellen und zeigte auf die Nische zwischen den Kisten:

»Geh dahin und zieh dich um.«

Tom gehorchte und kehrte in wenigen Minuten zurück.

»Zieh deine Stiefel aus«, sagte Mr. Legree.

Tom tat es.

»Da«, sagte der andere und warf ihm ein Paar grobe Schuhe hin, wie sie Sklaven gewöhnlich tragen, »zieh diese an.«

Bei dem eiligen Kleiderwechsel hatte Tom nicht vergessen, seine vielgeliebte Bibel in die andere Tasche zu stecken. Darin hatte er weise gehandelt, denn kaum hatte Mr. Legree Tom die Handschellen wieder angelegt, als er sich an eine genaue Durchsuchung der Taschen machte. Er zog ein kleines seidenes Taschentuch hervor und steckte es in die eigene Tasche. Einige Kleinigkeiten, die Tom besonders gehütet hatte, weil Eva einst über sie gelacht, betrachtete er mit verächtlichem Brummen und warf sie über die Schulter in den Fluß.

Toms Gesangbuch, das er in der Eile vergessen, nahm er auf und durchblätterte es.

»Hu, riecht nach Frömmigkeit. Du gehörst zur Kirche, wie?«

»Ja, Herr«, sagte Tom fest.

»Na, das werde ich dir bald austreiben. Bei mir dulde ich keinen von den jaulenden, betenden und singenden Niggers; richte dich danach. Also nimm dich in acht!« sagte er aufstampfend und warf Tom einen stechenden Blick aus seinen grauen Augen zu. »Ich bin jetzt deine Kirche! Verstehst du — du hast so zu sein, wie ich es sage!«

Etwas in dem schwarzen Mann antwortete nein! Und als ob eine unsichtbare Stimme sie wiederholte, kamen ihm die Worte der alten prophetischen Weissagung in den Sinn: — »Fürchte dich nicht, denn ich habe dich gerettet. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist *Mein!«*

Aber Simon Legree hörte keine Stimme. Diese Stimme wird er niemals hören. Er starrte nur für einen Moment lauernd in Toms gesenktes Gesicht, dann schritt er weiter. Er nahm Toms Koffer, der eine sehr hübsche und vollständige Garderobe enthielt, mit auf das Vorderschiff, wo ihn bald verschiedene Leute des Schiffspersonals umringten. Unter mancherlei Gelächter auf Kosten der Nigger,

die gern den großen Herrn spielen, wurden alle Sachen rasch verkauft und der leere Koffer schließlich versteigert. Das war ein Hauptspaß, besonders wenn man verfolgte, wie Tom seinen Sachen nachsah, als sie in alle Winde gingen, und am komischsten war die Versteigerung des Koffers, wobei man unzählige Witze riß.

Nach Erledigung dieses kleinen Geschäfts langte Simon wieder bei seinem Eigentum an.

»Na, Tom, siehst du, jetzt habe ich dein Gepäck ein bißchen erleichtert. Nimm deine Kleider nur gut in acht. Es wird lange dauern, bis du neue kriegst. Bei mir lernen die Nigger Sorgfalt, bei mir muß ein Anzug ein Jahr lang halten.«

Jetzt ging Simon zu dem Platz, wo Emmeline, zusammengekettet mit einer anderen Frau, saß.

»Na, mein Täubchen«, sagte er und kraulte sie unter dem Kinn, »immer munter!«

Der unfreiwillige Blick von Schrecken, Angst und Abneigung, mit dem das Mädchen ihn betrachtete, entging ihm nicht. Er runzelte die Stirn.

»Keine Fisematenten, Mädchen! Du machst gefälligst ein freundliches Gesicht, wenn ich mit dir rede — verstanden? Und du, du altes Mondscheinscheusal!« sagte er und rüttelte die alte Mulattin, an die Emmeline angekettet war, »maul mir hier nicht rum! Du hast manierlich auszusehen, das rate ich dir!«

»Mal alle herhören«, rief er, zwei Schritte zurücktretend, »seht mich an — seht mich an — hier direkt in die Augen — geradewegs, los!« befahl er und stampfte jedesmal mit dem Fuß auf.

Und wie gebannt waren jetzt alle Blicke auf Simons lauernde, grünlichgraue Augen gerichtet.

»Also«, sagte er und ballte seine große schwere Faust zusammen, daß sie einem Schmiedehammer glich, »seht ihr diese Faust? Wieg sie!«, und er drückte sie auf Toms Hand. »Da, seht euch diese Knochen an! Also, diese Faust ist so hart wie Eisen und wovon? Vom Niggerniederschlagen! Ich habe noch keinen Nigger gesehen, den ich nicht mit einem Schlag zu Boden streckte«, sagte er und brachte seine Faust so nahe vor Toms Gesicht, daß dieser zusammenzuckte und zurückwich. »Ich halte mir keinen von diesen verfluchten Aufsehern; ich besorge meine eigene Aufsicht, und ich kann euch sagen, bei mir herrscht Ordnung. Jeder von euch muß auf Draht sein, aufgepaßt, und nicht gemuckst, sobald ich spreche. So benimmt man sich bei mir. An mir findet niemand eine weiche Stelle. Also hütet euch; ich kenne kein Erbarmen!«

Die Frauen hielten unwillkürlich den Atem an, der ganze Schub saß mit niedergeschlagenen, bedrückten Gesichtern da. Inzwischen hatte sich Legree auf

dem Absatz herumgedreht und war in der Schiffsbar verschwunden.

»Auf die Weise mache ich mich mit meinen Niggern bekannt«, sagte er zu einem vornehmen Herrn, der seine Worte mitangehört hatte. »Der kräftige Anfang gehört zu meinem System — dann wissen sie, was ihnen blüht.«

»In der Tat!« entgegnete der Fremde und betrachtete ihn mit der Neugier eines Naturforschers, der ein besonderes Exemplar studiert.

»Jawohl, in der Tat. Ich gehöre nicht zu diesen Herrenpflanzern mit Lilienfingern, die herumlungern und sich von ihren Aufsehern übers Ohr hauen lassen. Da, fühlen Sie einmal meine Knöchel, sehen Sie, hier meine Faust! Das Fleisch darauf ist hart wie Stein, an Negern erprobt — fühlen Sie mal!«

Der Fremde berührte das fragliche Instrument und sagte schlicht:

»Hart genug; wahrscheinlich«, setzte er hinzu, »ist Ihr Herz genauso hart geworden.«

»Nun ja, das mag schon sein«, gab Simon zu und lachte herzlich. »An mir gibts nichts Weiches. Mich kann nichts erschüttern. Kein Nigger stimmt mich um, nicht mit Geschrei und nicht mit Wachsweichheit — das ist Tatsache!«

»Sie haben da einen feinen Schub!«

»Jawohl, da ist der Tom, sie sagen ja, er sei ganz was Besonderes. Ich hab ein bißchen viel für ihn bezahlt, will ihn als eine Art Verwalter benutzen, ich muß ihm nur die Allüren abgewöhnen, die er sich bei der feinen Behandlung zugelegt hat, dann wird er prima. Mit der gelben Alten bin ich reingefallen. Ich glaube, sie ist kränklich, aber ich werd' schon aus ihr herausholen, was sie wert ist. Ein oder zwei Jahre wird sie es noch machen. Ich bin nicht dafür, daß man die Nigger schont. Aufbrauchen und neue kaufen, damit halte ich es; macht weniger Scherereien und ist billiger«, und er schlürfte seinen Brandy.

Der Fremde kehrte sich ab und nahm neben einem Herrn Platz, welcher der Unterhaltung mit Unruhe gefolgt war.

»Sie müssen den Burschen nicht als Beispiel für alle südlichen Pflanzer verstehen«, sagte er.

»Das will ich auch nicht hoffen«, entgegnete der junge Mann mit Nachdruck.

»Er ist ein gemeiner brutaler Bursche«, meinte der andere.

»Und doch gestehen Ihre Gesetze ihm zu, sich beliebig viele schutzlose Menschen anzueignen und seinem Willen dienstbar zumachen; bei all seiner Gemeinheit können Sie nicht behaupten, daß er eine Ausnahme ist.«

»Na«, sagte der andere, »auch unter den Pflanzern gibt es welche, die rücksichtsvoll und human sind.«

»Zugegeben«, erwiderte der junge Mann; »und doch seid, meiner Meinung nach, gerade ihr rücksichtsvollen und humanen Pflanzer es, die man für alle

Brutalität und Gemeinheit, die diese Unglücklichen auszustehen haben, verantwortlich machen müßte, denn ohne eure Sanktionierung und euren Einfluß könnte dieses ganze System nicht einen Tag länger zusammenhalten. Wenn alle Pflanzer so wären wie dieser da drüben«, er deutete mit dem Finger auf Leg–ree, der ihnen den Rücken zukehrte, »würde die ganze Sache wie ein Mühlstein zu Boden fallen. Eure Achtbarkeit und Menschlichkeit beschützt und ermöglicht seine Roheit.«

»Sie haben gewiß eine hohe Meinung von meiner Gutartigkeit«, sagte der Pflanzer und schmunzelte; »aber ich rate Ihnen, reden Sie nicht ganz so laut, es könnten Leute an Bord sein, die nicht soviel Toleranz üben. Warten Sie lieber, bis wir auf meiner Plantage ankommen, da können Sie uns dann nach Herzenslust beschimpfen.«

Der junge Mensch errötete und lächelte, und bald waren beide in ein Spiel Puff vertieft. Inzwischen fand auf dem unteren Deck eine andere Unterhaltung zwischen Emmeline und der Mulattin statt, mit der sie zusammensaß. Natürlich erzählten sie sich ihre Leidensgeschichte.

»Wem hast du gehört?« fragte Emmeline.

»Ach, mein Herr war Mr. Ellis — wir wohnten in der Levee–Straße. Vielleicht hast du das Haus gekannt?«

»War er gut zu dir?«

»Meistens, bis er krank wurde. Über sechs Monate lag er fest im Bett und war schrecklich unruhig. Er ließ Tag und Nacht niemand zur Ruhe kommen und wurde so komisch, niemand konnte es ihm recht machen. Mit jedem Tag wurde er böser, nachts mußte ich wachen, bis ich mich nicht mehr halten konnte; einmal bin ich eingeschlafen. Da hat er mich schrecklich beschimpft und gesagt, er würde mich an den strengsten Herrn verkaufen, den er nur finden könne; als er dann starb, versprach er mir die Freiheit.«

»Hast du Freunde gehabt?«

»Ja, ich bin verheiratet. Mein Mann ist Schmied. Der Herr hat ihn immer ausgeliehen. Sie haben mich so schnell weggerissen, daß ich keine Zeit mehr hatte, ihm Lebewohl zu sagen; ich hab auch noch vier Kinder. Ach, du lieber Gott!« stöhnte die Frau und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Bei dem Anhören jeder Elendsgeschichte ist es ein natürlicher Impuls, etwas Tröstliches zu antworten. Emmeline hätte auch gern etwas gesagt. Aber was hätte sie sagen können? Wie in schweigender Übereinstimmung vermieden es beide aus Angst und Furcht, den schrecklichen Menschen zu erwähnen, der ihr Herr geworden war.

Der Dampfer fuhr weiter — beladen mit einer Fracht des Schmerzes — den roten, schlammigen, trüben Flußlauf hinauf, durch die plötzlichen Windungen

des Red Rivers; traurige Augen blickten stumpf auf die steilen roten Sandsteinufer, als sie in eintöniger Gleichförmigkeit vorüberglitten. Schließlich legte der Dampfer bei einer kleinen Stadt an, und Legree ging mit seinem Trupp an Land.

31. Kapitel
Dunkle Orte

Müde schleppten sich, hinter einem großen Karren auf steiniger Straße einhergehend, Tom und seine Gefährten voran.

Im Karren saß Simon Legree; die beiden Frauen, noch immer zusammengekettet, waren mit dem Gepäck in dem rückwärtigen Teil verstaut worden, die ganze Gesellschaft befand sich auf dem Wege nach Legrees Plantage, die noch eine gute Stunde entfernt lag.

Es war ein schlechter, verlassener Weg, der sich abwechselnd durch öde Kiefernbestände schlängelte, wo der Wind traurig heulte, dann wieder, an langen Dämmen entlang, durch weite Sümpfe führte, in denen hohe Zypressen, überhangen mit langen Trauerfahnen aus schwarzem Moos, melancholisch aus dem schleimigen, schwammigen Boden aufragten, und hin und wieder zwischen abgebrochenen Baumstümpfen und verstreutem Gestrüpp, das dort im stehenden Wasser verrottete, die scheußliche Mokassinschlange auftauchte.

Simon Legree war offensichtlich in bester Laune und stärkte sich von Zeit zu Zeit aus einer Schnapsflasche, die er in der Tasche trug.

»Hört, Leute«, rief er, als er sich umdrehte und hinter sich die freudlosen Gesichter sah, »stimmt mal ein Lied an, Jungens — los!«

Die Männer sahen sich an, das »los!« wurde mit einem scharfen Peitschenknallen wiederholt. Da stimmte Tom einen Choral an:

»Jerusalem, du Heimatstadt,
Dein Name bannt das Trauern Wann hat mein Leid ein Ende hier?
Wann grüß ich deine Mauern?«

»Halts Maul, du schwarzer Hund!« brüllte Legree; »bildest du dir ein, ich will dein frommes Geplärr hören? Stimmung, Leute, singt was Lustiges! Bißchen flott!«

Darauf sang einer der anderen Männer eines der sinnlosen Lieder, die unter Sklaven üblich sind:

»Der Herr sieht mich das Mäuschen fangen,
Hei, Jungens, hei!
Er lacht sich krumm–Am Himmel kommt der Mond gegangen,
Ho! ho! ho! Ho, Jungens, ho!«

Der Sänger schien, nur dem Rhythmus folgend, den Text ohne Rücksicht auf den Sinn zu erfinden; die ganze Gesellschaft wiederholte den Refrain:

»Ho! ho! ho!, Jungens, ho!
Heisa! Jungens, hei–a!«

Sie sangen mit erzwungener Heiterkeit, prahlend und laut; aber keine Klage der Verzweiflung hätte eine solche Tiefe des Jammers ausdrücken können wie diese wilden Schreie des Chores.

»Na, mein Schätzchen«, sagte Legree und kehrte sich zu Emme–line, ihr die Hand auf die Schulter legend, »jetzt sind wir bald zu Hause!«

Wenn Legree tobte und schrie, ängstigte sich Emmeline; aber wenn er sie anfaßte und freundliche Töne anschlug, wäre es ihr lieber gewesen, er hätte sie geschlagen.

»Du hast wohl noch keine Ohrringe getragen«, fragte er und griff mit den groben Fingern nach ihren kleinen Ohren. »Nein, Herr«, sagte Emmeline zitternd und schlug die Augen nieder.

»Na, ich werde dir welche schenken, wenn wir heimkommen, wenn du brav bist.«

Legree hatte der Flasche in einem Maße zugesprochen, daß er eine Anwandlung von Großmut verspürte; jetzt aber war es so weit, daß die Einzäunung der Plantage sichtbar wurde. Die Anlage hatte früher einem reichen Herrn gehört, der viel Geld auf den Ausbau verwandt hatte. Bei seinem Tode war sein Vermögen erschöpft, so daß Legree das Besitztum für ein Spottgeld erstand und es, wie alle Dinge, die er erwarb, nur zum Geldmachen verwendete. Das Ganze machte einen verkommenen und verwahrlosten Eindruck, der immer entsteht, wenn die Pflege des früheren Besitzers langsam in völligen Verfall gerät.

Der Karren holperte über eine grasbewachsene Allee, die an beiden Seiten mit edlen Chinabäumen bestanden war, deren anmutige Formen und immer bewegtes Laub das einzige zu sein schienen, dem die allgemeine Vernachlässigung nichts hatte anhaben können.

Das Haus war einst geräumig und stattlich gewesen. Es war im üblichen Kolonialstil des Südens erbaut; eine breite Veranda, auf die alle Türen mündeten, lief zweistöckig um jeden Teil des Hauses, Säulen aus Ziegelsteinen stützten die untere Fläche.

Aber jetzt sah das Gebäude verlassen und wenig einladend aus; einige Fenster waren mit Pappe versehen, andere hatten geborstene Rahmen, die Läden hingen nur an einem Dübel.

Pappstückchen, Stroh, alte, vermoderte Fässer und Kisten bedeckten überall den Boden, drei oder vier verwilderte Hunde, durch das Räderrollen aufgescheucht, trollten heran und ließen sich nur mit Mühe von den zerlumpten Dienstboten, die ihnen folgten, abhalten, Tom und seine Gefährten anzuspringen.

»Da, seht ihr, was euch blüht«, sagte Legree und liebkoste die Tiere mit grimmiger Zärtlichkeit, indem er sich den Sklaven zukehrte; »da seht ihr, was euch blüht, wenn ihr versuchen solltet wegzulaufen. Diese Hunde sind auf Nigger dressiert; lieber vertilgen sie euch als ihre Abendmahlzeit. Also hütet euch! Da wären wir, Sambo!« wandte er sich an einen zerlumpten Kerl, dessen Hut ohne Krempe war und der seinen Herrn sehr beflissen begrüßte. »Wie ist es euch hier ergangen?«

»Glänzend, Herr.«

»Qmmbo«, sagte Legree zu einem andern, der sich ebenfalls in Freudenbezeugungen überbot, »hast du beherzigt, was ich dir aufgetragen habe?«

»Und ob, Herr!«

Diese beiden Farbigen waren die Vorarbeiter der Plantage.

Legree regierte seine Plantage durch eine Verteilung der Gewalten.

Sambo und Quimbo haßten einander aus tiefstem Herzen, die Plantagenarbeiter haßten sie alle beide; indem er einen gegen den an–dern ausspielte, konnte er ziemlich sicher sein, daß er wenigstens von einer der drei Parteien ständig über das, was draußen vorging, auf dem laufenden gehalten wurde.

Niemand kann ganz ohne menschlichen Umgang auskommen, und Legree ermunterte seine beiden schwarzen Vasallen zu einer Art plumper Vertraulichkeit, die allerdings jederzeit gefährlich werden konnte, denn bei der geringsten Dreistigkeit war jeder auf einen Wink bereit, an dem andern blutige Rache zu nehmen.

Als sie jetzt mit Legree zusammenstanden, bewiesen sie so recht, daß Menschen gemeiner sind als Tiere. Ihre groben, dunklen, schweren Züge, ihre großen Augen, die einander mißtrauisch anstierten, ihre barbarische, gutturale, halbtierische Aussprache, ihre zerfledder–ten Kleider, die sich im Winde blähten, alles stimmte prächtig zu dem verkommenen, ungesunden Eindruck, den die ganze Umgebung machte.

»Hier, Sambo«, sagte Legree, »nimm diese Leute hinunter ins Quartier, und hier hab ich dir ein Weib mitgebracht«, fügte er hinzu, als er die Mulattin von Emmeline trennte und sie ihm hinstieß.

»Du, mein Fräulein«, sagte er zu Emmeline, »du gehst mit mir.«

Für einen Augenblick erschien ein dunkles, wildes Gesicht an einem der Fenster; als Legree die Tür öffnete, gab eine weibliche Stimme rasch einige Befehle. Dies hatte Tom, der mit banger Teilnahme Emmeline nachgeblickt hatte, gehört und auch noch, daß Legree ärgerlich antwortete: »Du hältst deinen Mund! Das mach ich, wie es mir paßt.«

Mehr hörte Tom nicht, denn schon folgte er Sambo ins Quartier. Das Quartier war eine Art kleine Gasse mit rohen Hütten auf beiden Seiten in vier Reihen, in einem Teil der Plantage, der weit vom Hause entfernt war. Die Hütten hatten ein vernachlässigtes, unfertiges Aussehen. Toms Mut sank, als er sie erblickte. Er hatte sich mit dem Gedanken an eine Hütte getröstet, die gewiß unbequem war, doch die Möglichkeit bot, sie sauber und reinlich zu halten, wo er ein Bord für seine Bibel und einen Platz gehabt hätte, um sich nach der Arbeit auszuruhen. Er besichtigte verschiedene: Es waren reine Höhlen, ohne die geringsten Möbel, außer einer Strohhütte, die aber von Schmutz starrte und deren Boden aus der nackten, von unzähligen Füßen festgetrampelten Erde bestand.

»Welche soll mir gehören?« fragte er Sambo unterwürfig.

»Weiß nicht. Geh meinetwegen hier rein«, antwortete dieser. »Da ist vielleicht noch Platz für einen; schon jetzt ein ganzer Haufen Nigger in jeder; weiß nicht, wo ich die andern unterbringen soll.«

Spät am Abend strömten die müden Bewohner der Hütten heim–Männer und Frauen, in schmutziger, zerrissener Kleidung, verdrossen und abgearbeitet, keineswegs geneigt, die Neuankömmlinge freundlich zu begrüßen. Die kleine Siedlung hallte wider von Geräuschen, die wenig ermunternd klangen; heisere gutturale Stimmen stritten um die Handmühlen, in welchen die Arbeiter noch Mais mahlen mußten, um daraus einen Kuchen zu backen, aus dem ihr Abendbrot bestand. Vom ersten Morgengrauen an waren sie auf dem Feld gewesen, wo die Aufseher sie mit schwingender Peitsche zur Arbeit trieben, denn man stand mitten in der Ernte und unterließ kein Mittel, um aus jedem Arbeiter das letzte an Kraft und Leistung herauszupressen.

Als die Kolonne hereinströmte, blickte Tom vergeblich nach einem Gefährten aus. Er sah nur verdrossene, verbitterte, mürrische Männer und schwache, mutlose Frauen; die Starken stießen die Schwachen — er sah die tierische Selbstsucht von Menschen, von denen nichts Gutes mehr erwartet oder verlangt wird und die, in jeder Weise wie Tiere behandelt, so tief gesunken waren, als es für Menschen nur möglich ist. Noch bis in die späte Nacht hinein währte das Maismahlen, denn für die vielen waren verhältnismäßig wenig Mühlen vorhanden, und die Schwachen und Müden wurden von den Stärkeren verdrängt und kamen erst zuletzt an die Reihe.

»Heda«, sagte Sambo, ging zu der Mulattin und warf ihr einen Sack Mais vor die Füße, »wie zum Teufel heißt du?«

»Lucy«, antwortete das Weib.

»Also, Lucy, du bist jetzt mein Weib, du mahlst hier den Mais und backst meine Kuchen, verstanden?«

»Ich bin nicht dein Weib und will es nicht sein!« stieß sie mit dem Mute der Verzweiflung hervor; »geh weg!«

»Du kriegst einen Fußtritt«, sagte Sambo und hob drohend seinen Fuß.

»Bring mich ruhig um — je eher, desto besser! Ich wollte nur, ich wäre schon tot!« erwiderte die Frau.

»Wart, Sambo, wenn du die Arbeiter verminderst, sag ich es dem Herrn«, sagte Quimbo, der fleißig die Mühle drehte, von welcher er hinterhältig drei müde Frauen weggestoßen hatte, die auch ihren Mais mahlen wollten.

»Und ich sage ihm, daß du die Weiber nicht an die Mühle läßt, du alter Nigger«, entgegnete ihm Sambo. »Bleib du nur in deiner Reihe.«

Tom war hungrig von seinem Tagesmarsch und fiel fast um vor Erschöpfung.

»Da«, sagte Quimbo und warf einen groben Sack zu Boden, der einen Scheffel Mais enthielt; »da, Nigger, greif zu — und heb es gut auf, das muß eine Woche reichen.«

Tom wartete bis zu später Stunde auf einen Platz an der Mühle; aber als es dann soweit war, mahlte er mitleidig für zwei Frauen, die sich mit der Mühle mühten, schürte ihnen das herabgebrannte Feuer zu neuer Glut und richtete dann sein eigenes Mehl. Das war bisher noch nie geschehen, dieses kleine Zeichen der Nächstenliebe, und es erweckte ein Echo — ein Ausdruck weiblicher Güte erschien auf ihren harten Gesichtern. Sie rührten ihm seinen Kuchen an und überwachten das Backen; Tom aber saß im Schein des Feuers und zog seine Bibel heraus — ihn verlangte nach Trost.

»Was ist das?« fragte eine der Frauen.

»Eine Bibel«, antwortete Tom.

»Großer Gott, hab keine mehr gesehen, seit ich in Kentucky war.«

»Seid ihr in Kentucky aufgewachsen?« fragte Tom.

»Ja, in guten Verhältnissen; dachte nie, daß ich es bis hier bringen würde«, erwiderte die Frau und seufzte.

»Na, lies doch mal!« forderte eine andere Tom neugierig auf, als sie sah, wie aufmerksam er darin vertieft war.

Tom las: »Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, denn ich will euch erquicken.«

»Das sind gute Worte«, meinte die Frau; »wer sagt das?«

»Der Heiland«, erwiderte Tom.

»Ich wollte nur, ich wüßte, wo er zu finden ist, dann würde ich hingehen. Manchmal denke ich, ich finde keine Ruhe mehr. Mein Körper ist so ausgelaugt, ich zittere jeden Tag, und Sambo geifert immer hinter mir her, weil ich nicht schneller pflücke, und abends wird es oft Mitternacht, bevor ich mein Essen

kriege. Dann hab ich mich kaum umgedreht und meine Augen zugemacht, da hör ich schon wieder das Horn zum Aufstehen blasen, und dann fängt der Morgen wieder an. Wenn ich nur wüßte, wo der Heiland ist, würde ich es ihm klagen.«

»Er ist hier, er ist überall«, sagte Tom.

»Ach, das kannst du mir nicht weismachen. Der Heiland ist nicht hier, aber alles Reden hat keinen Zweck. Besser, man kriecht hinein und schläft.«

Die Frauen verschwanden in ihrer Hütte, und Tom saß allein beim sinkenden Feuer.

Silbern und hellstirnig ging der Mond am purpurnen Himmel auf und blickte still und ruhig herab, wie Gott herabblickt auf die Stätte des Elends und der Unterdrückung — auf den einsamen schwarzen Mann, als er mit verschränkten Armen dasaß, die Bibel auf den Knien.

Auf dem Boden lagen bereits müde Schläfer hingestreckt, und die abgestandene Luft stieß ihn fast zurück; als einzige Hülle eine zerlöcherte Decke um sich schlagend, kroch er ins Stroh und schlief ein.

32. Kapitel
Cassy

Es dauerte nicht lange, und Tom war mit allem vertraut, was er in seiner neuen Umgebung zu hoffen und zu fürchten hatte. Er war erfahren und tüchtig bei allem, was er anpackte, und aus Gewohnheit wie aus Prinzip zuverlässig und treu. Von Haus aus ruhig und friedlich, hoffte er durch unablässigen Fleiß wenigstens das Schlimmste von sich fernhalten zu können. Er sah genug Elend und Erniedrigung, um in Verzweiflung zu versinken; aber er beschloß, in himmlischer Geduld auszuharren, sich in die Hände Gottes zu befehlen und die Hoffnung nicht fahren zu lassen, daß ihm noch eine letzte Flucht offenstünde.

Legree nahm wohl Notiz von Toms Anstelligkeit. Er schätzte ihn als erstklassigen Arbeiter; dennoch spürte er eine geheime Abneigung gegen ihn — die innere Antipathie des Bösen gegen den Guten. Er sah deutlich, daß, wenn seine Wut und Heftigkeit auf die Hilflosen niederfiel — wie es häufig geschah -, Tom es bemerkte; denn so fein sind die Schwingungen unserer Gefühle, daß sie sich auch ohne Worte übertragen; selbst die Gefühle eines Sklaven können einen Herrn ärgern. Tom bekundete auf verschiedene Weise ein Zartgefühl, ein Mitleid mit seinen Leidensgenossen, das ihnen seltsam und neu war und von Legree mit eifersüchtigem Auge beobachtet wurde. Er hatte Tom gekauft, halb in der Absicht, eine Art Verwalter aus ihm zu machen, dem er seine Geschäfte für die kurze Zeit seiner Abwesenheit anvertrauen könnte. Die erste, zweite und dritte Vorbedingung für diese Stellung bestand aber seiner Ansicht nach in Härte. Also beschloß Legree, da Tom den Arbeitern gegenüber keine *Härte* zeigte, ihn zunächst selbst abzuhärten. Nachdem Tom einige Wochen da war, sollte damit der Anfang gemacht werden.

Eines Morgens, als die Arbeiter zur Feldarbeit abgefertigt waren, sah Tom mit Befremden einen Neuling unter ihnen, dessen Äußeres seine Aufmerksamkeit erregte. Es war eine Frau, groß und schlank gebaut, mit auffallend rassigen Händen und Füßen, sauber und anständig gekleidet. Nach ihrem Gesicht zu urteilen, konnte sie zwischen fünfunddreißig und vierzig sein; aber es war ein Gesicht, das man nicht wieder vergaß — eines von denen, die auf den ersten Blick in uns die Vorstellung einer wilden, schmerzlichen und romantischen Geschichte erregen. Ihre Stirn war hoch, und die Augenbrauen waren klar und schön gezeichnet. Ihre gutgeformte Nase, ihr feingeschnittener Mund und die anmutigen Umrisse ihres Kopfes und Nackens verrieten, daß sie

Telegram@shabarsbibliothek

einmal sehr schön gewesen sein mußte; aber ihr Gesicht hatte scharfe Linien des Schmerzes, des stolzen, bitteren Leidens gezeichnet. Ihre Hautfarbe war bleich und ungesund, ihre Wangen schmal, ihre Züge scharf, ihre ganze Gestalt abgemagert.

In ihren Augen nachtete eine tiefe Angst — eine unbewegliche Hoffnungslosigkeit, die in erschreckendem Gegensatz zu dem unbeugsamen Stolz stand, den ihr ganzes Benehmen ausdrückte.

Woher sie kam, wer sie war, wußte Tom nicht. Er wußte nur, daß sie aufrecht und stolz im Morgengrauen neben ihm ausschritt. Der Kolonne war sie jedoch bekannt, viele Köpfe drehten sich nach ihr um, und eine unterdrückte, aber deutliche Genugtuung sprach aus den elenden Gesichtern der halbverhungerten Gestalten, die sie umdrängten.

»Mußte sich also doch herbequemen!« sagte jemand.

»Hi, hi, hi!« lachte jemand anderer, »da wird sie merken, wie es ist.«

»Da muß sie auch mal arbeiten!«

»Möchte nur wissen, ob ihr Teil heute abend auch gewogen wird!«

»Ich wär froh, wenn sie dann auch mal Hiebe kriegte«, sagte ein anderer.

Die Frau achtete nicht auf diese Sticheleien, sondern tat, als hörte sie nicht, und schritt weiter. Tom hatte immer unter gebildeten und kultivierten Menschen gelebt und erkannte aus ihrer Haltung, daß sie zu dieser Klasse gehörte; aber wie und warum sie in diese Verhältnisse geraten, konnte er nicht sagen. Die Frau sprach kein Wort, blickte ihn auch nicht an, sondern hielt sich nur dicht an seiner Seite.

Tom war bald mitten in der Arbeit, aber da die Frau nicht weit entfernt war, warf er zuweilen einen Blick auf ihre Arbeit. Er sah sofort, daß ihre angeborene Geschicklichkeit und Genauigkeit ihr die Aufgabe sehr erleichterten. Sie pflückte flink und sauber mit zorniger Miene, als ob sie die Arbeit und die Schande, die sie in diese Umstände gebracht, gleichermaßen verachtete.

Im Laufe des Tages geriet Tom in die Nähe der Mulattin, die mit ihm zusammen im selben Schub gekauft worden war. Sie litt anscheinend große Schmerzen, und Tom hörte wiederholt, wie sie laut betete, während sie taumelte und umzufallen drohte. Als er näher kam, stopfte er ihr mehrere Hände voll Baumwolle in den Sack.

»Oh, nicht doch, nicht doch!« sagte die Frau, überrascht aufsehend; »du schaffst dir Ungelegenheiten.«

Gerade kam Sambo vorbei. Er schien eine besondere Pike auf diese Frau zu haben; die Peitsche schwingend, sagte er mit seiner rohen, gutturalen Stimme: »Was treibst du, Lucy? Mogelst du, wie?«, und schon gab er der Frau mit seinem schweren Lederstiefel einen Tritt und schlug Tom die Peitsche ins Gesicht.

Tom nahm stumm die Arbeit wieder auf; aber die Frau, schon vorher nahe am Zusammenbrechen, fiel ohnmächtig hin.

»Sie wird schon wieder zu sich kommen!« sagte der Treiber, packte die Unglückliche am Arm und schüttelte sie roh. Die Frau stöhnte und richtete sich halb auf. »Steh auf, du Bestie, und arbeite, sonst zeig ich dir noch andere Scherze.«

Die Frau schien für einige Augenblicke zu unnatürlicher Kraft aufgestachelt und arbeitete in verzweifelter Verbissenheit.

»Halte das Tempo durch«, sagte der Kerl, »sonst wärst du lieber tot heute abend.«

»Das wär' ich schon jetzt am liebsten!« hörte Tom sie antworten, und dann hörte er, wie sie sagte: »Herrgott, wie lange noch? Herrgott, warum erbarmst du dich nicht?«

Auf die Gefahr hin, selbst dafür leiden zu müssen, kam Tom abermals heran und leerte alle seine Baumwolle in den Sack der Frau.

»Oh, das darfst du nicht! Du weißt nicht, was sie mit dir machen!« sagte sie.

»Ich kann es tragen«, antwortete Tom, »besser als du«, und er kehrte auf seinen Platz zurück. Es hatte nur eine Minute gedauert.

Plötzlich schlug die fremde Frau, die wir beschrieben und die im Laufe der Arbeit nahe genug an Tom herangekommen war, um Toms Worte aufzufangen, ihre düsteren schwarzen Augen auf und ließ sie einen Moment auf ihm ruhen; dann nahm sie ein Teil Baumwolle aus ihrem Korb und legte es in seinen Sack.

»Du kennst dich hier nicht aus«, sagte sie, »sonst hättest du das nicht getan. Wenn du erst einen Monat hier bist, läßt du das sein; dann weißt du, wie schwer es ist, die eigene Haut zu retten.«

»Das verhüte der Herrgott, Missis!« sagte Tom, die Arbeitsgefährtin instinktiv mit der respektvollen Anrede titulierend, die dem Gebildeten zusteht.

»Der Herrgott besucht diese Gegend nicht«, entgegnete die Frau bitter, als sie behende mit ihrer Arbeit fortfuhr; und wieder kräuselte ein verächtliches Lächeln ihre Lippen.

Aber der Aufseher hatte gesehen, was die Frau getan; er schwenkte seine Peitsche und kam herbei.

»Was soll das?« schrie er mit triumphierender Miene, »du mogelst hier? Da, komm her, jetzt bist du unter mir — nimm dich in acht oder ich schlage!«

Da schoß ein Blick wie ein Blitz plötzlich aus den schwarzen Augen, mit bebenden Lippen und geblähten Nasenflügeln richtete sie sich auf und wendete sich in rasender Wut gegen den Treiber.

»Du Hund!« sagte sie, »rühr mich nicht an, wenn du es wagst! Noch hab

ich Macht genug, dich von den Hunden zerreißen, lebendig verbrennen oder in Stücke schneiden zu lassen! Ein Wort von mir genügt!«

»Warum, zum Teufel, seid Ihr dann hier?« sagte der Mann, offensichtlich eingeschüchtert und mürrisch einen Schritt zurückweichend. »Hab's nicht so bös gemeint, Miß Cassy!«

»Dann bleib auf deinem Platz!« antwortete die Frau. Und der Mann schien wahrhaftig eilige Geschäfte auf der anderen Seite des Feldes zu haben, denn er verschwand augenblicklich.

Cassy nahm sofort die Arbeit wieder auf und war so emsig, daß Tom staunen mußte. Es war die reine Zauberei. Der Tag war noch nicht vorüber, und ihr Korb war voll, wurde gepreßt und wieder hoch aufgefüllt, und schon verschiedentlich hatte sie Tom Hände voll abgegeben. Es war schon dämmrig, als der müde Zug, die Körbe auf den Köpfen, sich vor dem Gebäude aufreihte, in dem die Baumwolle gespeichert und abgewogen wurde. Legree stand schon da und redete eifrig mit den beiden Treibern.

»Der Tom da hat lauter Unheil gestiftet; immer Lucys Korb gefüllt. Alle Niggers ärgern sich schon, wenn Master nicht eingreift!« sagte Sambo.

»Na«, antwortete Legree, »das beste wird sein, wir übertragen ihm heute die Peitsche, da wird er diese Zicken lassen.«

»Au, Herr, das wird ein schweres Stück sein, ihn dazu zu bewegen!«

»Er wird sich schon bequemen müssen«, sagte Legree, während er seinen Priem in die Backe schob.

Langsam zogen die müden, abgearbeiteten Leute herein und zeigten mit bangem Zögern ihre Körbe vor.

Legree notierte auf einer Schiefertafel, die seitlich eine Namenliste enthielt, die abgelieferte Menge.

Toms Korb wurde gewogen und gebilligt. Mit ängstlichem Blick verfolgte er, ob die Frau, welcher er geholfen, die genügende Menge hatte.

Taumelnd vor Schwäche trat sie heran und lieferte ihren Korb ab; er hatte volles Gewicht. Legree sah es wohl, aber mit gespieltem Ärger sagte er: »Was? Du faules Stück! Wieder zu wenig! Geh auf die Seite, diesmal kriegst du es!«

»Und jetzt«, wandte er sich an Tom, »komm du einmal her. Du weißt ja, ich hab dich nicht für diese gemeine Arbeit gekauft. Ich will dich befördern und dich zum Treiber machen; heut abend kannst du gleich anfangen. Da, nimm die Person und peitsche sie; du hast es oft genug gesehen, du wirst schon wissen, wie man es macht.«

»Der Herr muß entschuldigen«, erwiderte Tom; »das wird der Herr nicht verlangen. Das bin ich nicht gewöhnt, das kann ich unmöglich tun.«

»Du wirst noch eine Menge lernen, was du nicht gewöhnt bist«, sagte

Legree.

»Ja, Herr, aber das arme Geschöpf hier ist schwach und krank; es wäre einfach grausam, und das tu ich nicht, das fang ich gar nicht an. Herr, wenn Sie mich töten wollen, töten Sie mich; aber niemals erhebe ich meine Hand gegen diese hier — lieber sterbe ich.«

Tom sprach in ruhigem Ton, aber mit einer unmißverständlichen Entschiedenheit. Legree wurde von Wut geschüttelt.

»Ha, da hätten wir doch endlich einen frommen Hund unter uns Sündern! — einen Heiligen, einen wahren Gentleman, der mit uns Sündern über die Sünden spricht. Muß ja verdammt fromm sein–hast du nie gehört, da in deiner Bibel - >Diener, gehorcht eurem Herrn<? Bin ich nicht dein Herr? Hab ich nicht zwölfhundert Dollars in bar für dich auf den Tisch gezählt für alles, was da unter deiner schwarzen Schale steckt? Gehörst du nicht mir mit Leib und Seele?« sagte er und versetzte Tom einen schweren Fußtritt, »sprich!«

Die Frage warf einen Strahl der Freude und des Triumphes in Toms Seele. Er richtete sich plötzlich auf, blickte inständig gen Himmel, während Tränen über sein Gesicht strömten, und rief aus:

»Nein, nein, nein! Meine Seele gehört dem Herrn nicht! Die habt Ihr nicht gekauft — die kann man nicht kaufen! Die hat ein anderer gekauft und bezahlt, der sie behält. Da könnt Ihr nichts machen, mir kann kein Leid geschehen!«

»So«, sagte Legree und grinste, »das wollen wir doch sehen! Hier, Sambo, Quimbo! Gebt dem Hund eine Tracht, die er einen Monat lang nicht vergißt.«

Die zwei mächtigen Neger, wahre Vertreter der dunkelsten Mächte, ergriffen Tom mit teuflischer Genugtuung. Das arme Weib schrie angstvoll auf, alle hatten sich wie auf Verabredung erhoben, während sie ihn widerstandslos wegschleppten.

33. Kapitel
Die Geschichte der Quadrone

Es war spät in der Nacht, und Tom lag stöhnend und blutend allein in einer alten Rumpelkammer des Maschinenhauses unter zerbrochenen Maschinenteilen, Baumwollhaufen minderer Güte und anderem Gerümpel, das sich dort angehäuft hatte.

Die Nacht war feucht und schwül, in der dicken Luft schwärmten Myriaden von Ungeziefer, welche die brennende Qual seiner Wunden noch steigerten, während ein verzehrender Durst — eine Qual, größer als alle andern — das Maß seiner Leiden voll machte.

»O, Vater im Himmel, blicke hernieder — gib mir den Sieg! — Laß mich überwinden!« betete der arme Tom in seiner Not.

Da wurde ein Schritt im Nebenraum hörbar, und das Licht einer Laterne fiel auf sein Gesicht.

»Wer ist da? Oh, um Gottes Barmherzigkeit, gebt mir etwas Wasser!«

Cassy — denn sie war es — stellte ihre Laterne hin, goß Wasser aus einer Flasche, richtete seinen Kopf auf und gab ihm zu trinken. Mit fiebriger Hast leerte er Becher um Becher.

»Trink nur, soviel du magst«, sagte sie; »ich wußte, was kommen würde. Es ist nicht zum erstenmal, daß ich nachts unterwegs bin, um einem Menschen beizustehen.«

»Danke, Missis«, sagte Tom, als er seinen Durst gestillt hatte.

»Nenne mich nicht Missis. Ich bin nur eine elende Sklavin–niedriger als du es jemals sein kannst!« sagte sie bitter. »Aber jetzt«, setzte sie hinzu und ging zur Tür, um eine schmale Pritsche hereinzuschieben, über die mit kaltem Wasser besprengte Leinentücher gebreitet waren, »versuch es einmal, armer Kerl, dich da hinaufzurollen.«

Steif und wund brauchte Tom lange Zeit, bis es ihm gelang, aber dann fühlte er eine große Erleichterung, als seine Wunden die gekühlten Tücher berührten.

Die Frau, die sich bei den Opfern der Brutalität große Übung erworben hatte und sich auf manche Heilkunst verstand, verschaffte ihm jede mögliche Linderung.

»Und das«, sagte sie, als sie ihm einen Ballen beschädigte Baumwolle als Kissen unterschob, »wäre nun alles, was ich für dich tun kann.«

Tom dankte ihr; die Frau setzte sich auf den Boden, zog die Knie an, umschlang sie mit den Armen und blickte starr vor sich hin, das Gesicht bitter und schmerzlich verzogen. Ihr Kopftuch fiel zurück, und lange, gewellte Haarsträhnen umrahmten ihre melancholischen Züge.

»Es hat alles keinen Zweck, du armer Kerl«, stieß sie endlich hervor, »es hat keinen Zweck, daß du es versuchst. Du bist ein tapferer Kerl, das Recht ist auf deiner Seite. Aber es ist vergeblich. Du kämpfst umsonst. Du bist dem Teufel in die Hände gefallen, er ist der Stärkere, da mußt du nachgeben.«

Nachgeben! Hatten nicht menschliche Schwäche und seelische Angst ihm das auch schon zugeflüstert? Tom fuhr auf, denn die vergrämte Frau mit den wilden Augen und der Grabesstimme erschien ihm als die reine Verkörperung der Versuchung, mit welcher er gerungen hatte.

»Herrgott! Herrgott!« stöhnte er laut, »wie könnte ich nachgeben?«

»Du brauchst Gott nicht anzurufen — er hört dich nicht«, sagte die Frau ungerührt. »Ich glaube, es gibt keinen Gott oder, wenn es ihn gibt, dann hat er gegen uns Partei ergriffen. Alles ist gegen uns, Himmel und Erde. Alles stößt uns in die Hölle. Warum gehen wir nicht von selbst?«

Tom schloß die Augen, ihm schauderte bei den finsteren, gottlosen Worten.

»Siehst du«, fuhr sie fort, »du weißt ja nicht, wie es hier ist, aber ich weiß es. Ich habe jetzt fünf Jahre in diesem Haus mit Leib und Seele unter der Fuchtel dieses Mannes gestanden; ich hasse ihn wie den Leibhaftigen. Hier, auf der einsamen Plantage, zehn Meilen von jeder menschlichen Behausung entfernt, mitten in den Sümpfen, da lebst du. Hier gibt es kein Gesetz, weder ein göttliches noch ein menschliches, das dir oder einem von uns Schutz gewährt. Und dazu dieser Mensch; es gibt nichts, dessen er nicht fähig wäre! Bin ich nicht von guter Herkunft? Und er — Gott im Himmel! Was war er, und was ist er? Jetzt hat er ein junges Ding um sich, erst fünfzehn Jahre; sie sagt, sie habe eine fromme Erziehung genossen. Bei einer guten Herrin hat sie das Bibellesen gelernt und hier in diese Hölle hat sie ihre Bibel mitgebracht!« Die Frau lachte ein wildes, schauriges Lachen, das seltsam und unwirklich durch die alte Kammer tönte.

Tom faltete die Hände; ringsum war Dunkelheit und Schrecken.

»O Jesus! Lieber Heiland! Hast du uns Arme ganz vergessen?« brach es schließlich von seinen Lippen. »Hilf mir, Herr, ich verderbe!«

Aber die Frau fuhr unwillig fort:

»Und wer sind diese elenden, erbärmlichen Hunde, die mit dir arbeiten, daß du ihretwegen leiden willst? Jeder von ihnen würde dich verraten, wenn es darauf ankäme. Sie sind alle niederträchtig und grausam zueinander; dein Leiden rettet sie nicht, da ist alles umsonst!«

»Arme Menschen!« sagte Tom, »wodurch sind sie grausam geworden? Wenn ich jetzt nachgebe, gewöhne ich mich dran und werde langsam genauso. Nein, nein, Frau! Ich habe alles verloren — Weib und Kinder, die Heimat und meinen guten Herrn -, er hätte mich freigelassen, hätte er nur eine Woche länger gelebt. Ich habe alles in dieser Welt verloren — es ist alles hinfällig geworden — ich kann nicht den Himmel auch noch verlieren; nein, schlecht darf ich nicht auch noch werden!«

»Aber die Sünde kann uns Gott nicht auch noch zur Last legen«, sagte die Frau; »uns kann er nicht anklagen, wenn wir gezwungen werden; er muß die verurteilen, die uns zwingen.«

»Ja«, antwortete Tom; »aber das bewahrt uns nicht vor der Schlechtigkeit. Wenn ich so hartherzig werde wie dieser Sambo und ebenso schlecht, dann macht es keinen Unterschied, warum ich so wurde; es ist das Schlechtsein — davor fürchte ich mich.«

Die Frau blickte Tom wild und erschrocken an, als ob ihr ein neuer Gedanke gekommen sei, und dann sagte sie aufstöhnend: »O Gott, erbarm dich! Du sprichst die Wahrheit!«

Eine Weile herrschte Schweigen, man hörte nur beider Atemzüge, bis Tom mit schwacher Stimme sprach: »Ach, bitte, Frau!«

Die Frau erhob sich jäh, ihr Gesicht trug wieder den alten, gefaßten und melancholischen Ausdruck.

»Bitte, Frau, ich sah, wie sie meine Jacke dort in die Ecke warfen, und in meiner Jackentasche ist meine Bibel — wenn ich die haben könnte.«

Cassy ging und holte sie. Tom schlug sogleich eine dick angestrichene Stelle auf, die, schon ganz zerfleddert, von den letzten Szenen aus dem Leben des Heilands handelte, durch dessen Wunden wir geheilt wurden.

»Wenn Ihr das lesen wolltet, dies hier — das ist besser als Wasser.«

Cassy nahm das Buch mit stolzer, undurchdringlicher Miene und überflog die Stelle. Dann las sie laut mit weicher Stimme und eigentümlich schöner Betonung den ergreifenden Bericht von Tod und Überwindung. Ihre Stimme schwankte häufig, und manchmal versagte sie ganz, dann hielt sie in kalter Selbstbeherrschung inne, bis sie ihre Stimme wieder in der Gewalt hatte. Aber als sie zu den rührenden Worten kam: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun«, warf sie das Buch hin, verbarg ihr Gesicht in den schweren Wellen ihres Haares und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

»Warum stellt er uns dahin, wo wir der Sünde nicht ausweichen können?« fragte die Frau.

»Ich denke, wir können ihr wohl ausweichen«, antwortete Tom.

»Warte nur ab«, sagte Cassy. »Was willst du denn tun? Morgen fallen sie

wieder über dich her. Ich kenne sie, ich weiß, wie sie es treiben; es ist mir schrecklich, wenn ich denke, was sie alles mit dir anfangen können — bis du doch nachgibst.«

»Lieber Heiland!« bat Tom, »du wirst meine Seele bewahren! O Herr, laß mich nicht kleinmütig werden!«

»Ach, diese Rufe und Gebete habe ich schon früher gehört«, sagte Cassy, »und dann mußten sie doch nachgeben und sich krümmen. Auch Emmeline versucht durchzuhalten, ebenso wie du hier — aber wozu? Es ist vergebens.«

»Nun gut, dann will ich sterben!« sagte Tom. »Mögen sie es noch so lange hinauszögern, einmal müssen sie mich doch sterben lassen — und dann können sie mir nichts mehr anhaben. Jetzt weiß ich es! Jetzt bin ich durch. Der Herrgott wird mir helfen und mich durchbringen!«

Die Frau antwortete nicht; sie saß aufrecht und hielt ihre schwarzen Augen starr auf den Boden geheftet. »Vielleicht ist es der richtige Weg«, sprach sie vor sich hin; »aber für diejenigen, die nachgeben, besteht keine Hoffnung — keine! Wir leben in der Verderbnis und werden verderben, bis wir uns selbst zum Ekel sind! Und wir sehnen uns nach dem Sterben und haben keinen Mut, uns umzubringen. Wir haben keine Hoffnung, wir wissen keinen Ausweg! Jetzt dieses Mädchen — so alt war ich damals auch! Du siehst mich hier«, sagte sie und sprach in fliegender Hast, »wo ich hingekommen bin. Ach, ich bin im Überfluß aufgewachsen. Das erste, an was ich mich aus meiner Kindheit erinnere, sind die prächtigen Räume, in denen ich spielte. Ich war geputzt wie eine Puppe, und auf Gesellschaft, bei Besuchen lobten mich alle. Vom Salon aus konnte man den Garten erreichen, dort spielte ich mit meinen Geschwistern Verstecken unter den Orangenbäumen. Ich besuchte eine Klosterschule und lernte dort Musik, Französisch, Sticken und dergleichen. Mit vierzehn Jahren kam ich heraus, gerade zur Beerdigung meines Vaters. Er starb ganz plötzlich, und als man seine Hinterlassenschaft ordnete, stellt sich heraus, daß man kaum die Schulden decken konnte. Als die Gläubiger eine Art Aufstellung des Vermögens machten, wurde ich auf die Liste gesetzt. Meine Mutter war eine Sklavin gewesen, und mein Vater hatte mich immer freilassen wollen; aber er war nicht mehr dazu gekommen, und deshalb kam ich auf die Liste. Ich hatte immer gewußt, was ich war, mich aber nie viel darum gekümmert. Man erwartet ja auch nicht, daß ein starker, gesunder Mann plötzlich stirbt. Mein Vater war bis auf die letzten vier Stunden vor seinem Tode niemals krank gewesen — er war einer der ersten Cholerafälle in New Orleans. Am Tage nach der Beerdigung meines Vaters nahm die Frau meines Vaters ihre Kinder und begab sich auf ihre väterliche Plantage. Ich fand, daß man mich merkwürdig behandelte, aber ich verstand es nicht. Der junge Anwalt, der die Geschäfte ordnete, kam jeden Tag

und war sehr höflich. Eines Tages brachte er einen jungen Mann mit; niemals hatte ich einen schöneren Menschen gesehen. Er ging mit mir im Garten spazieren, nie werde ich jenen Abend vergessen. Ich war einsam und traurig, und er war freundlich und sanft zu mir; er erzählte, daß er mich schon seit meiner Kinderzeit kannte und mich immer geliebt hätte, er wollte jetzt mein Freund und Beschützer sein. Kurzum, wenn er es auch nicht sagte, so hatte er doch zweitausend Dollars für mich bezahlt, und ich war sein Eigentum geworden. Aber ich wurde auch freiwillig die Seine, denn ich liebte ihn. Oh!« sagte die Frau, sich unterbrechend, »wie sehr habe ich ihn geliebt und werde ihn weiter lieben bis zu meinem letzten Atemzug. Schön war er, edel und vornehm. Er brachte mich in ein prächtiges Haus mit Dienern, Pferden und Equipagen, mit Möbeln und Kleidern. Alles, was er für Geld nur kaufen konnte, schenkte er mir, aber ich achtete es gering, ich liebte nur ihn. Wir hatten zwei schöne Kinder. Und ich dachte, niemand könnte glücklicher sein als ich; aber dann brachen böse Zeiten herein. Er bekam Besuch von einem Vetter aus New Orleans, mit dem er sehr befreundet war und auf den er große Stücke hielt, aber als ich ihn zum erstenmal sah, wußte ich, daß er Unheil stiften würde. Er veranlaßte Henry, mit ihm auszugehen. Oft kamen sie nachts nicht vor zwei oder drei Uhr nach Hause. Ich wagte kein Wort dagegen zu sagen, denn Henry war ein Heißsporn. Der andere nahm ihn mit in die Spielklubs, da gab es dann kein Halten mehr. Außerdem machte er ihn mit einer anderen Dame bekannt, und ich sah bald, daß ich sein Herz verloren hatte. Er hat es mir nie gesagt — aber ich sah es — mit jedem Tage wußte ich es mehr. Ich fühlte, wie mein Herz zerbrach, aber ich konnte kein Wort sagen. Zu diesem Zeitpunkt erklärte sich der falsche Freund bereit, mich und die Kinder zu kaufen, um Henrys Spielschulden aus der Welt zu schaffen, die seiner Heirat noch im Wege standen. Da hat er uns verkauft. Der elende Vetter kam und wollte seinen Besitz antreten. Er sagte, er hätte mich und die Kinder gekauft, und zeigte mir die Papiere. Ich verfluchte ihn vor Gottes Angesicht und sagte, lieber würde ich sterben.

>Ganz wie es dir beliebt<, erwiderte er; >wenn du nicht Vernunft annimmst, werde ich beide Kinder verkaufen, so daß du sie niemals wiedersiehst.< Und er sagte, daß er mich immer hatte haben wollen vom ersten Augenblick an, als er mich gesehen. Er hätte Henry abgelenkt, ihn in Schulden gestürzt, alles in der Absicht, ihn zu einem Verkauf zu bewegen. Ich gab nach, denn mir waren die Hände gebunden. Er hatte meine Kinder.

Elise war ein schüchternes kleines Ding; aber Henry war kühn und heißblütig wie sein Vater, niemand hatte ihn bis jetzt bändigen können. Der Mensch fand immer etwas zu tadeln an dem Kind und schalt es aus, ich lebte in ständiger Angst und Bedrückung. Ich versuchte, dem Kind Respekt beizubringen

— ich versuchte beide auseinanderzuhalten, denn ich klammerte mich an die Kinder; aber es half alles nichts. Er verkaufte sie beide. Er nahm mich eines Tages auf einen Ausritt mit, und als ich heimkam, waren sie nirgends zu finden. Da sagte er, er hätte sie verkauft, er zeigte mir das Geld, den Preis für ihr Blut. Da war es, als ob alle guten Geister mich verlassen hätten. Ich schäumte und verfluchte Gott und die Welt, und eine Zeitlang hat er sich wirklich vor mir gefürchtet. Eines Tages ging ich spazieren und kam an dem Prügelhaus vorbei; da sah ich ein Menschengedränge am Tor und hörte eine Kinderstimme — und plötzlich riß sich mein Henry von zwei Männern los, die ihn hielten, und rannte schreiend auf mich zu und hielt mich am Kleid. Sie kamen heran und stießen laute Verwünschungen aus. Ein Mann stand noch dabei, der schien Mitleid zu haben. Ich bot ihm alles Geld, das ich bei mir trug, wenn er nur eingreifen würde. Aber er schüttelte den Kopf und sagte, der Mann hätte behauptet, der Junge sei die ganze Zeit trotzig und ungehorsam gewesen. Ich kehrte sofort um und rannte nach Hause, und bei jedem Schritt glaubte ich, ihn schreien zu hören.

Ich glaube, damals ist in meinem Kopf etwas zersprungen. Ich fühlte mich benommen und war völlig außer mir. Ich entsinne mich noch, daß ein großes, scharfes Jagdmesser auf dem Tisch lag. Ich weiß noch, daß ich es ergriff und nach Butler warf. Dann wurde alles um mich dunkel, und ich wußte von nichts mehr — viele Tage lang.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem hellen Zimmer, aber nicht in meinem. Eine alte schwarze Frau pflegte mich, ein Doktor kam jeden Tag, und man gab sich große Mühe mit mir. Nach einer Weile merkte ich, daß Butler abgereist war und das Haus verkaufen ließ; darum machte man sich soviel Umstände mit mir.

Ich wollte nicht genesen, aber trotzdem wich das Fieber, ich wurde wieder gesund und stand auf. Dann mußte ich jeden Tag Toilette machen, und Herren kamen zu Besuch, standen Zigarren rauchend herum, betrachteten mich, stellten Fragen und handelten über meinen Preis. Ich war aber so finster und stumm, daß niemand mich haben wollte. Da drohten sie mir, wenn ich nicht heiterer wäre und mehr Entgegenkommen zeigen würde. Schließlich kam eines Tages ein Herr namens Stuart. Er schien Gefallen an mir zu finden und sah auch, daß etwas Fürchterliches mich bedrückte. Er kam oft und traf mich allein und überredete mich endlich, ihm alles zu erzählen. Zuletzt hat er mich gekauft und mir versprochen, nichts unversucht zu lassen, um meine Kinder zurückzukaufen. Er ging in das Hotel, wo mein Henry war, aber dort erfuhr er nur, daß ein Pflanzer am Red River den Jungen gekauft hätte, mehr habe ich nie wieder gehört. Dann machte er mein Töchterchen ausfindig; sie war bei einer alten Frau, er bot ihr eine riesige Summe, aber sie wollte die Kleine nicht hergeben. Butler hatte

gehört, das Kind sollte für mich zurückgekauft werden, da ließ er mir sagen, ich würde es niemals bekommen. Captain Stuart war sehr gut zu mir, er nahm mich mit auf seine herrliche Plantage. Wenig später trat die Cholera auf, und Captain Stuart starb; jeder mußte sterben, der leben wollte, ich aber, die ich an des Todes Pforte klopfte — ich blieb am Leben! Dann wurde ich wieder verkauft und ging von Hand zu Hand, dann hat mich zuletzt dieser Bösewicht gekauft und hierhergebracht, da bin ich nun!«

Die Frau hielt inne. In wilder Leidenschaft hatte sie ihre Geschichte vorgebracht, manchmal Tom angeredet, manchmal wie zu sich selbst gesprochen. So heftig und überwältigend war die Macht ihrer Rede, daß Tom für eine Weile selbst seine schmerzenden Wunden vergaß und auf einen Ellbogen gestützt ihr mit den Augen folgte, während sie ruhelos auf und ab ging und das schwarze, lange Haar sie bei jeder Bewegung umwallte.

»Kann ich dir noch etwas helfen, armer Kerl?« sagte sie, ruhig werdend, und näherte sich Toms Lager. »Soll ich dir noch etwas Wasser geben?«

Sie stellte es in Reichweite und richtete nochmals alles zu seiner Bequemlichkeit her, dann verließ sie die Kammer.

34. Kapitel
Erste Anzeichen

Das Wohnzimmer in Legrees Haus war ein großer, langer Raum mit einem breiten, mächtigen Kamin. Es war einst mit prunkvollen, teuren Tapeten ausgeschlagen worden, die jetzt zerrissen, verfärbt und schimmelig an den feuchten Wänden hingen. Ein eigentümlich ungesunder, Übelkeit verursachender Geruch lag über dem Ganzen, in dem sich Schmutz, Verfall und Feuchtigkeit mischten, wie man das häufig in verschlossenen alten Häusern bemerkt. Die Tapeten waren stellenweise von Bier–und Weinflecken verunziert oder von Kreidestrichen und langen Additionsreihen entstellt, als ob sich jemand im Rechnen geübt hätte. Auf dem Kaminrost stand eine Pfanne mit glühenden Kohlen, denn obgleich das Wetter nicht kalt war, schien es abends in dem großen Zimmer immer feucht und kühl zu werden, außerdem brauchte Legree eine Möglichkeit, seine Zigarre anzuzünden und Wasser für seinen Punsch heiß zu machen. Die rötliche Glut der Kohlen beleuchtete die Unordnung und Verwüstung des Zimmers — Sattelzeug, Sporen, Kleidungsstücke lagen in buntem Durcheinander im Zimmer verstreut; dazwischen hatten sich die Hunde nach eigenem Belieben häuslich niedergelassen.

Legree war gerade dabei, sich einen Punsch zu brauen. Aus einem angeschlagenen Krug goß er heißes Wasser aus und brummte vor sich hin:

»Die Pest soll den Sambo holen, mir diesen Krach mit den neuen Arbeitern vom Zaun zu brechen. Der Kerl wird eine Woche lang arbeitsunfähig sein — wo mir die Ernte schon auf den Nägeln brennt!«

»Ja, das sieht dir ähnlich«, ertönte eine Stimme hinter seinem Stuhl. Es war Cassy, die während seines Selbstgesprächs hereingeglitten war.

Zwischen ihr und Legree war ein hitziger Kampf entbrannt. Leg–ree hatte in seiner maßlosen Wut geschworen, er würde sie zur Feldarbeit schicken, wenn sie nicht Frieden hielt. Cassy in stolzem Zorn hatte erklärt, dann ginge sie eben aufs Feld. Und sie arbeitete dort einen Tag, wie bereits geschildert, um zu zeigen, wie sehr sie seine Drohung in den Wind schlug.

Legree hatte den ganzen Tag in Unruhe verbracht, denn Cassy hatte eine Macht über ihn, der er sich nicht entziehen konnte. Als sie ihren Korb an der Waage vorwies, hatte er auf ein Eingeständnis gehofft und sie halb versöhnlich angesprochen; aber sie hatte ihm in eisiger Verachtung geantwortet.

Die schändliche Behandlung des armen Tom hatte sie noch mehr

aufgebracht, und sie war Legree jetzt nur ins Haus gefolgt, um ihm seine Niedertracht vorzuhalten.

»Ich will ja nur, Cassy«, sagte Legree, »daß du dich anständig benimmst.«

»*Du* redest von Anständigkeit? Und was hast du getan? Du hast nicht einmal Verstand genug, dir mitten in der Ernte deine besten Leute zu erhalten, bloß weil du so ein Hitzkopf bist.«

»Ich war ein Narr, die ganze Geschichte anzuzetteln, das stimmt«, sagte Legree, »aber als der Kerl seinen Willen durchsetzen wollte, mußte ich ihn kuschen.«

»Den wirst du nie kuschen.«

»So?« Legree erhob sich wutentbrannt. »Das wollen wir doch sehen. Das wäre der erste Nigger, der bei mir etwas durchsetzte. Und wenn ich ihm jeden Knochen einzeln zerbreche, nachgeben muß er!«

Da ging die Tür auf, und Sambo kam herein. Unter vielen Bücklingen überreichte er ein Päckchen, in Papier gewickelt.

»Was ist das, du Hund?«

»Ein Hexenzauber, Herr.«

»Ein was?«

»Etwas, was Nigger von Hexen haben. Er trug es an einer schwarzen Schnur um den Hals.«

Legree war wie die meisten gottlosen und grausamen Menschen sehr abergläubisch. Er nahm das Päckchen und riß hastig das Papier herunter.

Ein Silberdollar fiel heraus und eine lange, glänzende Locke aus blondem Haar, die sich wie ein lebendiger Ring um Legrees Finger ringelte.

»Verdammt«, brüllte dieser, stampfte mit dem Fuß auf und riß das Haar herunter, als ob es ihn verbrenne.

»Wo kommt das her? Nimm es weg — verbrenn es — verbrenn es!« brüllte er und schleuderte es auf die Kohlen. »Wozu hast du es hergebracht?«

Sambo stand wie vom Donner gerührt mit aufgerissenem Mund dabei, und Cassy, die im Begriff stand, das Zimmer zu verlassen, hielt inne und sah ihn vollkommen verblüfft an.

»Untersteh dich und bring mir das Teufelszeug hier herein!« sagte Legree und drohte Sambo mit der Faust, der sich eilig zur Tür drängte; dann bückte er sich nach dem Silberdollar und warf ihn klirrend durch die Fensterscheibe hinaus in die Dunkelheit.

Sambo war froh, die Flucht ergreifen zu können. Als er verschwunden war, schien sich Legree ein wenig seiner Aufregung zu schämen. Bedrückt setzte er sich auf seinen Stuhl und begann seinen Punsch zu schlürfen.

Unbeobachtet entschlüpfte Cassy, um sich nach dem armen Tom

umzusehen, wie wir oben berichteten.

Was aber war mit Legree geschehen? Wie konnte eine schlichte blonde Locke einen Menschen derart aus der Fassung bringen, der doch mit jeder Grausamkeit vertraut war? Um hierauf eine Antwort geben zu können, müssen wir den Leser ein gutes Stück in unserer Geschichte zurückführen. So hart und gefühllos sich dieser Mensch jetzt ausnahm, einmal hatte es eine Zeit gegeben, da war auch er als kleines Kind an einer Mutterbrust gewiegt, mit frommen Liedern zur Ruhe gesungen worden. In früher Kindheit hatte eine blondhaarige Frau ihn unter dem Klang der Feiertagsglocken zu Gebet und Andacht geführt. Im fernen Neu–England hatte diese Mutter ihren einzigen Sohn in langmütiger, nie wankender Liebe erzogen. Als Sohn eines hartherzigen Vaters, an den die sanfte Frau eine Welt von Liebe verschwendet, war Legree in die Fußstapfen seines Vaters getreten. Prahlerisch, ungebändigt und herrschsüchtig hatte er ihren Rat verachtet und ihre Vorwürfe abgeschüttelt; schon im frühen Alter brannte er durch, um auf See sein Glück zu suchen. Er kam nur noch einmal zurück, und da beschwor ihn seine Mutter, die in der Sehnsucht ihres Herzens nach Liebe verlangte und sich aus Liebe an ihn klammerte, mit leidenschaftlichen Gebeten und Vorhaltungen, sein sündhaftes Leben zum Besten seiner unsterblichen Seele aufzugeben.

Damals riefen ihn die guten Engel, damals war er fast gewonnen, und das Erbarmen hielt ihn an der Hand. Sein Herz bereute insgeheim — ein Kampf erhob sich -, aber die Sünde errang den Sieg; mit der ganzen Kraft seiner robusten Natur widerstand er dem Ruf seines Gewissens. Er trank und fluchte, war wilder und roher als je zuvor. Und als seine Mutter eines Nachts in letzter Verzweiflung zu seinen Füßen kniete, entwand er sich ihr, warf sie besinnungslos zu Boden und floh unter lästerlichen Flüchen auf sein Schiff. Das letzte, was Legree von seiner Mutter erhielt, war ein Brief, den er eines Nachts empfing, als er mit betrunkenen Freunden zechte. Er öffnete ihn und heraus fiel eine Locke von langem, welligem Haar, die sich um seine Finger wand. Der Brief enthielt die Mitteilung, daß seine Mutter gestorben sei und ihn im Sterben gesegnet und ihm verziehen habe.

Oft in tiefer Nacht, nach Trinken, Toben und Fluchen, hatte er plötzlich gesehen, wie seine Mutter neben seinem Bett stand, und gespürt, wie sich die Haarlocke sanft um seine Finger ringelte, bis ihm der helle Schweiß über das Gesicht rann und er voll Entsetzen aus dem Bett sprang.

»Zum Henker«, sprach Legree zu sich selber, als er seinen Punsch schlürfte, »wo hat er das her? Wenn es nicht so ähnlich ausgesehen hätte — puh! Ich dachte, ich hätte es längst vergessen. Als ob man so etwas vergessen könnte!«

»Eines weiß ich«, fuhr er fort, als er ins Wohnzimmer zurück torkelte und

Telegram@shabarsbibliothek

sich hinsetzte. »Ich werde von nun an den Kerl in Ruhe lassen! Was hab ich auch mit seinem verfluchten Papier zu schaffen! Ich glaube, ich bin behext, ganz gewiß! Ich habe nur noch geschlottert und geschwitzt! Wo hat er das Haar her! Es kann ja nicht dasselbe sein! Das hab' ich doch verbrannt, das weiß ich ja! Es wär' ja ein Witz, wenn Haare auferstehen könnten!«

»Heda!« rief Legree und pfiff aufstampfend den Hunden, »wacht mal auf, einer von euch, und leistet mir Gesellschaft!« Aber die Hunde öffneten nur schläfrig ein Auge und schlossen es wieder.

»Ich werde mir Sambo und Quimbo holen, die sollen mir mit ihren Höllentänzen diese Gedanken vertreiben«, beschloß Legree, seinen Hut aufstülpend; er begab sich auf die Veranda und blies in ein Horn, womit er gewöhnlich die beiden Halunken herbeirief.

War Legree gnädig gelaunt, so ließ er diese beiden öfters kommen, heizte ihnen mit Whisky ein und unterhielt sich dann damit, sie singen, tanzen, raufen zu lassen, wie es ihm gerade einfiel.

Es war zwischen ein und zwei Uhr in der Nacht, als Cassy von ihrem Samaritergang zurückkehrte und aus dem Wohnzimmer Schreien, Lärmen und Gesang vernahm, in das sich Hundegebell und allgemeines Getöse mischten.

Rasch eilte sie zu einer Hintertür, stahl sich nach oben und klopfte an Emmelines Tür.

35. Kapitel
Emmeline und Cassy

Cassy betrat das Zimmer und fand Emmeline blaß vor Angst in der hintersten Ecke kauernd. Als sie eintrat, fuhr das Mädchen nervös in die Höhe, aber als es sah, wer es war, stürzte es herbei und griff nach Cassys Arm. »Oh, Cassy, seid Ihr das? Ich bin so froh, daß Ihr da seid! Ach, Ihr wißt nicht, was es da unten für einen furchtbaren Lärm gegeben hat!«

»Ich sollte es nicht wissen«, erwiderte Cassy trocken. »Ich habe es oft genug mitangehört.«

»Oh, Cassy, sprecht, können wir nicht fort von hier? Mir ist es gleich wohin — in die Sümpfe unter die Schlangen -, irgendwohin? Könnten wir nicht fort?«

»Nur in unser Grab«, sagte Cassy.

»Habt Ihr es schon versucht?« »Ich habe genug Versuche erlebt und alles, was folgt«, erwiderte Cassy.

»Ich wäre bereit, in den Sümpfen zu wohnen und die Rinde von den Bäumen zu nagen. Ich fürchte mich nicht vor Schlangen!«

»Da sind schon viele andere deiner Ansicht gewesen, aber in den Sümpfen kannst du nicht bleiben — die Hunde würden dich aufspüren und zurückbringen und dann — dann…«

»Ach, wäre ich nie geboren!« sagte Emmeline händeringend.

»Das wünschte ich mir schon längst. An diesen Wunsch bin ich schon gewöhnt. Ich würde sterben, wenn ich es nur wagte«, sprach Cassy und blickte hinaus in die Dunkelheit mit jener starren, stillen Verzweiflung, die beständig über ihrem Gesicht lag.

»Es wäre unrecht, wenn man sich selber tötete«, sagte Emmeline.

»Ich weiß nicht warum; kein größeres Unrecht als die Dinge, die wir täglich tun. Aber die Schwestern erzählten mir manches im Kloster. Da hab ich Angst vor dem Sterben. Wenn es nur unser Ende bedeutet — ach, dann — «

Emmeline kehrte sich ab und barg ihr Gesicht in den Händen.

Während dieser Unterhaltung oben in der Kammer war Legree unten in Schlaf gesunken. Er trank nicht aus Gewohnheit. Seine rohe und starke Natur verlangte und vertrug einen Alkoholkonsum, an dem eine feinere Konstitution zugrunde gegangen wäre. Eine ihm tief innewohnende Vorsicht hinderte ihn jedoch, diesem Verlangen allzuoft nachzugeben, so daß er sich stets in der Gewalt behielt.

Aber heute abend hatte er in seinem fieberhaften Bemühen, die bangen Elemente der Reue und Angst aus seinem Geist zu bannen, mehr als gewöhnlich zu sich genommen; seine beiden Diener waren kaum entlassen, als er sich schon auf ein Ruhelager im Zimmer fallen ließ und alsbald fest eingeschlafen war.

Am Morgen erwachte er mit lästerlichem Fluchen. Er stand auf, torkelte zum Tisch und trank ein Glas Schnaps.

»Ich hatte eine Höllennacht!« sagte er zu Cassy, die durch die gegenüberliegende Tür hereintrat.

»Du wirst noch mehr von der Sorte erleben«, entgegnete sie trocken.

»Was willst du damit sagen?«

»Das wirst du schon eines Tages merken«, antwortete Cassy im selben Ton. »Also, Simon, ich kann dir nur einen Rat geben.«

»Zum Teufel damit!«

»Mein Rat geht dahin«, sagte Cassy ungerührt, während sie einige Dinge im Zimmer zurechtrückte, »daß du diesen Tom jetzt in Ruhe läßt.«

»Was geht dich das an?«

»Wie? Gewiß, mich geht es nichts an. Wenn du für einen Arbeiter zwölfhundert Dollar bezahlen und ihn dann mitten in der Saison zugrunde richten willst, dann schadest du dir selbst, meine Sache ist das nicht. Ich habe alles für ihn getan, was ich konnte.«

»So? Was mischest du dich überhaupt in meine Angelegenheiten?«

»Das tue ich gar nicht. Ich habe dir schon verschiedentlich einige tausend Dollar erspart, indem ich mich um deine Leute kümmerte — Dank hab ich nie geerntet. Wenn du weniger Baumwolle auf den Markt bringst als die andern, wie wird das dann mit deiner Wette, he? Tomkins wird dich wohl nicht schlagen, du wirst ihm wohl das Geld manierlich hinzählen, wie? Ich seh dich schon dabei!«

Legree hatte, wie viele andere Pflanzer, nur einen Ehrgeiz: die höchste Ernte des Jahres einzubringen, für diese Saison hatte er verschiedene Wetten in der Stadt abgeschlossen. Cassy hatte daher mit weiblicher Taktik an die einzige Saite gerührt, die bei ihm in Schwingung geriet.

»Na, dann will ich ihn mit seiner Tracht von gestern laufen lassen — aber er soll sich entschuldigen und versprechen, sich künftig besser zu benehmen.«

»Das wird er nicht tun«, sagte Cassy.

»Wird er nicht, was?«

»Nein, er wird es nicht tun.«

»Ich möchte nur wissen warum nicht?« schrie Legree außer sich.

»Weil er recht getan hat und das weiß, da sagt er nicht, daß er unrecht getan hat.«

»Wer zum Teufel fragt danach, was er weiß? Der Nigger hat zu sagen, was

ich bestimme, sonst.«

»Sonst verlierst du deine Baumwollwette, wenn du ihn jetzt, wo die Arbeit drängt, entbehren mußt.«

»Aber selbstverständlich gibt er nach; kenne ich mich nicht aus mit diesen Niggers? Wie ein Hund wird er sein, heute morgen.«

»Das wird er nicht, Simon; diese Art kennst du nicht. Du kannst ihn stückweise töten, du wirst kein Geständnis aus ihm herauspressen.«

»Das wollen wir sehen. Wo ist er?« sagte Legree.

»In der Rumpelkammer des Magazins«, antwortete Cassy.

Trotz seiner großen Worte ging Legree mit einer inneren Unruhe aus dem Haus, die er sonst nicht kannte. Er beschloß, ohne Zeugen mit Tom zu sprechen, und entschied sich dahin, falls er ihn nicht ducken konnte, seine Rache auf einen günstigeren Zeitpunkt zu verschieben.

»Na, mein Junge«, begrüßte er den armen Neger mit verächtlichem Fußtritt, »wie geht es dir? Habe ich dir nicht gesagt, du könntest hier noch manches lernen? Hat es dir gefallen?«

Tom antwortete nicht.

»Also, Tom, fall auf die Knie und bitte mich für alle Sünden um Verzeihung!«

»Mr. Legree«, sagte Tom, »das kann ich nicht. Ich tat nur, was ich für richtig hielt. Und wenn es sein muß, tu ich es wieder. Ich werde nie eine Grausamkeit begehen, da komme, was mag. Ich weiß, Ihr könnt schreckliche Dinge tun; aber« - Tom richtete sich auf und faltete die Hände -, »aber nachdem Ihr den Körper getötet habt, könnt Ihr nichts mehr tun. Und danach beginnt die Ewigkeit!«

Die Ewigkeit! Das Wort tönte durch die Seele des schwarzen Mannes mit machtvollem Klang — es tönte auch durch die Seele des Sünders und traf ihn. Die Wut verschlug ihm die Rede, und Tom sprach mit klarer, heiterer Stimme:

»Mr. Legree, da Ihr mich gekauft habt, will ich Euch ein guter treuer Knecht sein. Ich will die Arbeit meiner Hände geben, meine Zeit und meine Kraft; aber meine Seele gebe ich keinem Menschen. Ich hänge dem Heiland an und stelle seine Gebote über alles, im Leben und im Sterben. Mr. Legree, ich fürchte mich nicht vor dem Tode. Je eher ich sterbe, desto besser.«

»Vorher mußt du nachgeben!« schrie Legree aufschäumend.

»Das gelingt Euch nicht, ich werde Hilfe haben«, sagte Tom.

»Wer zum Teufel wird dir helfen?« fragte Legree zornig.

»Gott, der Allmächtige«, erwiderte Tom.

»Verdammt!« rief Legree und streckte Tom mit einem Faustschlag zu Boden.

In diesem Augenblick legte sich eine kalte, sanfte Hand auf den Wütenden. Er drehte sich um — es war Cassy; aber die kalte, sanfte Berührung brachte ihm die Träume der Nacht zurück, und durch alle Zellen seines Gehirns blitzten ihre grausigen Bilder mit allen begleitenden Schrecken wieder auf.

»Wirst du so töricht sein?« fragte Cassy auf Französisch. »Laß ihn gehen! Überlaß ihn mir, daß ich ihn für die Feldarbeit wieder aufrichte. Hatte ich es dir nicht vorhergesagt?«

»Gut, dann laß ich dir den Willen«, sagte er mürrisch zu Cassy.

»Hör zu«, wandte er sich an Tom, »ich werde jetzt noch nicht mit dir abrechnen, weil die Arbeit drängt und ich alle Leute brauche, aber ich vergesse nichts. Ich kreide es dir an, und eines Tages werde ich es deiner alten schwarzen Haut einbleuen — nimm dich in acht!«

Und damit ging Legree hinaus.

36. Kapitel
Die Freiheit

Für eine Weile müssen wir jetzt die Geschicke Georgs und seines Weibes verfolgen, die wir im freundlichen Farmerhaus am Wegrand zurückließen.

Ächzend lag Tom Locker in einem blütenweißen Bett, in dem er sich stöhnend hin und her warf; er war der mütterlichen Obhut der Tante Dorcas anvertraut, die ebensogut einen kranken Auerochsen hätte pflegen können.

Sie war eine große, würdige, durchgeistigt aussehende Frau mit silbergewelltem Haar unter einer reinlichen Musselinhaube, das über einer breiten, klaren Stirn gescheitelt war, die sich über nachdenklichen grauen Augen wölbte; ein schneeweißes Tuch lag sauber gefaltet über ihrer Brust; ihr glänzendbraunes Seidenkleid knisterte und raschelte, während sie im Zimmer hin und her ging.

»Zum Teufel!« rief Tom Locker und gab den Federbetten einen schwungvollen Tritt.

»Ich muß dich sehr bitten, Thomas, nicht solche Ausdrücke zu benutzen«, sagte Tante Dorcas, während sie gelassen die Betten ordnete.

»Na gut, Oma, wenn ich es schaffe, will ich es lassen«, entgegnete Tom; »aber da soll der Mensch nicht fluchen, wenn es so verdammt heiß ist!«

Tante Dorcas entfernte ein Plumeau vom Bett, glättete die Decken und stopfte sie ein, bis Tom ganz verstummt war und sie bemerkte:

»Mein Freund, es wäre besser, wenn du das Fluchen und Lästern ließest und statt dessen an deinen Lebenswandel dächtest.«

»Warum zum Teufel«, fragte Tom, »soll ich daran denken? Das wäre wahrhaftig das letzte — zum Henker!« Und Tom wälzte sich herum, alle Laken und Decken wieder zerwühlend und herausreißend, daß es kaum mitanzusehen war.

»Der Bursche und das Mädchen, die sind wohl hier?« fragte er nach einer Pause verdrossen.

»Ganz recht«, erwiderte Tante Dorcas.

»Sie sollen sich lieber über den See verziehen«, sagte Tom; »je eher, desto besser.«

»Das werden sie auch vorhaben«, entgegnete Tante Dorcas und strickte friedlich weiter.

»Und das merkt Euch«, fing Tom wieder an, »wir haben Häscher in

Sandusky, die überwachen für uns die Dampfer. Ich kann es Euch ebensogut jetzt sagen. Hoffentlich entwischen sie, nur um Marks ein Schnippchen zu schlagen — der verfluchte Pinscher–Gott strafe ihn!«

»Thomas!« rief Tante Dorcas.

»Versteh doch, Oma, wenn man einem Kerl den Stöpsel zu fest draufdrückt, dann platzt er. Übrigens, das Mädchen — sagt ihr, sie soll sich lieber verkleiden. Ihr Steckbrief hängt in Sandusky aus.«

»Wir werden die Sache ins Auge fassen.«

Da wir jetzt Tom Locker Lebewohl sagen, können wir noch eilig berichten, daß er drei Wochen bei den Quäkern gelegen hatte; ein rheumatisches Fieber war noch zu seinen sonstigen Leiden hinzugekommen. Als Tom von seinem Krankenlager aufstand, war er weiser und nachdenklicher geworden. Statt des Sklavenfangs stellte er seine Talente fortan in den Dienst der neuen Siedlung, wo er im Fallenstellen für Bären, Wölfe und andere Waldbewohner eine so glückliche Hand bewies, daß sein Name im ganzen Land einen guten Klang gewann. Von den Quäkern sprach er selber im Tone höchsten Respekts. »Nette Leute«, pflegte er zu sagen, »wollten mich zwar bekehren, haben es nicht ganz hingekriegt. Aber ich sage dir, Fremder, kranke Leute pflegen sie erstklassig, bereiten prima Suppen und Leckerbissen.«

Als die Flüchtlinge durch Tom erfuhren, daß man sie in Sandus–ky erwartete, hielten sie es für geraten, sich zu trennen. Jim ging mit seiner Mutter voraus; und zwei Nächte später ließen sich Georg und Eliza mit ihrem Kind gesondert nach Sandusky fahren, wo sie unter einem gastlichen Dach übernachteten, bevor sie ihre letzte Reise über den See antraten.

»Jetzt wäre es soweit«, sagte Eliza, als sie vor dem Spiegel stand und die seidene Fülle ihres schwarzen welligen Haares schüttelte. »Na, Georg, ist es nicht schade?« fragte sie, als sie es spielerisch hochhob, »ist es nicht schade, wenn alles herunter muß?«

Georg lächelte trübe und gab keine Antwort.

Eliza drehte sich zum Spiegel; die Schere blitzte, als sie eine lange Locke nach der anderen von ihrem Kopf abschnitt.

»Na also, das reicht«, meinte sie und nahm eine Haarbürste; »jetzt noch ein paar Striche. Da, bin ich nicht ein schmucker junger Bursche?« sagte sie und stellte sich lachend vor ihren Mann.

»Du bist immer hübsch, was du auch anstellst«, erwiderte Georg.

»Warum bist du so versonnen?« fragte Eliza, sich auf ein Knie niederlassend, und ergriff seine Hand. »Sie sagen, Kanada ist nur noch vierundzwanzig Stunden entfernt. Nur noch einen Tag und eine Nacht auf dem See, und dann — oh, dann!«

»Ach, Eliza!« antwortete Georg und zog sie an sich; »das ist es ja! Unser Schicksal spitzt sich jetzt auf diesen einen Punkt zu. So nahe zu sein, das Ziel so dicht vor Augen zu haben und es dann noch zu verlieren! Das könnte ich nicht ertragen, Eliza.«

»Du mußt nicht verzagt sein!« sprach seine Frau zuversichtlich. »Der liebe Gott würde uns nicht bis hierher geleitet haben, wenn er nicht gewillt wäre, uns durchzubringen. Ich fühle deutlich, wie er uns beisteht, Georg!«

»Du bist ein Segen, Eliza!« erwiderte Georg, sie krampfhaft umschlingend. »Ach, sag mir, kann uns diese Gnade wirklich zuteil werden? Soll dieses jahrelange Elend wirklich ein Ende haben? — Sollen wir frei werden?«

»Ich weiß es bestimmt, Georg«, antwortete Eliza und blickte auf zum Himmel, während Tränen der Hoffnung und Begeisterung an ihren langen, dunklen Wimpern glänzten. »In meinem Herzen fühle ich, daß Gott uns noch heute unsere Ketten abnehmen wird.«

»Dann will ich es auch glauben, Eliza«, sagte Georg und erhob sich plötzlich. »Ich will glauben; komm, machen wir uns fertig. Aber tatsächlich«, rief er, hielt sie auf Armeslänge von sich und betrachtete sie voller Bewunderung. »Du bist ein hübscher, kleiner Kerl. Die kurzen kleinen Löckchen stehen dir allerliebst. Setz die Mütze auf. So — ein bißchen auf die Seite. Du hast noch nie so hübsch ausgesehen. Aber jetzt wird es Zeit für den Wagen; ob Mrs. Smyth wohl Harry angezogen hat?«

Da ging die Tür auf, und eine ehrbare ältere Frau trat herein, den kleinen Harry in Mädchenkleidern an der Hand führend.

»Was ist das für ein hübsches kleines Mädchen geworden!« rief Eliza und drehte ihn um. »Wir werden ihn Harriet nennen, was? Der Name paßt so nett.«

Das Kind stand da und betrachtete ernsthaft die Mutter in ihrem neuen und seltsamen Aufzug, es sagte nichts, atmete nur tief und spähte verstohlen unter seinen dunklen Locken hervor.

»Kennt Harry seine Mama nicht mehr?« sagte Eliza und streckte die Arme nach ihm aus.

Das Kind schmiegte sich schüchtern an die andere Frau.

»Komm, Eliza, warum willst du ihn locken, du weißt doch, wir wollen ihn fernhalten?«

»Ich weiß, es ist töricht«, erwiderte Eliza, »aber es ist mir schrecklich, wenn er sich abwendet. Aber, komm — wo ist mein Mantel? Hier — wie tragen Männer ihren Mantel, Georg?«

»Du mußt ihn so tragen«, sagte ihr Mann und warf ihn über die Schulter.

»So also«, sagte Eliza und imitierte die Bewegungen; »und ich muß aufstampfen, große Schritte machen und keck aussehen.«

»Übernimm dich nicht«, riet ihr Georg. »Es gibt auch hin und wieder einen bescheidenen jungen Mann; die Rolle wird dir leichter fallen.«

»Und diese Handschuhe! Gott steh mir bei!« rief Eliza; »meine Hände verlieren sich darin.«

»Ich rate dir, behalte sie auf alle Fälle an«, sagte Georg, »dein schmales Pfötchen kann uns alle verraten. Also, Mrs. Smyth, Sie gehen jetzt zu uns und sind unsere Tante — nicht vergessen!«

»Ich habe gehört«, antwortete Mrs. Smyth, »daß Männer unten waren und alle Schiffskapitäne vor einem Mann und einer Frau mit einem kleinen Jungen gewarnt haben.«

»So, so«, sagte Georg. »Na, wenn wir die Leute sehen, werden wir sie melden.«

Eine Kutsche hielt jetzt vor der Tür, und die freundliche Familie, welche die Flüchtlinge aufgenommen, drängte sich abschiednehmend herbei.

Die Verkleidung der Gesellschaft ging auf Tom Lockers Vorschlag zurück. Mrs. Smyth, eine angesehene Frau aus einer Quäkersiedlung in Kanada, dem Ziel ihrer Flucht, befand sich gerade auf der Rückreise und hatte sich bereit erklärt, als Tante des kleinen Harry zu gelten. Damit er sich ihr leichter anschloß, hatte er die letzten zwei Tage völlig unter ihrer Obhut verbracht. Besondere Verwöhnung, verbunden mit Unmengen von Bonbons und Mohnkuchen, hatten die Freundschaft auf Seiten des kleinen Herrn fest untermauert.

Die Kutsche brachte sie an die Werft. Die beiden jungen Männer stiegen aus und betraten das Fallreep, Eliza reichte Mrs. Smyth galant den Arm, und Georg kümmerte sich um das Gepäck.

Georg stand vor dem Billettschalter, um für seine kleine Gesellschaft zu bezahlen, als er zwei Männer neben sich reden hörte.

»Ich habe alle Fahrgäste auf dem Schiff beobachtet«, sagte der eine; »ich weiß, daß sie nicht hier sind.«

Die Stimme gehörte einem Schiffsangestellten; sein Nachbar, an den er seine Worte richtete, war unser ehemaliger Freund Marks, der in lobenswerter Hartnäckigkeit nach Sandusky gekommen war, um zu sehen, wen er dort verschlingen könnte.

»Man kann die Frau kaum von einer Weißen unterscheiden«, antwortete Marks. »Der Mann ist ein sehr heller Mulatte. Er trägt ein Brandmal auf der Hand.«

Georgs Hand zitterte leicht, als er Fahrkarten und Kleingeld an sich nahm; aber er drehte sich kaltblütig um, streifte den Sprecher mit einem gleichgültigen Blick und schritt gelassen zu dem anderen Schiffsende, wo Eliza auf ihn wartete.

Mrs. Smyth suchte mit dem kleinen Harry die Geborgenheit der

Damenkabinen auf, wo die dunkle Schönheit des angeblichen kleinen Mädchens die Mitreisenden zu mancher schmeichelhaften Bemerkung veranlaßte.

Mit Befriedigung sah Georg, daß Marks beim Abschiedsläuten der Schiffsglocke über das Fallreep zurück an Land ging; und er stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus, als der Dampfer einen unüberbrückbaren Abstand zwischen sich und die Küste legte.

Wer konnte ermessen, welche Gedanken Georgs Brust bewegten, als er ruhig auf Deck des Dampfers hin und her ging, neben sich seinen schüchternen Gefährten! Das mächtige Gut, dem er sich immer mehr näherte, schien zu schön, zu groß zu sein, um Wirklichkeit zu werden; den ganzen Tag war er voll Unruhe, es möchte ihm in letzter Minute noch entrissen werden.

Aber der Dampfer durchpflügte das Wasser — Stunden flogen vorbei, und schließlich tauchte klar und greifbar die kanadische Küste auf, die Küste, die wie ein mächtiger Zauber bannte — die mit einem Schlag alle Spuren der Sklaverei austilgte, gleichgültig in welcher Sprache sie aufrechterhalten oder von welcher nationalen Macht sie bestätigt wurde.

Georg stand Arm in Arm mit seinem Weib an der Reling, als der Dampfer sich der kleinen Stadt Amherstberg in Kanada näherte. Sein Atem ging schwer und mühsam, ein Schleier legte sich ihm vor die Augen; stumm preßte er die Hand, die zitternd auf seinem Arm lag. Die Glocke läutete — das Schiff legte an. Kaum wissend, was er tat, suchte er sein Gepäck zusammen und versammelte seine kleine Gesellschaft. Zusammen gingen sie an Land. Sie standen noch und warteten, bis sich das Schiff geleert hatte. Und dann knieten Mann und Weib mit dem verwunderten Kind in der Mitte unter Tränen und Umarmungen auf dem Boden der Freiheit nieder.

Bald geleitete Mrs. Smyth die kleine Gesellschaft zu dem gastlichen Hause eines guten Missionars, der in christlicher Barmherzigkeit wie ein Schafhirte die Vertriebenen und Heimatlosen sammelte, die stets Zuflucht an dieser Küste fanden.

37. Kapitel
Der Sieg

Als Tom seinem Verfolger von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, seine Drohungen hörte und in tiefster Seele dachte, seine letzte Stunde habe geschlagen, schwoll sein Herz in heißer Tapferkeit. Aber als der andere gegangen und die Erregung verebbt war, kehrte der Schmerz seiner zerschlagenen Glieder und das Bewußtsein seines unwürdigen, trostlosen Zustandes zurück, und der Tag schlich kummervoll dahin.

Lange, ehe seine Wunden verheilt waren, bestand Legree darauf, daß er wieder an der Feldarbeit teilnahm, und nun folgte täglich Pein und Plage, erschwert durch jede Art von Ungerechtigkeit und Niedertracht, die ein bösartiges, heimtückiges Gemüt nur ersinnen konnte. Wer immer von uns in unsern Verhältnissen Schmerzen auszustehen hat, selbst mit allen Erleichterungen, die uns gewöhnlich erreichbar sind, kennt die Gereiztheit, die damit Hand in Hand geht. Tom wunderte sich nicht mehr über die beständige Verdrossenheit seiner Leidensgenossen; nein, er sah, wie selbst seine gelassene Heiterkeit, die ihm zur Lebensgewohnheit geworden war, gefährlich in die Brüche ging und unter der täglichen Mühsal dahinschwand. Er hatte sich getröstet, in seinen Mußestunden die Bibel lesen zu können, aber hier konnte von Mußestunden keine Rede sein. Auf der Höhe der Ernte zögerte Legree nicht, seine Leute sonntags und werktags gleichermaßen zu schinden. Warum sollte er nicht? Dadurch erntete er mehr Baumwolle und gewann seinen Einsatz. Anfangs hatte Tom nach der Plage des Tages noch ein oder zwei Verse aus der Bibel beim flackernden Schein des Feuers gelesen, aber nach der grausamen Behandlung, die er empfangen, war er fortan am Abend so erschöpft, daß sein Kopf dröhnte und seine Augen versagten, wenn er zu lesen versuchte; er konnte sich nur noch mit den andern in völliger Erschöpfung auf dem Boden ausstrecken.

Eines Abends saß er vollkommen niedergeschlagen und mutlos vor einem niedergebrannten Feuer, an dem er sein grobes Abendbrot buk. Er legte etwas Reisig auf, schürte das Feuer zu hellerem Licht und zog seine abgegriffene Bibel aus der Tasche. Da waren alle die angestrichenen Stellen, die seine Seele so oft erhoben hatten. Worte der Patriarchen und Propheten, der Dichter und Weisen, die seit frühen Zeiten den Menschen Trost gespendet, Stimmen aus der großen Schar der Zeugen, die im Laufe unseres Lebens uns immer gegenwärtig sind. Hatte das Wort auf einmal seine Gewalt verloren, oder konnte das versagende

Auge, seine stumpfen Sinne den Anruf dieser mächtigen Inspiration nicht mehr wahrnehmen? Ein rohes Lachen ließ ihn aufblicken — Legree stand ihm gegenüber.

»Na, alter Junge«, sagte er, »anscheinend funktioniert deine Religion nicht mehr recht, was? Ich dachte mir doch, diese Erkenntnis müßte auch einmal durch deine schwarze Wolle dringen.«

Der grausame Hohn war schlimmer als Hunger, Kälte und Blöße. Tom schwieg.

»Du warst ein Dummkopf«, fuhr Legree fort; »ich hatte es gut mit dir gemeint, als ich dich kaufte. Du hättest dich besser stellen können als Sambo oder auch Quimbo und hättest gute Zeiten gehabt; anstatt alle paar Tage Prügel einzustecken, hättest du sie wie ein Herr an andere Nigger austeilen können. Du hättest sogar manchmal einen guten Whisky–Punsch gekriegt. Na, Tom, willst du nicht lieber vernünftig sein? Wirf den alten Plunder ins Feuer und tritt meiner Kirche bei.«

»Der liebe Gott bewahre mich!« sagte Tom erglühend.

»Du siehst doch, daß Gott dir nicht hilft, sonst wärst du nie in meine Gewalt geraten. Deine Religion ist nichts wie Lug und Trug, Tom. Ich weiß es am besten. Halte dich an mich; ich bin jemand und kann allerhand tun!«

»Nein, Herr, ich wanke nicht. Der liebe Gott mag mir helfen oder nicht, aber ich bleibe bei ihm und glaube an ihn bis zuletzt!«

»Um so schlimmer für dich«, sagte Legree, spuckte ihn zornig an und gab ihm einen Fußtritt. »Das macht nichts, ich werde dich schon hetzen und kleinkriegen, warte nur!« Damit wandte er sich ab.

Der gottlose Spott seines grausamen Herrn drückte Toms verzagte Seele auf den tiefsten Stand hinab. Er saß wie betäubt am Feuer. Aber auf einmal schien alles ringsum zu verblassen, und vor ihm stand die Vision des Einen, der mit Dornen gekrönt, verhöhnt und geschlagen wurde. Tom spähte mit Staunen und Verehrung in die erhabene Geduld dieses Antlitzes; die tiefen Augen drangen ihm tief ins Herz, seine Seele erwachte, während er in überströmendem Gefühl mit ausgestreckten Armen auf die Knie sank; da verwandelte sich die Vision allmählich, die scharfen Dornen wurden zu Strahlen der Herrlichkeit, und in unermeßlichem Glanz sah Tom, wie dasselbe Antlitz sich ihm mitleidig zuneigte, und eine Stimme sprach: »Er, der überwindet, soll neben mir auf meinem Throne sitzen, wie auch ich überwunden habe und neben meinem Vater auf dem Thron sitze.«

Als der blasse Schein des Morgens die Schläfer aufrief zur Feldarbeit, da ging einer unter den zerlumpten Elendsgestalten mit beflügeltem Schritt; fester als der Boden unter ihm war sein starker Glaube an die allmächtige, ewige

Liebe.

Von nun an war das demütige Herz des Unterjochten eingehüllt in eine Sphäre des Friedens — der stets gegenwärtige Erlöser hatte es zu seinem Tempel erkoren. Vorbei waren die irdischen Bedenken, vorbei das Aufflackern der Hoffnung, der Furcht, des Verlangens–der menschliche Wille, gebrochen und blutend, war nach den langen Kämpfen eingegangen in den göttlichen.

Allen fiel die Wandlung in seinem Äußeren auf. Heiterkeit und Behendigkeit schienen zu ihm zurückgekehrt zu sein, eine Ruhe ihn zu erfüllen, die von keinem Unrecht mehr getrübt werden konnte.

»Was zum Teufel ist in Tom gefahren?« sagte Legree zu Sambo. »Noch vor kurzem war er ganz vergrämt, und nun ist er wieder munter wie ein Fisch im Wasser.«

»Keine Ahnung, Herr, vielleicht will er ausreißen?«

»Das möchte ich erleben«, erwiderte Legree mit wildem Grinsen, »du nicht auch, Sambo?«

Diese Worte wurden gewechselt, als Legree sein Pferd bestieg, um in die nächste Stadt zu reiten. Am Abend, als er zurückkehrte, fiel ihm ein, noch am Quartier vorbeizureiten und nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Er war nicht mehr weit davon entfernt, als er ein Singen vernahm. Das war in dieser Gegend ein ungewöhnlicher Klang, und lauschend blieb er stehen und hielt sein Pferd an. Er vernahm ein kirchliches Lied:

»Wenn ich im Himmel einen Ort Darf als mein Eigen nennen,
Dann wisch' ich meine Tränen fort,
Will keine Furcht mehr kennen …«

»Aha«, sprach Legree zu sich selbst, »so denkt er also? Wie ich diese Lieder hasse! Ha, du Nigger!« sagte er und erschien plötzlich vor Tom.

»Was unterstehst du dich, diesen Lärm zu machen, wenn du längst in der Falle liegen solltest? Halte dein schwarzes Maul und verschwinde!«

»Ja, Herr«, erwiderte Tom mit heiterer Bereitwilligkeit.

Er stand unterwürfig da, aber Legree konnte sich nicht verhehlen, daß er seine Gewalt über seinen Leibsklaven eingebüßt hatte. Und als Tom in seiner Hütte verschwand, riß er sein Pferd herum. Es durchschoß ihn wie ein Blitz, der zuweilen vom Gewissen aus auch die dunkle und sündige Seele streift.

Toms ganze Seele floß über von Mitleid und Sympathie mit seinen armen Leidensgenossen. Ihm selber war zu Mute, als ob seine eigenen Schmerzen vorüber seien, und er fühlte sich gedrängt, von dem seltsamen Schatz des Friedens und der Liebe, der ihm von oben anvertraut war, ihnen mitzuteilen und ihr Leid zu lindern. Es war richtig, er hatte nur sehr spärliche Möglichkeiten; aber auf dem Hin–und Rückweg zur Arbeit und während der Arbeitsstunden

selbst konnte er den Mutlosen und Verzagten zuweilen hilfreich zur Hand gehen. Die armen, verrohten, abgearbeiteten Geschöpfe verstanden ihn anfangs gar nicht, aber als er es Woche für Woche und Monat für Monat fortsetzte, begann in ihren verstummten Herzen doch eine Saite zu klingen. Aber unmerklich und allmählich gewann dieser seltsame, stille, geduldige Mensch, der bereitwillig alle Lasten trug und von niemand Hilfe verlangte — der vor jedem zurücktrat, immer zuletzt und dann das wenigste nahm, aber jedem, der es nötig hatte, von seinem geringen Anteil abgab — dieser Mensch, der in kalten Nächten seine zerrissene Decke jeder Frau abtrat, die krank und fröstelnd darniederlag, der den Schwachen auf dem Felde, auf die schreckliche Gefahr hin, selber sein Maß nicht zu erfüllen, die Körbe füllte.

Die arme Mulattin, deren schlichter Glaube durch die Lawine der Grausamkeit und des Unrechts, die über sie hereingebrochen, fast zermalmt und überwältigt worden war, fühlte jetzt, wie ihre Seele sich bei den Chorälen und den Stellen aus der Heiligen Schrift wieder aufrichtete, die ihr der bescheidene Missionar auf dem Wege zur und von der Arbeit mit Unterbrechungen ins Ohr flüsterte; selbst Cassys halbgetrübter, schweifender Geist beruhigte sich unter Toms einfachem unaufdringlichem Einfluß.

Eines Tages, nachdem in Toms Hütte alle in Schlaf gesunken waren, erschien ihr Gesicht plötzlich in einem Loch zwischen den Balken, das als Fenster diente; Tom wurde sofort hell wach, da bat sie ihn mit stummer Geste, herauszukommen.

Tom trat aus der Tür. Es war zwischen ein und zwei Uhr nachts–voll und ruhig schien der Mond. Tom bemerkte in seinem Licht, daß in Cassys großen dunklen Augen ein eigentümlich wilder Glanz leuchtete, ganz unähnlich ihrer sonstigen starren Schwermut.

»Komm her, Vater Tom«, sagte sie; ihre Hand umklammerte sein Handgelenk und zog ihn mit einer Kraft näher, als sei die Hand aus Eisen; »komm her — ich habe eine Neuigkeit.«

»Was denn, Frau Cassy?« fragte Tom ängstlich.

»Tom, hättest du nicht gern deine Freiheit?«

»Ich erhalte sie nach Gottes Willen«, erwiderte Tom.

»Ei, du kannst sie heute nacht schon haben«, sagte Cassy in plötzlicher Energie. »Komm mit.«

Tom zögerte.

»Komm mit!« wiederholte sie flüsternd und starrte ihn aus schwarzen Augen an.

»Komm mit! Er ist fest eingeschlafen. Ich habe ihm genug in seinen Schnaps geschüttet. Wenn ich mehr gehabt hätte, brauchte ich dich jetzt nicht.

Aber komm jetzt, die Hintertür ist aufgeriegelt. Da steht die Axt, ich hab sie hingestellt; seine Stubentür ist offen; ich zeige dir den Weg. Ich hätte es selbst getan, aber meine Arme sind zu schwach. Komm rasch!«

»Nicht um alles in der Welt, Frau!« sagte Tom fest und hielt sie zurück, als sie ihn vorwärtsdrängte.

»Denke doch an alle die andern«, sagte Cassy. »Wir könnten sie alle freilassen und in die Sümpfe gehen und dort auf einer Insel leben; das hat man schon früher getan. Jedes Leben ist besser als dieses.«

»Nein«, erwiderte Tom fest. »Nein! Niemals entsteht Gutes aus Bösem. Lieber schlüge ich mir die rechte Hand ab.«

»Dann werde ich es tun«, sagte Cassy und drehte sich um.

»Oh, Frau Cassy!« flehte Tom und warf sich vor ihr zu Boden. »Nur Übel kann daraus entstehen. Der liebe Gott hat uns nicht zur Rache bestellt. Wir müssen leiden und seine Zeit erwarten und unsere Feinde lieben.«

»Lieben?« sagte Cassy mit wildem Funkeln, »solche Feinde? Das ist wider die Natur!«

»Nein, Frau«, entgegnete Tom aufblickend, »er verleiht uns die Kraft, und dann ist der Sieg unser. Wenn wir lieben und leben können trotz allem und für alle, dann ist der Sieg unser.«

Cassy stand schweigend da, während große, schwere Tränen aus ihren gesenkten Augen tropften.

»Aber Frau Cassy«, sprach Tom zögernd, nachdem er sie eine Weile prüfend angesehen hatte. »Wenn Ihr doch von hier weggehen könntet — wenn es sich machen ließe -, dann würde ich Euch und Emmeline dazu raten, das heißt, wenn Ihr ohne Blutvergießen gehen könntet — anders nicht.«

»Würdet Ihr es mit uns versuchen, Vater Tom?«

»Nein«, sagte Tom, »es hat eine Zeit gegeben, da hätte ich es getan; aber jetzt habe ich hier unter den Armen eine Aufgabe. Bei ihnen will ich bleiben und mein Kreuz tragen bis zum Ende. Bei Euch ist es etwas anderes; Ihr geht daran zugrunde — es ist mehr, als Ihr tragen könnt, es ist besser, wenn Ihr geht.«

Cassy hatte oft Stunden damit zugebracht, alle möglichen Fluchtpläne zu ersinnen, um sie alle wieder als unausführbar und hoffnungslos fallenzulassen; aber in diesem Moment zuckte in ihrem Geist ein Plan auf, so einfach und in allen Einzelheiten durchführbar, daß sich eine erste Hoffnung in ihr regte.

»Vater Tom, ich werde es versuchen!« sagte sie plötzlich.

»Amen!« sagte Tom. »Gott stehe Euch bei.«

38. Kapitel
Der Fluchtplan

Der Bodenspeicher in Legrees Haus war wie die meisten Speicher ein großer, öder, staubiger Raum, von Spinnweben durchzogen und vollgestellt mit altem Gerümpel. Die reiche Familie, die das Haus in der Zeit seines Glanzes bewohnte, hatte eine Menge prächtiger Möbel angeschafft, von denen sie einige mitgenommen, andere in den unbenutzten, modrigen Räumen zurückgelassen oder hier oben verstaut hatte. Zwei von den riesigen Holzverschlägen, in denen diese Möbel verpackt gewesen, standen auf beiden Seiten des Speichers. Durch die trüben, schmutzigen Scheiben eines kleinen Fensters fiel ein unsicheres Licht auf große, hochlehnige Stühle und verstaubte Tische, die einst bessere Tage gesehen. Im ganzen war es ein wenig einladender, spukhafter Ort, und es fehlte auch nicht an Schauermärchen bei den abergläubischen Negern, um seine Schrecken noch zu steigern.

Allmählich wurde die Treppe, die zum Speicher führte, ja selbst der Flur vor der Treppe von allen im Hause gemieden; jeder scheute sich, davon zu sprechen. Da fiel es Cassy plötzlich ein, sich Leg–rees abergläubische Erregbarkeit zum Zwecke ihrer und ihrer Leidensgenossin Flucht zunutze zu machen.

Cassys Schlafgemach befand sich unmittelbar unter dem Speicher. Eines Tages machte sie sich plötzlich daran, ohne Legree weiter zu fragen, mit großem Aufwand ihre Möbel und Habseligkeiten aus diesem Raum in einen weit entlegeneren zu transportieren. Die Dienstboten, die sie zu diesem Wechsel bestellt hatte, rannten mit großem Eifer und Getöse hin und her, als Legree von seinem Ritt zurückkehrte.

»Hallo, Cass!« rief er, »woher weht denn jetzt der Wind?«

»Von nirgends; ich habe mir nur eine andere Stube ausgesucht«, erwiderte Cassy trotzig.

»Und weshalb, bitte schön?« fragte Legree.

»Weil es mir so paßt«, sagte Cassy.

»Zum Teufel! Weshalb?«

»Um hin und wieder auch einmal zu schlafen.«

»Zu schlafen? Wer hindert dich am Schlafen?«

»Ich könnte es dir schon sagen, wenn du es wissen willst.«

»So sprich doch!« drängte Legree.

»Oh, es ist nichts weiter. Dich würde es vermutlich nicht stören. Ich hörte nur ein Stöhnen da oben und Leute, die mit den Füßen schlurfen und die halbe Nacht über den Speicherboden rollen.«

»Leute auf dem Speicher?« fragte Legree beunruhigt, aber mit erzwungenem Lachen; »was für Leute, Cassy?«

Cassy schlug ihre scharfen, schwarzen Augen auf und sah Legree mit einem Ausdruck ins Gesicht, der ihm durch alle Knochen fuhr, während sie zur Antwort gab: »Ja, Simon, was für Leute? Ich hätte gern, wenn du es mir sagtest. Du wirst es aber wahrscheinlich nicht wissen! Aber wenn du in dem Zimmer schlafen willst, wirst du wissen, was los ist. Vielleicht versuchst du es einmal!« Und sofort hatte sie die Tür geschlossen und verriegelt.

Legree tobte, fluchte und drohte, die Tür einzubrechen; aber anscheinend besann er sich eines Besseren und ging beunruhigt in sein Wohnzimmer. Cassy stellte fest, daß ihr Pfeil getroffen hatte; und seit dieser Stunde versäumte sie nie wieder, mit aller Umsicht an diesem Faden weiterzuspinnen.

In einem Astloch des Speichers befestigte sie einen alten Flaschenhals derart, daß bei dem geringsten Lufthauch ein trauriges, langgezogenes Wehgeheul entstand, welches bei stärker werdendem Wind zu einem Kreischen anschwoll und abergläubischen Ohren leicht als ein Schreien des Entsetzens und der Verzweiflung erscheinen konnte.

Auch die Dienerschaft vernahm diese Geräusche von Zeit zu Zeit, und die Erinnerung an die alte Spukgeschichte erstand zu neuem Leben. Ein schleichendes Entsetzen schien durch das Haus zu kriechen; wenn keiner wagte, es Legree gegenüber zu erwähnen, so fand er sich doch davon eingehüllt wie von einer Luftschicht.

Durch seinen Zusammenprall mit Tom war in Legree das schlummernde moralische Element geweckt worden — geweckt nur, um von der Kraft des Bösen entschlossen bekämpft zu werden; aber in die Verstocktheit und Finsternis seiner Seele war Bewegung gekommen. Jedes Wort, Gebet oder Choral, löste in ihm eine abergläubische Furcht aus.

Neuerdings war Cassy ihm gegenüber gereizter und entschlossener geworden, der halbe Wahnsinn ihres Gemüts gab jedem ihrer Worte eine seltsame, schillernde, unstete Bedeutung.

Zwei Nächte später saß Legree unten in seinem alten Wohnzimmer neben einem flackernden Holzfeuer, das seinen unruhigen Schein ins Zimmer warf. Es war eine von den stürmischen, windbewegten Nächten, die in jedem alten, windschiefen Hause unzählige unbestimmte Geräusche hervorrufen. Fenster rüttelten, Läden klapperten, der Wind heulte und rumpelte, fuhr polternd in den Schornstein hinein und blies immer wieder Rauch und Asche hoch, als ob eine

ganze Teufelshorde hinter ihm drein stolperte. Legree hatte einige Stunden mit Aufstellen von Rechnungen und Zeitungslesen zugebracht, während Cassy in ihrer Ecke saß und finster ins Feuer starrte. Jetzt legte Legree die Zeitung fort und sah ein altes Buch auf dem Tisch liegen, das Cassy zuvor gelesen hatte; er nahm es auf und blätterte darin. Es war eine jener Sammlungen von Erzählungen blutiger Mordtaten, Spukerscheinungen und Geisterbeschwörungen, die roh zurechtgezimmert und illustriert jeden Leser seltsam faszinieren, sobald er mit Lesen angefangen.

Legree rümpfte verächtlich die Nase, aber er las und wendete eine Seite nach der andern um, bis er das Buch schließlich halb durchgelesen mit einer Verwünschung hinwarf.

»Du glaubst doch nicht an Geister, Cass, wie?« sagte er, den Feuerhaken aufnehmend, um das Feuer zu schüren. »Ich hätte ja nicht gedacht, daß du so unvernünftig bist und dich von Geräuschen ängstigen läßt.«

»Es ist doch wohl egal, was ich glaube«, erwiderte Cassy abweisend.

»Die Kameraden auf See wollten mir mit ihren Geschichten auch immer einen Schrecken einjagen«, sagte Legree. »Damit kamen sie aber bei mir an den Verkehrten. Für solchen Unfug war ich zu abgebrüht, kann ich dir sagen.«

Cassy blickte ihn von ihrer Ecke aus durchdringend an. Wieder erschien das seltsame Licht in ihren Augen, das Legree immer mit Unruhe erfüllte.

»Der Lärm neulich rührte nur von Ratten und vom Wind her«, fing er wieder an. »Ratten können ja einen Höllenspektakel machen. Im Schiff hatten wir welche, die hörte ich auch; und der Wind — bei Gott, aus Wind kann man alles raushören.«

Cassy wußte, daß es Legree bei ihrem Blick nicht geheuer war, deshalb gab sie keine Antwort, sondern saß nur unbeweglich und starrte ihn mit seltsamen, unwirklichen Augen an.

»Komm, sag etwas — bist du anderer Meinung?«

»Können Ratten Treppen steigen und über den Flur gehen? Können sie eine verriegelte Tür öffnen, wenn man innen einen Stuhl dagegenlehnt?« fragte Cassy; »können sie mit langen, langen Schritten an dein Bett treten und dir eine Hand auflegen, so?«

Cassy hatte beim Sprechen Legree mit ihren glitzernden Augen fest angeblickt, und er starrte sie wie unter einem schweren Alpdruck an, bis sie geendet und ihre eiskalte Hand auf die seine legte; da sprang er mit einer Verwünschung in die Höhe.

»Was soll das heißen! Das hat doch niemand getan?«

»Oh, nein — gewiß nicht — hab ich das behauptet?« erwiderte Cas–sy und lächelte in eiskaltem Spott.

»Aber — haben sie — hast du sie wirklich gesehen? Komm, Cass, nun sprich schon!«

»Du kannst ja selbst da schlafen, wenn du es wissen willst!«

»Kam es vom Speicher, Cassy?«

»Es? Was?«

»Na — du sagtest doch.«

»Ich sagte gar nichts«, sagte Cassy in störrischem Eigensinn.

Legree ging jetzt unruhig im Zimmer auf und ab.

»Ich werde dieser Sache nachgehen. Ich werde es noch heute nacht feststellen. Ich werde meine Pistole mitnehmen.«

»Tu das, schlaf in dem Zimmer. Das würde ich gern sehen. Schieß deine Pistole ab — tu das!«

Legree stampfte mit dem Fuß auf und fluchte heftig.

»Fluche nicht«, sagte Cassy; »niemand kann wissen, wer zuhört. Horch! Was war das?«

»Was?« fragte Legree auffahrend.

Die schwere, alte Holländeruhr in der Zimmerecke schlug zwölf Uhr. Aus unerklärlichen Gründen blieb Legree stehen, er verstummte und rührte sich nicht; eine unbestimmte Angst befiel ihn, während Cassy, in den Augen noch immer das harte, höhnische Grinsen, ihn ansah und die Schläge zählte.

»Zwölf Uhr; ja jetzt wollen wir sehen«, sagte sie; sie öffnete die Tür zum Flur und blieb lauschend stehen.

»Horch, was ist das?« fragte sie und hob den Finger.

»Nur der Wind!« antwortete Legree. »Hörst du nicht, wie wild er bläst?«

»Simon, komm mal her!« flüsterte Cassy, berührte seine Hand und führte ihn zur Treppe. »Weißt du denn, was das ist? Horch!«

Ein wildes Kreischen ertönte durchs Treppenhaus. Es kam vom Speicher. Legrees Knie schlotterten; sein Gesicht war leichenblaß vor Angst.

»Holst du nicht lieber deine Pistole?« fragte Cassy mit einem Lachen, das Legree durch Mark und Knochen fuhr. »Man muß der Sache doch einmal nachgehen. Mir wäre es am liebsten, du gingst jetzt hinauf; jetzt sind sie dabei.«

»Jetzt will ich nicht hinauf!«

»Warum nicht? Du weißt doch, daß es Geister und dergleichen nicht gibt! Komm doch!« und Cassy floh lachend die gewundene Treppe hinauf und rief zurück: »Komm doch!«

»Ich glaube, du bist selbst der leibhaftige Teufel! Komm zurück! Komm zurück, Cass! Du sollst auch nicht hinaufgehen.«

Aber Cassy eilte mit wildem Lachen weiter. Er hörte, wie sie die Flurtür öffnete, die zum Speicher führte. Ein heftiger Windstoß fuhr herab und löschte

die Kerze aus, die er in der Hand hielt, dabei erklangen grausige, unwirkliche Schreie; es war, als gellten sie ihm direkt in die Ohren. Legree stürzte ins Wohnzimmer zurück, wohin Cassy ihm einige Minuten später folgte, blaß, ruhig und kalt wie ein Racheengel, noch immer das entsetzliche Licht in den Augen.

»Ich hoffe, es hat dir genügt«, sagte sie.

»Die Pest soll dich holen, Cass!« erwiderte Legree.

»Weshalb? Ich bin nur hinaufgegangen und habe die Türen geschlossen. Was hat es mit dem Speicher für eine Bewandtnis, Simon, was denkst du?« fragte sie.

»Das geht dich gar nichts an!«

»So? Na gut«, sagte Cassy, »auf jeden Fall bin ich heilfroh, daß ich nicht mehr darunter schlafe.«

Cassy, die vorausgesehen hatte, daß der Wind sich noch am Abend erheben würde, war am Nachmittag oben gewesen und hatte die Bodenfenster geöffnet. Als sie nun vorhin die Tür aufmachte, war natürlich der Wind mit aller Gewalt heruntergefahren und hatte das Licht ausgeblasen.

In dieser Weise trieb Cassy ihr loses Spiel mit Legree, bis er soweit war, daß er eher seinen Kopf in den Rachen eines Löwen gesteckt, als den Speicher untersucht hätte. Inzwischen aber legte sie nachts, wenn alles schlief, dort oben langsam und umsichtig einen Vorrat an, groß genug, um sie einige Tage lang mit allem Notwendigen zu versorgen; Stück für Stück trug sie auch den größten Teil von Emmelines und ihrer eigenen Garderobe hinauf. Nachdem alles vorbereitet war, warteten sie nur auf eine günstige Gelegenheit, um ihren Plan in die Tat umzusetzen.

Zuletzt hatte sie Legree bei guter Laune gehalten und, sich seine bessere Gemütswandlung zunutze machend, ihn bewogen, daß er sie auf einer seiner Fahrten in die nächste Stadt mitnahm, die direkt am Red River lag. Mit ihrem zu äußerster Schärfe angespannten Gedächtnis prägte sie sich jede Straßenbiegung ein und überschlug in Gedanken die Zeit, die für einen Fußmarsch erforderlich war.

Da nun die Zeit zum Handeln herangereift war, möchte der Leser vielleicht einen Blick hinter die Kulissen werfen, um zu sehen, wie endlich der Handstreich vonstatten ging.

Es war gegen Abend. Legree war am Nachmittag zu Pferde bei einem entfernten Nachbarn gewesen. Seit vielen Tagen schon hatte sich Cassy ungewöhnlich gnädig und umgänglich gezeigt; sie befand sich mit Legree scheinbar in bestem Einvernehmen. Gegenwärtig treffen wir sie bei Emmeline, in deren Kammer sie eilig zwei kleine Bündel auswählt und zusammenschnürt.

»Das wär' geschafft; sie sind groß genug«, sagte Cassy. »Und nun setz dein

Häubchen auf und laß uns aufbrechen; jetzt ist der richtige Augenblick gekommen.«

»Aber noch können sie uns sehen«, entgegnete Emmeline.

»Das sollen sie ja«, meinte Cassy kaltblütig. »Weißt du nicht mehr, daß sie uns auf jeden Fall verfolgen müssen? Die Sache soll sich folgendermaßen abspielen: Wir schleichen uns zur Hintertür hinaus und laufen unten beim Quartier vorbei. Sambo und Quimbo werden uns bestimmt erkennen. Sie werden die Jagd aufnehmen, und wir verschwinden in den Sümpfen. Dann können sie uns nicht länger folgen, bevor sie nicht Lärm geschlagen und die Hunde geholt haben; während sie alle durcheinanderrennen und übereinanderpurzeln, wie das immer der Fall ist, werden wir beide uns zu dem Bächlein durchschlängeln, das hinter dem Haus vorbeifließt, und darin zurückwaten, bis wir wieder an der Hintertür angelangt sind. Das wird die Hunde irreleiten, denn im Wasser verliert sich die Spur. Jeder wird aus dem Haus gestürzt sein, um uns zu suchen, wir stehlen uns zur Hintertür hinein und laufen zum Speicher, wo ich uns in den großen Holzverschlägen ein behagliches Lager aufgeschlagen habe. Auf dem Speicher werden wir längere Zeit bleiben müssen; denn, das kann ich dir sagen, Himmel und Erde wird er in Bewegung setzen, um uns zu finden. Er wird sich einige Aufseher von den Nachbarfarmen holen und eine große Jagd veranstalten, zentimeterweise werden sie das Gelände, jeden Busch und die Sümpfe absuchen.«

»Cassy, wie gut habt Ihr das alles geplant!« sagte Emmeline. »Wer hätte sich das wohl sonst so großartig ausgedacht?«

Aber in Cassys Augen spiegelten sich weder Freude noch Triumph — nur eine verzweifelte Entschlossenheit.

»Komm«, sagte sie und nahm Emmeline bei der Hand.

Lautlos glitten die beiden Flüchtlinge aus dem Hause und huschten bei einbrechender Dunkelheit unten am Quartier vorbei. Die zunehmende Mondsichel stand wie ein Silberzeichen am westlichen Abendhimmel und zögerte noch ein wenig die Ankunft der Nacht hinaus. Wie Cassy erwartet hatte, hörten sie, als sie sich dem Rande der Sümpfe näherten, welche die Plantage umgab, wie eine Stimme sie anrief und zum Halten aufforderte. Es war allerdings nicht Sambo, sondern Legree, der sie mit wilden Flüchen verfolgte. Bei diesem Klang gaben Emmelines schwache Nerven nach; sie umklammerte Cassys Arm und sagte: »O Cassy, ich werde ohnmächtig!«

»Untersteh dich! Dann bring ich dich um!« erwiderte Cassy und zückte einen kleinen, blitzenden Dolch, den sie dem Mädchen drohend vor die Augen hielt.

Damit hatte sie ihre Absicht erreicht. Emmeline wurde nicht ohnmächtig,

sondern brachte es fertig, mit Cassy in die Sumpfwildnis einzudringen, wo es so dicht und dunkel war, daß Legree zunächst die Verfolgung als hoffnungslos aufgeben und Hilfe holen mußte.

»Na«, sagte er mit brutalem Grinsen, »auf jeden Fall ist mir das Pack in die Falle gegangen. Da sind sie sicher. Das sollen sie mir büßen!«

»Heda! Sambo! Quimbo! Hallo, Leute!« rief Legree, beim Quartier angekommen, als gerade alle Frauen und Männer von der Arbeit zurückströmten. »Da sind zwei Ausreißer in den Sümpfen. Ich geb' jedem Nigger, der sie mir fängt, fünf Dollar, hört ihr, fünf Dollar! Laßt die Hunde los. Laßt Tiger und Wutgeheul laufen.«

Bei dieser Nachricht brach augenblicklich ein Aufruhr los. Viele der Leute sprangen eilfertig herbei und boten ihre Dienste an, teils in der Hoffnung auf die Belohnung, teils aus jener servilen Kriecherei, eine der beschämendsten Folgen ihrer Knechtschaft. Einige rannten hierhin, andere dorthin. Einige besorgten sich Kienfackeln, andere banden die Hunde los, deren heiseres, wütendes Gebell nicht wenig zu dem allgemeinen Trubel beitrug.

»Herr, sollen wir schießen, wenn wir sie aufspüren?« fragte Sambo, als sein Herr ihm ein Gewehr aushändigte.

»Du kannst auf Cassy schießen, wenn du willst; es wird Zeit, daß man sie in die Hölle befördert, wo sie hingehört; aber nicht auf das Mädchen«, sagte Legree. »Und nun Jungens, munter und flink! Fünf Dollar für den, der sie fängt; und für jeden ein Glas Schnaps obendrein.«

Nun brach die ganze Horde im Schein der lodernden Fackeln unter dem wütenden Gebell der Tiere und dem gellenden Geschrei der Menschen zu den Sümpfen auf, gefolgt von dem gesamten Hauspersonal. Infolgedessen lag das ganze Gebäude völlig verlassen da, als Cassy und Emmeline es von rückwärts betraten. Noch war die Luft angefüllt von dem Lärmen ihrer Verfolger; durch die Wohnzimmerfenster konnten die beiden Frauen den Trupp mit seinen Fackeln sehen, wie er sich am Rande der Sümpfe in langer Kette auflöste.

»Da sieh!« sagte Emmeline und deutete hinaus, »die Jagd hat begonnen! Sieh, wie die Lichter tanzen! Horch! Die Hunde! Hörst du sie nicht? Wenn wir jetzt da unten wären, stünde es schlecht um uns! O Gott, wir wollen uns bloß verstecken. Schnell doch!«

»Jetzt eilt es nicht«, antwortete Cassy kaltblütig; »die sind alle auf der Jagd — das ist das Vergnügen des Abends. Langsam werden wir uns hinaufziehen. Inzwischen«, sagte sie und zog vorsichtig einen Schlüssel aus der Jackentasche, die Legree in der Eile über einen Stuhl geworfen hatte, »inzwischen werde ich mir hier unser Reisegeld besorgen.«

Sie schloß den Schreibtisch auf und nahm ein Bündel Banknoten heraus,

Telegram@shabarsbibliothek

das sie eilig nachzählte.

»Ach, das wollen wir doch lieber nicht tun!« sagte Emmeline.

»Nicht?« fragte Cassy, »warum nicht? Willst du in den Sümpfen verhungern oder hiermit die Reise in die freien Staaten bezahlen? Geld vermag alles, Mädchen.« Und schon hatte sie das Geld in ihren Kleidausschnitt gesteckt.

»Es wäre doch Diebstahl«, flüsterte Emmeline in ängstlichem Flüsterton.

»Diebstahl!« Cassy lachte zornig. »Wer uns an Leib und Seele bestiehlt, darf nicht davon sprechen. Jeder einzelne dieser Scheine ist gestohlen — gestohlen von armen, verhungerten Geschöpfen, die für ihn schuften und schließlich seinetwegen vor die Hunde gehen müssen. Laß ihn von Diebstahl reden! Aber komm jetzt, wir können nun ebensogut hinaufgehen; ich habe da oben auch Kerzen aufgehoben und ein paar Bücher, damit uns die Zeit nicht lang wird. Du kannst ganz beruhigt sein, dort wird uns niemand suchen; sonst werde ich als Gespenst umgehen.«

Als Emmeline den Speicher betrat, fand sie den riesigen Holzverschlag, in dem einst schwere Möbel transportiert worden waren, auf die Seite gerückt, so daß die Öffnung sich der Wand oder vielmehr der Dachrinne gegenüber befand. Cassy zündete eine kleine Lampe an, dann krochen sie unter der Dachrinne entlang und richteten sich in dem Verschlag häuslich ein. Er war mit ein paar kleinen Matratzen und Kissen ausgelegt, eine Kiste daneben trug einen reichlichen Vorrat von Kerzen, Lebensmitteln und den nötigen Reisekleidern, die Cassy in zwei erstaunlich kleinen Bündeln untergebracht hatte.

»Dies wird also eine Zeitlang unsere Bleibe sein«, sagte Cassy und hängte die Lampe an einen kleinen Haken, den sie zu diesem Zweck in die Holzwand geschlagen hatte. »Wie gefällt sie dir?«

»Seid Ihr auch ganz sicher, daß man den Speicher nicht durchsucht?«

»Ich möchte Simon Legree wohl dabei sehen«, antwortete Cassy. »Nein, er wird wahrhaftig heilfroh sein, daß er sich fernhalten kann. Und was das Personal angeht, so wird sich jeder eher an die Wand stellen und erschießen lassen, als daß er sich hier herauf wagt.«

Etwas beruhigter lehnte sich Emmeline in die Kissen zurück.

»Was meintet Ihr damit, Cassy, als Ihr sagtet, Ihr wolltet mich töten?« fragte sie.

»Ich wollte dich am Ohnmächtigwerden hindern, und das ist mir gelungen. Laß dir das gesagt sein, Emmeline, du mußt dir fest vornehmen, ***nicht*** in Ohnmacht zu fallen, was auch immer kommen mag; dafür haben wir jetzt keine Verwendung. Hätte ich dich nicht gehindert, wärest du dem Bösewicht jetzt in die Hände gefallen.«

Emmeline fuhr schaudernd zusammen.

Beide verstummten für eine Weile. Laute Rufe, Pferdegetrappel und Hundegebell weckten sie; mit einem unterdrückten Schrei fuhr sie in die Höhe.

»Das sind nur die zurückgekehrten Jäger«, sagte Cassy beruhigend; »hab keine Angst, schau hier durch das Astloch. Siehst du sie nicht alle da unten? Simon muß es für heute abend aufgeben; sieh nur, wie schlammbedeckt sein Pferd ist von dem Umherstreifen im Sumpf; auch die Hunde sehen recht abgekämpft aus. Ach, lieber Herr, und wenn Ihr die Jagd aufs neue wagt — das Wild ist dort längst entschlüpft!«

»Oh, sprecht doch nicht!« bat Emmeline; »was geschieht, wenn Euch jemand hörte?«

»Wenn sie wirklich etwas hören, haben sie allen Grund, sich fernzuhalten«, sagte Cassy. »Da besteht keine Gefahr; wir können jeden Lärm machen, das wird unsere Wirkung nur steigern.«

Schließlich senkte sich die Stille der Mitternacht über das Haus, und Legree ging, sein Pech verwünschend, zu Bett; für den morgigen Tag schwor er bittere Rache.

39. Kapitel
Der Märtyrer

Cassys und Emmelines Flucht steigerte Legrees gallige Laune zu maßloser Wut; wie zu erwarten gewesen, entlud sich sein Zorn über Toms schutzlosem Haupt. Als er eilig seinen Leuten Nachricht gebracht hatte, war es ihm nicht entgangen, wie in Toms Augen ein Licht der Freude aufblitzte und er unwillkürlich die Hände zum Himmel hob. Er sah auch, daß er sich nicht an der Verfolgung beteiligte, und überlegte noch, ob er ihn zwingen sollte. Da er aber Toms Unbeugsamkeit schon genug erfahren hatte und genau wußte, daß Tom sich immer strikt geweigert hatte, seine Hand zu einer unmenschlichen Tat zu reichen, zog er es vor, sich in der Eile auf keinen weiteren Konflikt einzulassen.

Daher blieb Tom mit wenigen andern zurück, die von ihm das Beten gelernt, und sie vereinigten ihre Bitten für die gnädige Errettung der Flüchtlinge.

Als Legree enttäuscht und geprellt zurückkehrte, nahm der tiefe gärende Haß in seiner Seele eine tödliche und wahnwitzige Form an. Hatte ihm nicht dieser Mensch widerstanden — unaufhörlich und erfolgreich — von Anfang an, seitdem er ihn gekauft hatte? Lebte nicht in ihm, wenn auch stumm, ein mächtiger Geist, dessen Flammen wie von Höllenfeuern nach ihm züngelten?

»Ich hasse ihn!« sagte Legree in jener Nacht, als er auf seinem Bett saß; »ich hasse ihn! Gehört er nicht mir? Kann ich nicht mit ihm machen, was ich will? Wer sollte mich hindern?« Und Legree ballte die Fäuste und schüttelte sie, als hielten sie etwas, das sie in Stücke reißen könnten.

Aber Tom war schließlich ein treuer, wertvoller Diener, und wenn auch Legree ihn darum um so mehr haßte, legte diese Überlegung ihm doch eine gewisse Zurückhaltung auf.

Am nächsten Morgen beschloß er, vorerst noch nichts zu sagen, sondern sich von den benachbarten Plantagen genügend Leute mit Hunden und Flinten zu besorgen, das Sumpfgelände zu umstellen und die Jagd systematisch vorzunehmen.

»Also«, sagte Cassy am nächsten Morgen auf dem Speicher, als sie durch das Astloch spähte, »heute fängt die Jagd aufs neue an!«

Drei oder vier Reiter sprengten auf dem freien Platz vor dem Hause hin und her, und eine Meute fremder Hunde balgte sich mit den Negern, die sie an der Leine hielten, und schnappte knurrend nach den anderen Hunden.

Zwei der Männer waren Aufseher auf benachbarten Plantagen; die anderen

gehörten zu Legrees Zechkumpanen vom Schanktisch eines Gasthauses in der nächsten Stadt, die sich aus sportlichem Interesse an der Jagd beteiligten. Eine so hartgesottene Gesellschaft gab es kaum ein zweites Mal. Legree ließ in der Runde fleißig Schnaps ausschenken, ebenso bei den Negern, die von verschiedenen Plantagen zusammengerufen worden waren; es war Ehrensache, den Schwarzen aus einem solchen Dienst soweit wie möglich ein Fest zu machen.

Cassy legte ihr Ohr an das Astloch; da der Morgenwind direkt auf das Haus zu blies, fing sie einen guten Teil der Unterhaltung auf. Ein bitteres Lachen verzog ihr dunkles schwermütiges Gesicht, während sie lauschte und vernahm, wie sie das Gelände einteilten, über die verschiedenen Verdienste der Hunde sprachen, Anweisungen zum Schießen und genaue Befehle für die Behandlung der Gefangenen erteilten.

Cassy trat zurück, mit gefalteten Händen blickte sie nach oben und sprach: »Oh, großer, allmächtiger Gott! Wir sind ***alle*** Sünder; was aber haben wir getan vor allen andern auf der Welt, daß wir so behandelt werden?«

Ein schrecklicher Ernst sprach aus ihren Zügen und ihrer Stimme.

»Wäre es nicht für dich, mein Kind«, sagte sie und blickte Em–meline an, »dann ginge ich hinaus zu ihnen und wäre jedem dankbar, der mich niederschießen würde; denn was soll mir die Freiheit nützen? Kann sie mir meine Kinder wiedergeben, oder mich wieder zu dem machen, was ich war?«

In der kindlichen Einfalt ihres Herzens war Emmeline immer ein wenig in Angst vor Cassys dunklen Gemütsstimmungen. Verwirrt blickte sie auf, gab aber keine Antwort. Sie griff nach Cassys Hand und streichelte sie in verstohlener Zärtlichkeit.

»Nicht doch!« sagte Cassy und versuchte, ihr die Hand zu entziehen, »sonst gewinne ich dich noch lieb, und ich will doch nie wieder jemanden liebhaben!«

»Arme Cassy«, erwiderte Emmeline, »so müßt Ihr nicht denken! Wenn der liebe Gott uns die Freiheit schenkt, vielleicht schenkt er Euch auch Eure Tochter wieder. Auf jeden Fall will ich Euch eine Tochter sein. Ich weiß ja, daß ich meine arme, alte Mutter niemals wiedersehe. Ich werde Euch liebhaben, Cassy, gleichgültig, ob Ihr mich liebt oder nicht!«

Nun gewann der sanfte, kindhafte Geist die Oberhand.

Cassy setzte sich zu ihr, schlang ihr den Arm um den Nacken und streichelte ihr das weiche braune Haar; Emmeline betrachtete staunend die Schönheit der wunderbaren Augen, die jetzt in Tränen schwammen.

»O Em!« sagte Cassy, »gehungert und gedürstet habe ich nach meinen Kindern, meine Augen versagen mir den Dienst, soviel Tränen habe ich in Sehnsucht nach ihnen vergossen. Hier innen«, rief sie und schlug sich gegen die

Brust, »ist alles öde und leer! Wenn Gott mir meine Kinder wiedergeben würde, dann könnte ich auch beten.«

»Ihr müßt auf ihn bauen«, antwortete Emmeline; »er ist doch unser himmlischer Vater!«

»Sein Zorn liegt über uns, er hat sich voll Unmut abgewendet.«

»Nein, Cassy! Er wird uns beistehen. Auf ihn wollen wir hoffen! Ich habe die Hoffnung niemals aufgegeben.«

Die Jagd dauerte lange, sie war lebhaft und gründlich, aber erfolglos, und in ernster, ironischer Genugtuung blickte Cassy auf Legree hinab, als er müde und entmutigt vom Pferde stieg.

»Und jetzt, Quimbo«, sagte Legree, als er sich im Wohnzimmer ausstreckte, »jetzt holst du mir sofort den Tom herbei. Hinter dieser ganzen Geschichte steckt nur dieser Halunke. Ich werde ihm die Wahrheit aus seinem Fell klopfen.«

Sambo und Quimbo waren sich beide, obwohl sie einander gründlich haßten, einig in dem gemeinsamen Haß auf Tom. Legree hatte ihnen gleich zu Anfang mitgeteilt, daß er ihn als eine Art Verwalter gekauft habe, das hatte ihren Widerwillen erregt, der sich in ihren entmenschten Herzen noch steigerte, als sie sahen, daß Tom sich als unempfindlich gegen die Mißgunst seines Herrn erwies. Deshalb verschwand Quimbo bereitwillig und tat, wie ihm geheißen.

Tom vernahm den Befehl mit ahnungsvollem Herzen; denn er kannte den Fluchtplan in allen Einzelheiten, auch den Ort, wo die beiden Frauen sich gegenwärtig aufhielten. Außerdem kannte er den unheilvollen Charakter des Mannes, der jetzt mit ihm abrechnen wollte, und seine despotische Macht. Aber er fühlte sich so in Gott geborgen, daß er lieber den Tod auf sich nahm, als die Hilflosen zu verraten.

»Ai, ai!« sagte der Riese, als er Tom mit sich zerrte, »heut wirst du es kriegen! Der Herr ist nicht schlecht aufgebracht! Heute kannst du nicht entwischen! Heute kriegst du dein Teil! Das hast du davon, wenn du andern Niggern beim Ausreißen hilfst. Warte es nur ab!«

Keine dieser häßlichen Drohungen erreichten Toms Ohr — er lauschte auf eine Stimme von oben, die sprach: »Fürchte die nicht, die nur den Körper töten und danach nichts weiter tun können.« Der ganze Körper des armen Mannes erzitterte unter diesen Worten, als ob der Finger Gottes ihn berührt hätte; er fühlte die Kraft von tausend Seelen in seiner einen. Als er dahinschritt, glitten Bäume und Sträucher, die Hütten seiner Knechtschaft, der ganze Schauplatz seiner Schmach an ihm vorüber. Seine Seele lebte — seine Heimat kam in Sicht — die Stunde der Erlösung schien geschlagen zu haben.

»Na, Tom«, begann Legree herausfordernd und packte ihn grimmig am Rockkragen; er sprach durch die Zähne wie im Krampf besessener Wut, »weißt

du, daß ich beschlossen habe, dich umbringen zu lassen?«

»Das mag schon sein, Herr«, antwortete Tom ruhig.

»Jawohl«, sagte Legree mit grimmiger, schrecklicher Ruhe, »genau das hab' ich vor, wenn du mir nicht auf der Stelle sagst, was du von diesen Weibern weißt!«

Tom stand und schwieg.

»Hörst du nicht?« schrie Legree, aufstampfend wie ein angeschossener Löwe. »Sprich!«

»Ich habe nichts zu sagen, Herr!« sagte Tom; er sprach langsam, fest und bedächtig.

»Willst du es wagen, du alter, schwarzer Christ, zu behaupten, du weißt nichts?« fragte Legree.

Tom schwieg.

»Sprich!« donnerte Legree und schlug wie rasend auf ihn ein. »Weißt du nichts davon?«

»Doch, Herr, ich weiß es, aber ich kann es nicht sagen. Ich kann nur sterben!«

Legree schöpfte tief Atem, seine Wut bezwingend, ergriff er Tom beim Arm, näherte sein Gesicht dem andern und sprach mit schrecklicher Stimme: »Hör zu, Tom — du denkst, weil ich dich sonst immer laufen ließ, ich meinte nicht, was ich sagte; aber diesmal hab' ich alles überlegt und die Kosten überschlagen. Du hast mir immer die Stirn geboten — aber jetzt unterwerfe ich dich oder bringe dich um — eines von beiden.«

Tom blickte seinen Herrn an und antwortete: »Herr, wenn Ihr krank wäret oder in Verlegenheit oder sterben müßtet und ich Euch retten könnte, würde ich Euch mein Herzblut geben. Aber diese Sünde, Herr, solltet Ihr nicht auf Euch nehmen. Das bringt Euch mehr Schaden als mir. Und wenn Ihr mir das Schlimmste antut, meine Qual hat bald ein Ende; aber wenn Ihr nicht bereut, endigt die Eure nie!«

Wie ein seltsamer Geigenton einer himmlischen Musik, den man plötzlich im Sturmwetter auffängt, so erklang in diesem Raum der plötzliche Ausbruch eines echten Gefühls. Erschrocken trat Legree zurück und sah Tom an; die Stille war so tief, daß man das Ticken der alten Uhr hören konnte, die leise die letzten Augenblicke der Gnade und Prüfung bemaß, die dem verhärteten Herzen vergönnt waren.

Es war nur ein Augenblick. Noch eine zögernde Pause, noch eine unentschlossene nachgebende Bewegung, und mit siebenfacher Gewalt kehrte der Geist des Bösen zurück; schäumend vor Wut streckte Legree sein Opfer zu Boden.

Tom öffnete die Augen und sah seinen Herrn an. »Du armer, elender Mensch!« sagte er, »mehr kannst du jetzt nicht tun! Ich vergebe dir von ganzer Seele!« Dann schwanden ihm die Sinne.

»Ich glaube beinahe, er ist erledigt, endlich«, sprach Legree und trat näher, um ihn zu betrachten.

»Ja, tatsächlich. Na, das Maul hätten wir wenigstens zum Schweigen gebracht, das ist ein Trost!«

Ganz hinüber war Tom indessen noch nicht. Seine wunderbaren Worte und frommen Gebete waren den vertierten Schwarzen zu Herzen gegangen, die ihm als Werkzeug der Grausamkeit hatten dienen müssen; kaum war Legree gegangen, legten sie ihn hin und versuchten in ihrer Unwissenheit, ihn ins Leben zurückzurufen — als ob sie ihm damit einen Gefallen täten!

»Wir haben bestimmt etwas Schreckliches gemacht«, sagte Sambo; »hoffentlich muß der Herr dafür büßen und nicht wir.«

Sie wuschen seine Wunden — sie richteten ihm ein armseliges Lager aus Baumwollabfällen her, damit er sich ausstrecken konnte; und einer von ihnen endlich schlich sich ins Haus und bat Legree um einen Schnaps, indem er vorgab, er sei müde und brauche ihn. Er brachte ihn zurück und flößte ihn Tom ein.

»O Tom!« sagte Quimbo, »wir haben dir großes Unrecht getan!«

»Ich vergebe euch von ganzem Herzen«, erwiderte Tom mit versagender Stimme.

Da weinten die beiden wilden Männer.

»Warum habe ich nicht früher von Jesus gehört?« sagte Sambo; »aber jetzt glaube ich! — Ich kann nicht anders! Herr Jesus, erbarme dich unser!«

»Arme Kerle!« flüsterte Tom, »ich will gern alles tragen, wenn es euch zu Christus führt! Lieber Gott, gib mir diese beiden Seelen, ich bitte dich!«

Und dieses Gebet wurde erhört.

40. Kapitel
Der junge Herr

Zwei Tage später fuhr ein junger Mann in einem leichten Wagen ***LA*** durch die Allee von Chinabäumen; den Pferden hastig die Zügel überwerfend, sprang er herab und erkundigte sich nach dem Besitzer.

Es war Georg Shelby; um zu erklären, wieso er hierherkam, müssen wir in unserer Geschichte zurückgreifen.

Der Brief, den damals Miß Ophelia an Mrs. Shelby geschrieben, war durch einen unglücklichen Zufall ein bis zwei Monate auf einem entlegenen Postamt liegengeblieben, ehe er seinen Bestimmungsort erreichte; und natürlich war Tom, bevor der Brief noch an Ort und Stelle ankam, längst in den fernen Sümpfen am Red River verschwunden.

Mrs. Shelby las die Nachricht mit tiefer Anteilnahme; aber daraufhin sofort Schritte zu unternehmen war ein Ding der Unmöglichkeit. Sie war damals als Pflegerin an das Krankenbett ihres Mannes gefesselt, der bewußtlos in schwerem Fieber lag. Georg Shelby, der sich in der Zwischenzeit von einem Jungen zu einem großen jungen Mann entwickelt hatte, stand ihr dabei getreulich zur Seite; er war ihr einziger Rückhalt bei der Durchführung aller Geschäfte. Miß Ophelia hatte ihnen in weiser Voraussicht den Namen des Anwalts genannt, der St. Clares Haushalt auflöste; an diesen einen Brief mit Erkundigungen zu schicken war alles, was sich in der Eile ermöglichen ließ. Als Mr. Shelby wenige Tage später plötzlich starb, traten natürlich andere Dinge gebieterisch in den Vordergrund.

Mr. Shelby bewies sein Vertrauen in die Fähigkeiten seiner Frau, indem er sie zum Vollstrecker seines letzten Willens eingesetzt hatte; daher hatte sie mit den dringendsten und schwierigsten Geschäften sogleich alle Hände voll zu tun.

Mit ihrer charakteristischen Energie machte sich Mrs. Shelby unverzüglich daran, Ordnung zu schaffen, und für einige Zeit war sie mit Georg vollauf beschäftigt, Rechnungen zu sichten und zu sammeln, Teile des Grundbesitzes zu verkaufen und die Schulden zu begleichen; denn Mrs. Shelby hatte beschlossen, reinen Tisch zu machen, gleichgültig, was dann übrigblieb. Inzwischen bekamen sie einen Brief von dem Anwalt, an den Miß Ophelia sie verwiesen hatte, der ihnen mitteilte, daß er nichts Näheres von der Angelegenheit wüßte; der Mann sei bei einer öffentlichen Auktion versteigert worden, er hätte das Geld für ihn bekommen, über seinen Verbleib wüßte er nichts.

Weder Georg noch Mrs. Shelby waren mit diesem Ergebnis zufrieden; als daher Georg ein halbes Jahr später in Geschäften seiner Mutter stromabwärts reiste, beschloß er, persönlich in New Orleans vorzusprechen und Erkundigungen über Tom einzuziehen und ihn zurückzukaufen.

Nach monatelanger, erfolgloser Suche stieß Georg durch einen Zufall auf einen Mann in New Orleans, der ihm Auskunft geben konnte. Mit seinem Geld in der Tasche bestieg unser Held den Dampfer auf dem Red River, fest entschlossen, seinen alten Freund ausfindig zu machen und zurückzubringen.

Er wurde alsbald ins Haus geführt, wo er Legree im Wohnzimmer traf.

Legree begrüßte den Fremden mit etwas säuerlicher Gastfreundschaft.

»Ich habe in Erfahrung gebracht«, sagte der junge Mann, »daß Sie in New Orleans vor längerer Zeit einen Sklaven mit Namen Tom kauften. Er war früher auf dem Hof meines Vaters, und ich möchte gern versuchen, ihn zurückzukaufen.«

Legrees Stirn verfinsterte sich, als er leidenschaftlich losbrach: »Ja, den Burschen habe ich gekauft und damit einen verdammten Fang gemacht! Der aufsässigste, unverschämteste, frechste Hund! Verleitet meine Nigger zum Weglaufen, hat zwei Frauensleuten zur Flucht verholfen, jedes Stück achthundert bis tausend Dollar wert. Er hat es selbst zugegeben, und als ich ihn hieß, mir zu sagen, wo sie wären, ging er hoch und sagte, er wüßte es wohl, aber er würde es nicht sagen; und dabei blieb er, obgleich ich ihn auspeitschen ließ, wie noch nie einen Nigger vorher. Jetzt will er anscheinend sterben, aber ich weiß nicht, ob es ihm gelingt.«

»Wo ist er?« fragte Georg heftig. »Lassen Sie mich zu ihm.« Die Wangen des jungen Mannes brannten in heller Röte, und seine Augen sprühten Funken; aber klugerweise sagte er vorläufig nichts weiter.

»Er liegt im Schuppen«, sagte ein kleiner Bursche, der neben Georgs Pferd stand und es festhielt. Legree trat nach dem Jungen und verwünschte ihn. Aber Georg drehte sich um und begab sich zu dem angegebenen Ort, ohne noch ein Wort zu verlieren.

Tom lag seit zwei Tagen hier; er litt nicht mehr, denn jeder Nerv war ihm zerstört und abgestorben. Meistens dämmerte er in ruhigem Halbschlaf dahin, denn ein kräftiger, gut gebauter Körper entläßt den gefangenen Geist nicht auf der Stelle. Heimlich, in der Dunkelheit der Nacht, hatten sich arme Gestalten zu ihm geschlichen, die ihre karge Nachtruhe opferten, um ihm einen jener kleinen Liebesdienste zu erweisen, in denen er selbst so unerschöpflich gewesen. Gewiß, diese armen Schüler vermochten nur wenig zu geben — nur den Becher kalten Wassers; aber den reichten sie aus vollem Herzen.

Auch Cassy war aus ihrem Versteck geschlüpft und hatte, im Hause

lauschend, von dem Opfer gehört, das Tom ihr und Emme–line gebracht; vergangene Nacht war sie, aller Gefahr zum Trotz, im Schuppen erschienen und hatte sich von den wenigen letzten Worten, die zu äußern Toms liebevolle Seele gerade noch Kraft genug besaß, so rühren lassen, daß der lange Winter der Verzweiflung, das jahrelange Eis auf ihrer Seele endlich nachgegeben hatte; die dunkle verzweifelte Frau hatte gebetet und geweint.

Als Georg den Schuppen betrat, fühlte er, wie ihm alles vor den Augen schwamm und sein Herz sich Zusammenkrampfte.

»Ist es denn möglich? — Ist es denn möglich?« sagte er und kniete neben Tom nieder. »Onkel Tom! Mein armer, armer, alter Freund!«

Etwas Vertrautes in der Stimme schlug an das Ohr des Sterbenden. Sanft bewegte er seinen Kopf, lächelte und sagte:

»Jesus läßt ein Totenbett zu sanften Kissen werden — «

Tränen, die seinem männlichen Herzen alle Ehre machten, rollten dem jungen Mann aus den Augen, als er sich über seinen armen Freund beugte.

»Oh, lieber Onkel Tom! Wach auf — wach noch einmal auf! Sieh her! Hier ist dein junger Herr — dein kleiner Herr Georg! Kennst du mich nicht mehr?«

»Herr Georg!« sagte Tom, die Augen aufschlagend, mit schwacher Stimme, »Herr Georg!«

Aber langsam trat die Erkenntnis in seine Seele; das starre Auge belebte sich und glänzte, das ganze Gesicht erhellte sich. Er faltete die Hände, und Tränen rannen ihm über die Wangen.

»Gott sei gepriesen! Das ist — das ist — alles, was ich mir wünschte! Sie haben mich nicht vergessen, das wärmt mir die Seele, das tut meinem alten Herzen wohl! Jetzt werde ich in Frieden sterben! Lobsinge dem Herrn, meine Seele!«

»Du wirst nicht sterben! Du mußt nicht sterben und darfst gar nicht daran denken! Ich bin doch gekommen, um dich zu kaufen und nach Hause zu holen«, sagte Georg mit ungeduldiger Heftigkeit.

»Oh, Herr Georg, da kommen Sie zu spät. Der Heiland hat mich gekauft und wird mich nach Hause holen — und mich verlangt danach. Der Himmel ist besser als Kentucky.«

»Ach, stirb nicht! Es bringt mich um — es bricht mir das Herz, wenn ich bedenke, was du gelitten hast — und wie du hier in dem alten Schuppen liegst! Armer, armer Kerl!«

»Sagt nicht, armer Kerl!« sprach Tom feierlich. »Ich bin ein armer Kerl gewesen, aber das ist jetzt vorbei und abgetan. Ich stehe schon an der Tür und werde eingehen in die Herrlichkeit; oh, Herr Georg! Der Himmel ist gekommen! Der Sieg ist mein! — Der Heiland hat ihn mir geschenkt! Ehre seinem Namen!«

Georg war von Ehrfurcht erfüllt über die Kraft, die Heftigkeit und Gewalt, mit welcher Tom diese abgerissenen Sätze hervorstieß. Er starrte schweigend vor sich hin.

Tom ergriff seine Hand und fuhr fort: »Ihr müßt es nicht Chloe erzählen, der armen Seele, wie Ihr mich gefunden habt. Das wäre ihr zu schrecklich. Sagt ihr nur, Ihr habt mich in die Herrlichkeit eingehen sehen; und daß ich nicht bleiben konnte. Und sagt ihr, daß mir der Heiland allenthalben beigestanden und mir alles erleichtert hat. Ach, und die armen Kinder, und das Kleine — immer wieder hat sich mein Herz nach ihnen gesehnt. Sagt ihnen allen, daß sie mir folgen sollen! Grüßt den gnädigen Herrn und die liebe gnädige Frau und alle andern daheim. Ihr wißt es nicht, wie lieb ich euch alle habe. Jedes Wesen, überall — alles ist voll Liebe! Oh, junger Herr, was ist das für eine große Sache, ein Christ zu sein!«

In diesem Augenblick schlenderte Legree an der offenen Tür des Schuppens vorbei, blickte mürrisch, mit gespielter Gleichgültigkeit herein und ging vorbei.

»Der alte Satan!« rief Georg in seiner Entrüstung. »Es ist nur ein Trost, wenn man bedenkt, daß der Teufel es ihm eines Tages heimzahlen wird!«

»Oh, nicht doch — so dürft Ihr nicht reden!« sagte Tom und tastete nach seiner Hand; »er ist ein armer, elender Mensch. Es ist schrecklich, wenn man daran denkt! Ach, wenn er nur bereuen würde, der Heiland würde ihm noch verzeihen; aber ich fürchte, das wird er nicht tun.«

»Hoffentlich nicht!« antwortete Georg. »Ich will ihm gewiß nicht im Himmel begegnen.«

»Pst, Herr Georg! Das bekümmert mich. So müssen Sie es nicht ansehen. Er hat mir keinen Schaden zugefügt — nur die Tore zu dem himmlischen Reich geöffnet; mehr nicht!«

In diesem Augenblick schwand der Anflug von Kraft, die, hervorgerufen durch die Freude des Wiedersehens mit seinem jungen Herrn, den Sterbenden vorübergehend belebt hatte. Plötzlich setzte der Verfall ein; er schloß die Augen, und über sein Gesicht glitt die geheimnisvolle, erhabene Veränderung, welche das Nahen einer anderen Welt ankündigt.

In langen, rasselnden Atemzügen holte er Luft, mühsam hob und senkte sich die breite Brust. Ein sieghafter Ausdruck trat auf seine Züge.

Georg war in feierlicher Ehrfurcht erstarrt. Es war ihm, als sei der Ort geheiligt; und als er die leblosen Augen des Toten schloß und sich erhob, war er nur von dem einen Gedanken beseelt, den sein einfacher, alter Freund in die Worte gekleidet hatte: »Was ist das für eine große Sache, ein Christ zu sein!«

Er wandte sich ab. Legree stand verdrossen hinter ihm.

Etwas an der Sterbeszene hatte die natürliche Hitze der jugendlichen Leidenschaft gedämpft. Die Gegenwart dieses Mannes war Georg in der Seele verhaßt, und er fühlte nur den einen Wunsch, mit so wenig Worten wie nur möglich von ihm fortzukommen.

Er blickte Legree aus seinen feurigen, dunklen Augen an und sagte nur, auf den Toten deutend: »Jetzt haben Sie alles bei ihm erreicht. Was soll ich Ihnen für den Leichnam zahlen? Ich will ihn mitnehmen und anständig begraben lassen.«

»Tote Niggers verkaufe ich nicht«, antwortete Legree mürrisch. »Meinetwegen können Sie ihn begraben, wo und wann Sie wollen.«

»Burschen«, sagte Georg jetzt mit befehlender Stimme zu zwei, drei Negern, die den Toten betrachteten, »helft mir, ihn aufzuheben und in meinen Wagen zu tragen; und besorgt mir einen Spaten.«

Einer von ihnen rannte nach dem Spaten; die beiden andern halfen Georg, den Leichnam im Wagen unterzubringen.

Georg breitete seinen Mantel im Wagen aus und ließ den Toten behutsam darauf niederlegen, den Sitz nahm er fort, um genügend Raum zu schaffen. Dann kehrte er sich um, blickte Legree an und sagte mit erzwungener Ruhe:

»Ich habe Ihnen bisher noch nicht gesagt, was ich von dieser schändlichen Geschichte halte; dies ist nicht die Zeit und der Ort dazu. Aber, mein Herr, dieses unschuldige Blut soll gesühnt werden. Ich werde diesen Mord anzeigen. Bei der ersten Magistratsperson werde ich Anklage gegen Sie erheben.«

»Bitte«, erwiderte Legree und schnippte höhnisch mit den Fingern. »Das möchte ich sehen. Wo wollen Sie die Zeugen hernehmen? — Wie wollen Sie es beweisen? Da sehen Sie!«

Georg konnte sich der Überzeugungskraft dieser Verteidigung nicht verschließen. Auf der ganzen Plantage gab es keinen weißen Zeugen, und vor allen südlichen Gerichten ist das Zeugnis der Farbigen gleich Null. In diesem Moment hätte er den Himmel mit dem empörten Schrei seines Herzens nach Gerechtigkeit stürmen können; aber vergebens.

»Wozu auch soviel Aufhebens um einen toten Nigger!« sagte Legree.

Diese wegwerfende Bemerkung fiel wie ein Funken in ein Pulverfaß. Klugheit gehört nicht zu den Haupttugenden der Jungen Kentuckys. Georg fuhr herum und schlug mit einem hitzigen Schlag zu, so daß Legree auf das Gesicht stürzte, und als Georg noch sprühend vor Zorn und Entrüstung über ihm stand, da gab er keine schlechte Personifizierung seines großen Namensvetters ab, der über den Drachen triumphiert hatte.

Manchen Menschen jedoch tut es entschieden gut, wenn sie einmal umgelegt werden. Wenn ein Mann sie glatt in den Staub wirft, scheinen sie sofort Respekt zu bekommen; zu dieser Sorte gehörte Legree. Als er daher

aufstand und sich den Staub aus den Kleidern klopfte, sah er dem langsam verschwindenden Wagen mit einiger Betroffenheit nach und öffnete nicht eher den Mund, als bis er außer Sicht war.

Jenseits der Plantagengrenze hatte Georg eine sandige, trockene Stelle bemerkt, die im Schatten einiger Bäume lag; dort schaufelten sie das Grab.

»Sollen wir den Mantel abnehmen, gnädiger Herr?« fragten die Neger, als das Grab fertig war.

»Nein, nein; begrabt ihn darin. Es ist alles, was ich dir mitgeben kann, armer Tom, und das sollst du haben.«

Sie legten ihn hinein; und die Leute schichteten schweigend den Hügel auf. Sie klopften ihn fest und legten grünen Rasen darüber.

»Jetzt könnt ihr gehen, Burschen«, sagte Georg und drückte jedem ein Geldstück in die Hand. Sie aber zögerten noch.

»Wenn der junge Herr uns vielleicht kaufen würde«, sagte der eine.

»Wir würden ihm getreulich dienen!« setzte der andere hinzu.

»Hier sind harte Zeiten, Herr!« sagte der erste. »Ach, gnädiger Herr, bitte kauft uns doch!«

»Ich kann nicht! — Ich kann nicht!« erwiderte Georg gepreßt und winkte ihnen ab, »es ist unmöglich!« Niedergeschlagen blickten die armen Burschen zu Boden und gingen schweigend zurück.

»Du bist mein Zeuge, ewiger Gott«, betete Georg und kniete am Grabe seines armen Freundes nieder, »oh, sei mein Zeuge, daß ich von dieser Stunde an alles tun will, was ein Mann vermag, um mein Land vom Fluch der Sklaverei zu befreien!«

41. Kapitel
Eine wahre Gespenstergeschichte

Nicht ohne Grund liefen zu dieser Zeit unter Legrees Hauspersonal Gespenstergeschichten um.

Flüsternd teilte man sich mit, daß in der Totenstille der Nacht Schritte auf der Treppe zum Boden zu hören seien, die durch das Haus patrouillierten. Vergeblich hatte man die obere Flurtür zugeriegelt; entweder hatte das Gespenst einen zweiten Schlüssel in der Tasche oder machte von dem uralten Vorrecht der Geister Gebrauch und schlüpfte durch das Schlüsselloch, um nach wie vor mit einer Ungeniertheit überall umherzuwandeln, die in der Tat beunruhigend war.

Legree konnte dieses Gemunkel nicht überhören; je mehr man bemüht war, es ihm zu verbergen, desto mehr regte es ihn auf. Er trank mehr Schnaps als gewöhnlich, hielt seinen Kopf dreist in die Höhe und fluchte während des Tages lauter denn je; aber er hatte schlechte Träume und die nächtlichen Geräusche im Haus waren alles andere als angenehm. Am Abend des Tages, an dem Toms Leichnam fortgetragen worden war, ritt er zu einem Zechgelage in der nächsten Stadt und feierte dort unmäßig. Spät und müde heimgekommen, verschloß er seine Tür, zog den Schlüssel ab und stellte einen Stuhl davor; er setzte eine Nachtlampe an das Kopfende seines Bettes und legte seine Pistole dazu. Er prüfte die Riegel und Schlösser der Fenster, schwor sich selber >Der Teufel und alle Engel sollten ihn nicht kümmern< und schlief ein.

Nun, ja, er schlief, denn er war müde — er schlief fest. Aber schließlich fiel ein Schatten auf seinen Schlaf — ein Entsetzen — die Gewißheit, daß etwas Schreckliches über ihm lag. Er dachte, es sei das Leichentuch seiner Mutter, aber dann war es Cassy, die es hochhielt und ihm zeigte. Er hörte einen wirren Lärm von Ächzen, stöhnenden Stimmen, und fortgesetzt wußte er, daß er schlief, und mit sich kämpfte, um aufzustehen. Jetzt war er hell wach. Da wußte er, daß etwas in seine Stube kam. Er wußte, daß die Tür sich öffnete, aber er konnte weder Hand noch Fuß bewegen. Schließlich fuhr er erschrocken herum; die Tür war offen, und er sah, wie eine Hand die Lampe löschte.

In dem wolkigen, unsichern Mondlicht, da sah er es! — Etwas Weißes, das hereinglitt! Er hörte das leise Rascheln der Gespensterkleider. An seinem Bett hielt es inne: eine kalte Hand berührte ihn, und eine Stimme sagte dreimal in leisem, grausigem Flüsterton: »Komm! Komm! Komm!« Der Angstschweiß brach ihm aus, er wußte nicht, wann und wie es verschwunden war. Er sprang

aus dem Bett und zog an der Tür. Sie war verschlossen und verriegelt, da schlug der Mann besinnungslos zu Boden.

Seitdem trank Legree stärker als vorher. Er trank nicht länger mit Maß und Sinn, jetzt trank er unmäßig und sinnlos.

Kurz darauf ging ein Gerücht im Lande um, daß er krank sei und im Sterben liege. Seine Ausschweifungen hatten zu jener furchtbaren Krankheit geführt, welche die finsteren Schatten einer kommenden Vergeltung schon auf dieses Leben wirft. Niemand konnte die Schrecken seiner Krankenstube ertragen, wenn er tobte und schrie und von Geschichten sprach, bei denen allen, die ihn hörten, das Blut in den Adern gefror; noch an seinem Sterbebett stand eine unbewegliche, weiße, unerklärliche Gestalt und sagte: »Komm! Komm! Komm!«

Durch einen merkwürdigen Zufall stand nach derselben Nacht, in der Legree diese Vision erschien, am Morgen die Haustür offen, und einige Neger hatten gesehen, wie zwei Gestalten die Allee zur Landstraße hinunterschwebten.

Es war fast Sonnenaufgang, als Cassy und Emmeline für einen Augenblick in einem kleinen Wäldchen nahe der Stadt rasteten.

Cassy war nach Art der spanischen Kreolinnen ganz in Schwarz gekleidet. Ein kleines, schwarzes Häubchen auf dem Kopf, von einem reich gestickten Schleier bedeckt, verhüllte ihr Gesicht. Sie waren übereingekommen, daß sie auf ihrer gemeinsamen Flucht die Rolle einer kreolischen Dame und Emmeline die einer Zofe spielen sollten.

Da sie von früher Jugend an in der höchsten Gesellschaftsklasse aufgewachsen war, stand Cassys Benehmen, ihre Sprache und ihre Haltung völlig mit dieser Vorstellung im Einklang; sie besaß noch immer genug von ihrer einst so glänzenden Garderobe und ihrem Schmuck, um in dieser Verkleidung eine vorzügliche Figur zu machen.

Am Rande der Stadt hielten sie an, wo in einem Laden Koffer zum Verkauf auslagen, von denen sie einen stattlichen erstanden. Begleitet von einem Burschen mit dem Gepäckstück und Emme–line, die ihr die gestickte Reisetasche und verschiedene Bündel trug, hielt sie ihren Einzug in dem kleinen Gasthof, ganz wie eine Dame von Stand.

Die erste Person, die ihr nach ihrer Ankunft auffiel, war Georg Shelby, der dort den nächsten Dampfer erwartete.

Durch das Astloch ihres Speichers hatte Cassy den jungen Mann bereits bemerkt und gesehen, wie er Toms Leichnam hinwegtragen ließ, und mit geheimer Genugtuung hatte sie seine Begegnung mit Legree verfolgt. Infolgedessen hatte sie aus den Gesprächen der Neger, die sie während ihrer nächtlichen Gespenstergänge belauschte, sich ein Bild machen können, wer er

Telegram@shabarsbibliothek

war und in welcher Beziehung er zu Tom stand. Sie fühlte sich daher vertrauensvoll zu ihm hingezogen, als sie entdeckte, daß er gleichfalls beabsichtigte, den nächsten Dampfer zu benutzen.

Cassys ganzes Auftreten, ihre offensichtlich sehr guten finanziellen Verhältnisse ließen über ihre Person keinerlei Verdacht in dem Hotel aufkommen. Man pflegte sich niemals so eingehend mit Personen zu beschäftigen, die gut zahlten — ein Umstand, den Cassy vorausgesehen hatte, als sie damals genügend Geld zu sich steckte.

Vor Anbruch der Nacht hörte man einen Dampfer anlegen, und Georg Shelby war Cassy beim Einsteigen mit jener Höflichkeit behilflich, die jedem Kentuckier selbstverständlich ist; er bemühte sich sogleich, ihr eine gute Kabine zu besorgen.

Solange sie auf dem Red River waren, beschränkte sich Cassy unter dem Vorwand der Kränklichkeit auf ihr Bett und ihre Kabine, ihre Zofe bediente sie mit allen Zeichen sichtbarer Hingabe.

Als sie dann den Mississippi erreichten und Georg erfuhr, daß die fremde Dame gleichfalls stromaufwärts reiste, erbot er sich, auf dem Dampfer, den auch er benutzte, ihr wiederum eine gute Kabine reservieren zu lassen, gutherzig ihre schwache Gesundheit bedauernd, und gern gewillt, ihr in allem behilflich zu sein.

Da finden wir also die ganze Gesellschaft auf dem guten Dampfer >Cincinnati<, der unter einer mächtigen Rauchfahne machtvoll den Strom hinauffuhr.

Cassys Gesundheit hatte sich inzwischen erheblich gebessert. Sie saß jetzt an Deck, nahm an der Tafel teil und wurde als eine Dame angesehen, die sehr schön gewesen sein mußte.

Vom ersten Moment an, als Georg ihr Gesicht mit einem ersten Blick gestreift, wurde er von einer jener fließenden, unbestimmten Erinnerungen verfolgt, die fast jeden einmal heimsuchen und zuweilen nicht mehr loslassen. Er mußte sie immer wieder betrachten und sie ständig beobachten. Bei Tisch, oder wenn sie in der Tür ihrer Kabine saß, konnte sie immer wieder dem Blick des jungen Mannes begegnen, der ihn sogleich höflich zurückzog, sobald sie durch ihr Benehmen verriet, daß sie die Beobachtung empfand.

Cassy wurde unruhig. Sie überlegte, ob er sie verdächtigte, und beschloß schließlich, sich völlig seiner Großmut auszuliefern und ihm ihre ganze Geschichte anzuvertrauen.

Georg war von Herzen geneigt, mit jedem Mitgefühl zu haben, der Legrees Plantage entronnen war — ein Ort, bei dessen Erinnerung oder Erwähnung er alle Geduld verlor. Mutig alle Folgen außer acht lassend, was für sein Alter und

seinen Stand nur allzu charakteristisch war, versicherte er ihr, er würde alles tun, was in seiner Macht stünde, um sie zu beschützen und durchzubringen.

Die nächste Kabine bewohnte eine französische Dame mit Namen de Thoux, die in Begleitung ihrer kleinen Tochter reiste, einem Mädelchen von ungefähr zwölf Jahren.

Diese Dame hatte aus Georgs Unterhaltung kaum gehört, daß er aus Kentucky stammte, als sie offensichtlich geneigt schien, seine Bekanntschaft zu machen, worin sie durch die Anmut ihres kleinen Mädchens unterstützt wurde, die ein reizendes Spielzeug abgab, um die öde Langweile einer vierzehntägigen Dampferfahrt zu vertreiben.

Georgs Liegestuhl stand oft unter der Tür ihrer Kabine, und Cas–sy konnte, wenn sie auf Deck saß, ihre Unterhaltung verfolgen.

Madame de Thoux zog höchst genaue Erkundigungen über Kentucky ein, wo sie, wie sie sagte, früher einmal gelebt hatte. Georg entdeckte zu seiner Überraschung, daß sie ganz in seiner Nachbarschaft gewohnt haben mußte, ihre Fragen verrieten eine Kenntnis der Leute und der Umgebung, die ihn völlig verblüffte.

»Kennen Sie vielleicht«, sagte Madame de Thoux eines Tages zu ihm, »in Ihrer Nachbarschaft einen Mann mit Namen Harris?«

»Es gibt da einen alten Burschen dieses Namens, der nicht weit vom Gut meines Vaters lebt«, erwiderte Georg. »Wir haben allerdings nicht viel mit ihm zu tun gehabt.«

»Ich glaube, er ist ein großer Sklavenhalter, nicht wahr?« fragte Madame de Thoux in einer Art und Weise, die größeres Interesse verriet, als sie zu zeigen gewillt war.

»Das ist er«, stimmte Georg zu, leicht überrascht von soviel Eifer.

»Haben Sie jemals gehört, ob er einen — vielleicht haben Sie gehört — daß er einen Mulattenjungen mit Namen Georg hatte?«

»Oh, gewiß — Georg Harris — den kenne ich gut; er heiratete ein Mädchen meiner Mutter, aber ist jetzt nach Kanada entflohen.«

»Wirklich?« rief Madame de Thoux rasch. »Gott sei gedankt!«

Georg sah wie ein lebendiges Fragezeichen aus, aber er sagte nichts.

Madame de Thoux stützte ihren Kopf in die Hand und brach in Tränen aus.

»Er ist mein Bruder!« sagte sie.

»Madame!« rief Georg, jetzt vollständig überrascht.

»Ja«, sagte Madame de Thoux, stolz den Kopf erhebend und sich die Tränen trocknend; »Mr. Shelby, Georg Harris ist mein Bruder!«

»Ich bin tief erstaunt!« sagte Georg und schob seinen Stuhl zwei Schritte zurück, um Madame de Thoux zu betrachten.

»Ich wurde in den Süden verkauft, als er noch ein Knabe war«, fuhr sie fort. »Ein guter und großmütiger Mann hatte mich gekauft. Er nahm mich mit nach Westindien, schenkte mir die Freiheit und heiratete mich. Er ist vor kurzem verstorben, und ich reise jetzt nach Kentucky und will versuchen, meinen Bruder zu finden und auszulösen.«

»Ich erinnere mich, daß er von einer Schwester Emily sprach, die in den Süden verkauft wurde.«

»Ja, ganz recht! Das bin ich«, antwortete Madame de Thoux, »Erzählen Sie, was für ein Mensch …«

»Ein prächtiger, junger Mann«, unterbrach sie Georg, »trotzdem der Fluch der Sklaverei auf ihm lag. Er bekam ein erstklassiges Zeugnis, sowohl über seine Intelligenz wie über seine moralische Sauberkeit! Ich weiß das, verstehen Sie«, setzte er hinzu, »weil er in unser Haus geheiratet hat.«

»Was ist sie für ein Mädchen?« fragte Madame de Thoux eifrig.

»Ein Juwel!« erwiderte Georg. »Ein schönes, kluges, liebenswürdiges Mädchen. Sehr fromm. Meine Mutter hat sie erzogen und fast wie eine Tochter gehalten. Sie konnte lesen und schreiben, wunderbar sticken und nähen und hatte eine schöne Singstimme.«

»Wurde sie in Ihrem Hause geboren?« fragte Madame de Thoux.

»Nein, Vater kaufte sie unterwegs, als er einmal in New Orleans war, und brachte sie Mutter als Geschenk mit. Damals war sie acht oder neun Jahre alt. Vater hatte nie sagen wollen, was er für sie zahlen mußte, aber neulich, als wir seine Papiere durchsahen, stießen wir auf den alten Kaufvertrag. Er hatte allerdings eine riesige Summe bezahlt — vermutlich wegen ihrer ungewöhnlichen Schönheit.«

Georg saß mit dem Rücken zu Cassy, so daß er den aufmerksamen Ausdruck ihres Gesichts nicht sehen konnte, während er diese Einzelheiten erzählte.

Aber bei diesem Punkte seiner Geschichte berührte sie plötzlich seinen Arm und fragte mit einem Gesicht, schneeweiß vor brennendem Interesse: »Wissen Sie vielleicht noch den Namen der Leute, denen er das Kind abkaufte?«

»Der Mann, der vornehmlich an dem Geschäft beteiligt war. hieß Simmons, glaube ich — wenigstens stand es so auf dem Kaufvertrag.«

»Oh, mein Gott!« sagte Cassy und brach ohnmächtig zusammen.

Jetzt war Georg hell wach und ebenso Madame de Thoux. Obwohl niemand von beiden sich die Ursache von Cassys Ohnmacht vorstellen konnte, erhob sich dennoch ein Tumult, wie es in einem solchen Fall nicht anders sein kann: Georg warf in der Wärme seines humanen Gefühls einen Wasserkrug um und zerbrach zwei Gläser, verschiedene Damen in der Nähe hatten kaum von einer Ohnmacht

gehört, als sie schon in die Kabine stürzten und soweit wie möglich alle frische Luft aussperrten, so daß im ganzen alles getan wurde, was zu erwarten gewesen wäre.

Arme Cassy, als sie sich erholt hatte, drehte sie ihr Gesicht zur Wand und schluchzte wie ein Kind — vielleicht, Mutter, kannst du beschreiben, was sie dachte; vielleicht auch nicht. Aber in jener Stunde war sie sicher, daß Gott sich ihrer erbarmt hatte und daß sie ihre Tochter wiedersehen würde — wie es nach Monaten auch geschah -, aber damit greifen wir vor.

42. Kapitel
Ergebnisse

Die übrige Geschichte ist bald erzählt. Georg Shelby bemühte sich sogleich, bewegt nicht nur — und darin jedem andern jungen Manne ähnlich — von dem romantischen Zusammentreffen, sondern auch von Gefühlen der Menschlichkeit, Cassy den Kaufvertrag über Eliza zuzustellen, dessen Daten und Namen alle mit ihrem eigenen Wissen der Tatsache übereinstimmten und sie nicht länger über die Identität ihres Kindes im Ungewissen ließen. Sie hatte nun nur noch zu ermitteln, welchen Weg die Flüchtlinge genommen hatten.

Madame Thoux und sie, durch diese einzigartige Schicksalsverknüpfung unlöslich miteinander verbunden, reisten unverzüglich nach Kanada weiter und begannen dort die Suche von einer Quäkersiedlung zur anderen, wo die zahlreichen, der Sklaverei entronnenen Flüchtlinge Aufnahme fanden. In Amherstberg machten sie den Missionar ausfindig, bei dem Georg und Eliza nach ihrer Ankunft in Kanada Obdach gefunden hatten, und durch ihn vermochten sie die Familie weiter nach Montreal zu verfolgen.

Georg und Eliza lebten nun schon fünf Jahre in Freiheit. In dem Geschäft eines tüchtigen Maschinisten hatte Georg Beschäftigung gefunden, wodurch er genügend verdiente, um seine Familie angemessen zu ernähren, die sich inzwischen um eine kleine Tochter vergrößert hatte.

Der kleine Harry, ein prächtiger, aufgeweckter Junge, besuchte eine gute Schule, wo er tüchtige Fortschritte machte.

Der würdige Pastor von der Station in Amherstberg war so interessiert an Madame de Thoux' Enthüllungen, daß er sich von ihren Vorstellungen bewegen ließ und sie auf ihrer Suche nach Montreal begleitete.

Der Schauplatz wechselt nun zu einer kleinen, hübschen Wohnung am Stadtrande von Montreal; es ist Abend. Ein lustiges Feuer prasselt auf dem Herd, der Teetisch, bedeckt mit einem schneeweißen Tuch, ist zum Abendbrot gerichtet. In einer Zimmerecke steht ein Tisch mit einem grünen Tuch, auf dem sich ein offenes Schreibpult mit Federn und Papier befindet, darüber stehen auf einem Bücherbrett gute, ausgewählte Bücher.

Das war Georgs Studierstube. Dasselbe Bildungsstreben, das ihn schon in früher Jugend trotz Plackerei und Mißerfolgen dazu getrieben hatte, sich die vielbegehrten Künste des Lesens und Schreibens anzueignen, beseelte ihn noch immer, er widmete jede Mußestunde seiner Fortbildung.

Gegenwärtig sitzt er am Tisch und macht sich Notizen nach einem Band aus der Familienbibliothek.

»Nun komm, Georg«, sagte Eliza, »den ganzen Tag hast du geschafft. Jetzt leg das Buch einmal hin und laß uns ein bißchen plaudern, während ich das Essen richte — bitte.«

Und die kleine Eliza unterstützt ihre Aufforderung, indem sie zum Vater wackelt und versucht, ihm das Buch aus der Hand zu ziehen und sich statt dessen auf seinem Knie niederzulassen.

»Oh, du kleiner Racker«, sagt Georg nachgebend, wie es der Mann unter solchen Umständen immer tun muß.

»So ist es recht«, meint Eliza, während sie einen Laib Brot anschneidet; ein wenig älter sieht sie aus; ein wenig voller ist ihre Gestalt, ein wenig matronenhaft trägt sie jetzt ihr Haar, aber offensichtlich ist sie zufrieden und glücklich, wie Frauen das brauchen.

»Harry, mein Junge, wie ist es dir heute mit der Rechenaufgabe ergangen?« fragt Georg, während er seinem Sohn die Hand auf den Kopf legt.

Harry hat seine langen Locken eingebüßt, aber was er nicht einbüßen kann, sind seine Augen und Wimpern und die schöne, kühne Stirn, die sich jetzt vor Freude rötet, als er triumphierend antwortet: »Ich habe sie ganz allein gelöst, Vater, und niemand hat mir geholfen.«

»Das ist recht«, sagt sein Vater; »verlaß dich auf dich selbst, mein Sohn. Du hast bessere Chancen, als dein armer Vater hatte.«

In diesem Augenblick klopft es an die Tür, und Eliza geht und öffnet. Ihr erfreutes »Was — sind Sie das?« ruft ihren Gatten herbei, und beide heißen ihren guten Pastor aus Amherstberg willkommen. Zwei Frauen begleiten ihn, und Eliza bittet sie, Platz zu nehmen.

Nun hatte der ehrliche Pastor ein kleines Programm entworfen, wonach sich diese Angelegenheit entwickeln sollte; auf ihrem Wege hierher hatte einer den andern weise und bedachtsam ermahnt, nur ja nichts zu verraten und sich strikte an die Verabredung zu halten.

Wie groß war daher die Bestürzung des guten Mannes, nachdem er kaum die Damen zum Sitzen aufgefordert und sein Taschentuch hervorgezogen hatte, um sich den Mund abzuwischen, damit er seine Einleitungsrede in guter Ordnung vortragen könnte, als Madame de Thoux den ganzen Plan über den Haufen warf, indem sie Georgs Hals mit beiden Armen umschlang und alles mit den Worten verriet: »Oh, Georg! Erkennst du mich nicht? Ich bin deine Schwester Emily!«

Cassy hatte mit größerer Ruhe Platz genommen und würde ihre Rolle auch gut durchgeführt haben, wenn nicht die kleine Eliza plötzlich vor ihr aufgetaucht

wäre, in genau derselben Gestalt, in jeder Linie und Ringellocke das genaue Ebenbild ihrer Tochter, wie Cassy sie zuletzt gesehen hatte. Das kleine Ding lugte ihr ins Gesicht, und Cassy fing sie in beiden Armen auf, preßte sie an ihre Brust und sagte, was sie im Moment auch wirklich glaubte: »Mein Liebling, ich bin deine Mutter!«

Es war in der Tat eine schwierige Aufgabe, nun alles wieder ins richtige Gleis zu bringen, aber schließlich gelang es dem guten Pastor, die allgemeine Ruhe herzustellen und die Rede zu halten, mit welcher die Sache eingeleitet werden sollte. Aber noch jetzt war sein Erfolg so groß, daß seine Zuhörer allesamt in Schluchzen ausbrachen. Damit hätte jeder Redner vollauf befriedigt sein können.

Sie knieten zusammen nieder, und der gute Mann betete; dann erhob sich die neugefundene Familie und umarmte einander, voll neuen Vertrauen zu Gott, der sie aus Unbill und Gefahren auf so ungewöhnlichen Wegen zusammengeführt hatte.

Nach ein, zwei Tagen erzählte Madame de Thoux ihrem Bruder die Einzelheiten ihrer Verhältnisse. Der Tod ihres Mannes hatte sie in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gesetzt, das sie der Familie großzügig zur Verfügung stellte. Als sie Georg fragte, auf welche Weise sie es am besten für ihn anlegen sollte, antwortete er: »Schenk mir ein Studium, Emily; das ist immer mein Herzenswunsch gewesen.«

Nach reiflicher Überlegung kam man überein, daß die ganze Familie sich für einige Jahre nach Frankreich begeben solle, wohin sie sich alsbald einschifften und Emmeline mit sich nahmen. Das hübsche Äußere des jungen Mädchens gewann ihr die Neigung des ersten Steuermannes auf dem Dampfer, und kurz nachdem sie im ersten Hafen eingelaufen waren, wurde sie sein Weib.

Georg studierte vier Jahre an einer französischen Universität, durch seinen unverdrossenen Eifer erwarb er sich eine sehr gediegene akademische Bildung.

Als in Frankreich politische Unruhen ausbrachen, suchte die Familie wieder Zuflucht in Kanada.

Von unseren anderen Freunden ist nicht viel Besonderes zu berichten, ausgenommen noch ein Wort über Miß Ophelia und Top–sy und ein Abschiedskapitel, das wir Georg Shelby widmen wollen.

Miß Ophelia nahm Topsy mit sich nach Vermont, sehr zur Überraschung des würdigen Familienrates, den ein Neu–Engländer gern mit dem Ausdruck >unsere Sippe< belegt. >Unsere Sippe< fand anfangs, das Negerkind sei eine merkwürdige und unnötige Neuerwerbung ihres wohlgepflegten Hausstandes; aber Miß Ophelia war in ihrem gewissenhaften Bemühen, an ihrem Schützling ihre Christenpflicht zu erfüllen, so tüchtig und erfolgreich, daß Topsy sich rasch

die Gunst der Sippe und der Nachbarschaft erwarb. Als sie das Jungfrauenalter erreichte, wurde sie auf ihren eigenen Wunsch getauft und Mitglied der dortigen christlichen Kirche. Dabei zeigte sie soviel Klugheit, Tatkraft und Eifer und soviel Bestreben, Gutes in der Welt zu tun, daß sie schließlich als Missionarin bestätigt und nach Afrika empfohlen wurde. Und wir haben uns sagen lassen, daß der Tatendrang und die Erfindungsgabe des Kindes, das in seiner Entwicklung so unruhig und vielseitig gewesen, sich jetzt sicherer und besser betätigte in der Erziehung der Kinder ihres eigenen Landes.

Nachschrift: Es mag einigen Müttern eine Befriedigung sein, wenn wir noch ergänzend berichten, daß die Nachforschungen, die auf Madame de Thoux' Betreiben angestellt wurden, kürzlich zur Entdeckung von Cassys Sohn geführt haben. Als energischer junger Mann war er schon einige Jahre vor seiner Mutter entflohen. Freunde der Unterdrückten im Norden hatten ihn aufgenommen und erziehen lassen. Er wird seiner Familie bald nach Afrika folgen.

43. Kapitel
Der Befreier

Georg Shelby hatte seiner Mutter nur in einer Zeile den Tag seiner wahrscheinlichen Rückkehr mitgeteilt. Er brachte es nicht übers Herz, von der Sterbeszene seines alten Freundes zu schreiben. Ein paarmal hatte er angesetzt und war jedesmal beinah an seinen Tränen erstickt, so daß er schließlich den Briefbogen zerriß, sich die Augen wischte und fortstürzte, um ruhig zu werden.

Auf der Shelbyfarm herrschte eine frohe Geschäftigkeit an dem Tage, als man die Ankunft des jungen Herrn erwartete.

Mrs. Shelby saß in ihrem gemütlichen Wohnzimmer, wo ein munteres Feuer die Kühle des späten Herbstabends vertrieb. Der Abendbrottisch, blitzend von Silber und Kristall, war schon gedeckt; unsere alte Freundin, Tante Chloe, überwachte seine Anordnung.

Angetan mit einem neuen Kalikokleid, einer frischen, weißen Schürze und einem hohen, gutgestärkten Turban, erstrahlte ihr schwarzes, glänzendes Gesicht vor Zufriedenheit; mit unnötiger Gewissenhaftigkeit machte sie sich noch am Tisch zu schaffen, nur um einen Vorwand zu haben, noch ein wenig mit ihrer Herrin schwätzen zu können.

»Gott, nein, wird es ihm wohl so recht sein?« fragte sie. »Da–ich hab ihm seinen Teller genau dort hingesetzt, wo er es gern hat — neben das Feuer. Herr Georg sitzt immer gern warm. Ach, da soll doch — warum hat Sally nicht die beste Teekanne geholt — die kleine neue, die Herr Georg der gnädigen Frau zu Weihnachten schenkte? Ich werde sie holen. Und gnädige Frau bekam Nachricht von Herrn Georg?« setzte sie fragend hinzu.

»Ja, Chloe; aber nur eine Zeile, um zu melden, daß er heute abend heimkäme, wenn er könnte, mehr nicht.«

»Hat wohl nichts über meinen Alten geschrieben?« fragte Chloe und rieb noch an der Teetasse.

»Nein, gar nichts. Er schrieb nichts weiter, Chloe. Er wird alles erzählen, wenn er nach Hause kommt.«

»Ganz der junge Herr; hat immer drauf gebrannt, alles selber zu erzählen. Das hab' ich bei Herrn Georg immer bemerkt. Ich verstehe ja auch nicht, wie weiße Leute so viel schreiben können, wie sie gewöhnlich tun. — Schreiben ist so ein langsames Geschäft.«

Mrs. Shelby lächelte.

»Ich muß immer denken, mein Alter wird seine Söhne und die Kleine gar nicht wiedererkennen. Gott, was ist sie jetzt für ein großes Mädchen! Und wie lieb und fix ist Polly! Sie backt jetzt drüben im Haus den Biskuitkuchen. Er hat dieselbe Füllung, wie sie mein Alter so gern im Kuchen hat. Genau denselben hab' ich ihm damals vorgesetzt, als er morgens fortging. Gott behüte! Wie ist mir an dem Morgen zumute gewesen!«

Mrs. Shelby seufzte. Ein schweres Gewicht drückte bei dieser Erinnerung auf ihr Herz. Seitdem sie den Brief ihres Sohnes erhalten, verspürte sie eine Unruhe, als ob sich irgend etwas hinter dem Vorhang des Schweigens verberge, den ihr Sohn herabgelassen hatte.

»Gnädige Frau hat doch die Scheine?« fragte Chloe besorgt.

»Ja, Chloe.«

»Weil ich meinem Alten die Scheine zeigen möchte, die der >Per–ditor< mir gab. >Und Chloe<, hat er gesagt, >ich wünschte nur, du würdest länger hierbleiben.< >Vielen Dank, Herr<, habe ich gesagt. >Ich bliebe auch, aber mein Alter kommt jetzt heim, und die gnädige Frau schafft es nicht länger ohne mich. < Genau das hab' ich gesagt. Sehr netter Mann, der Mr. Jones.«

Chloe hatte hartnäckig darauf bestanden, daß dieselben Scheine, in denen man ihr den Lohn ausgezahlt hatte, aufgehoben werden sollten, um sie ihrem Mann zu zeigen, als eine Erinnerung an ihre Tüchtigkeit; und Mrs. Shelby war gern einverstanden gewesen, ihr diesen Wunsch zu erfüllen.

»Polly wird er nicht mehr kennen — mein Alter. Gott, es sind fünf Jahre her, seit sie ihn mitnahmen. Da war sie noch ein Baby–konnte gerade stehen. Ich weiß noch, wie er sich die Seiten hielt vor Lachen, weil sie immer hinpurzelte, wenn sie sich ans Laufen machte. Ach, du lieber Gott!«

Jetzt hörte man draußen Räderrollen.

»Herr Georg!« rief Tante Chloe und stürzte ans Fenster.

Mrs. Shelby lief zur Haustür, direkt in die Arme ihres Sohnes. Tante Chloe stand ängstlich am Fenster und sah sich in der Dunkelheit beinahe die Augen aus.

»Oh, du arme Tante Chloe!« rief Georg und blieb mitleidig stehen, mit beiden Händen ergriff er ihre harte, schwarze Hand. »Ich hätte gern mein ganzes Vermögen hingegeben, um ihn mitzubringen, aber er ist in ein besseres Land gegangen.«

Mrs. Shelby stieß einen leidenschaftlichen Schmerzensschrei aus, aber Tante Chloe sagte gar nichts.

Zusammen betraten sie das Eßzimmer. Da lag das Geld, auf das Chloe so stolz war, noch auf dem Tisch. »Hier«, sagte sie, es zusammenraffend, und hielt es ihrer Herrin mit zitternden Händen hin, »will nie wieder etwas davon sehen

oder hören. Ich hab' gewußt, daß es so kommt — verkauft und ermordet — da unten auf den alten Plantagen!«

Chloe wandte sich ab und wollte stolz das Zimmer verlassen. Aber Mrs. Shelby folgte ihr sanft, nahm sie bei der Hand und zog sie auf einen Stuhl, dann setzte sie sich zu ihr.

»Meine arme gute Chloe!« sagte sie.

Da lehnte Chloe ihren Kopf an die Schulter ihrer Herrin und schluchzte auf. »Oh, gnädige Frau, verzeiht mir, mein Herz will brechen, weiter nichts!«

»Ich weiß«, sagte Mrs. Shelby, und ihre Tränen flossen; »und ich kann es nicht heilen, aber Jesus kann es. Er heilt die gebrochenen Herzen und verbindet ihre Wunden.«

Einige Zeit herrschte Schweigen. Schließlich setzte sich Georg neben die Trauernde, nahm ihre Hand und erzählte in schlichten Worten die ergreifende Sterbeszene ihres Mannes und seine letzte Botschaft der Liebe.

Ungefähr einen Monat später wurden eines Morgens alle Leute der Shelbyfarm in die große Halle zusammengerufen, die sich der Länge nach durch das Haus erstreckte, um eine kurze Mitteilung ihres jungen Herrn entgegenzunehmen.

Zur allgemeinen Überraschung erschien er unter ihnen mit einem Stoß Papieren, die für jeden einzelnen eine Freilassungsurkunde enthielten, die er nacheinander verlas und unter allgemeinem Schluchzen, Tränen und Zurufen an jeden verteilte.

Doch viele drängten sich um ihn und baten inständig, er möge sie nicht wegschicken, mit angstvollen Gesichtern reichten sie ihm ihre Freibriefe zurück.

»Wir wollen nicht freier sein als vorher. Wir haben immer alles gehabt, was wir brauchen. Wir wollen hier nicht fort und den Herrn und die gnädige Frau und alle verlassen.«

»Gute Freunde«, sagte Georg, sobald er sich Ruhe verschafft hatte. »Ihr braucht mich nicht zu verlassen. Das Gut braucht nach wie vor alle Hände zur Arbeit. Aber ihr seid jetzt freie Männer und freie Frauen. Ich werde eure Arbeit entlohnen, das machen wir noch ab. Der Vorteil liegt nur darin, daß ihr, falls ich in Schulden gerate oder sterbe — was geschehen kann -, jetzt nicht geholt und verkauft werden könnt. Ich beabsichtige, das Gut weiter zu führen, und dann sollt ihr bei mir lernen, was wohl einige Zeit dauert, wie ihr die Rechte gebrauchen sollt, die ich euch als freie Menschen einräume. Ich erwarte, daß ihr fleißig und willig lernt, und ich vertraue auf Gott, daß ich euch getreulich und bereitwillig unterweise. Jetzt aber, meine Freunde, blickt hinauf und dankt Gott für den Segen der Freiheit.«

Nun erhob sich ein bejahrter Negerpatriarch, der auf dem Gut grau und

blind geworden war, hob seine zitternde Hand auf und sagte: »Laßt uns dem Herrgott Dank sagen.« Da sanken alle gleichzeitig auf die Knie, und nie ist ein rührenderes Tedeum zum Himmel gestiegen — sei es auf Orgelklängen, Glockengeläut oder Choralstimmen als jenes, das aus diesen ehrlichen Herzen drang.

»Und noch etwas«, sagte Georg und gebot den Dankesbezeugungen der Menge Einhalt. »Ihr kennt doch alle noch unsern guten, alten Onkel Tom?«

Georg gab ihnen eine kurze Schilderung seiner Todesstunde; er bestellte seine liebevollen Lebewohlgrüße an alle auf dem Gut und setzte hinzu:

»An seinem Grabe, meine Freunde, beschloß ich vor Gott, daß ich niemals wieder einen Sklaven besitzen will, wenn es mir möglich wäre, ihn freizulassen; niemand soll mehr durch mich der Gefahr ausgesetzt werden, von Heimat und Familie fortgerissen, auf einer einsamen Plantage zu sterben wie er. Wenn ihr also jetzt euch eurer Freiheit freut, vergeßt es nicht, daß ihr sie dieser treuen, alten Seele verdankt, und vergeltet es mit Freundlichkeit an seinem Weib und seinen Kindern. Denkt an eure Freiheit, jedesmal, wenn ihr an Onkel Toms Hütte vorbeikommt, und laßt sie zum Denkmal werden, damit ihr in seine Fußstapfen tretet und so ehrlich und treu seid und ebenso christlich, wie er es war.«

---

notes

Примечания

1

Erste Form der Photographie.

2

Bezeichnung für Quäker.